



68/2014 Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

LUDWIGSBURGER GESCHICHTSBLÄTTER

Umschlagbild

Schlossstraße in Schöckingen,
Blick auf das Fachwerkensemble

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e.V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 68

Mit 99 Abbildungen

2014

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

ISSN 0179-1842

Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Redaktion: Dr. Thomas Schulz, Remseck
unter Mitarbeit von Wolfgang Läßle, Asperg

Produktion und Layout: Karl-Heinz Zimmerstädt, Steinheim/Murr
Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich
Gesamtherstellung: WALTER Medien GmbH, Brackenheim-Hausen
Geschäftsstelle des Historischen Vereins:

Stadtarchiv Ludwigsburg, Mathildenstr. 21, 71638 Ludwigsburg

Inhalt

Mitarbeiter an diesem Band	4
Vorwort (<i>Elfriede Krüger</i>)	5
»... sehr vorsichtig allem Neuen gegenüber«. Ein Beitrag zur Geschichte Schöckingens aus Anlass der 1200-Jahr-Feier von <i>Herbert Hoffmann</i>	7
Markgröningen zur Zeit des Armen Konrad von <i>Petra Schad</i>	29
Die steinreiche Erbtante. Die Gräfin Christina Wilhelmina von Würben in Berlin von <i>Daniel Schulz</i>	59
Carl Friderich Herbort. Ein Kaufmann und sein Ladengeschäft in Bietigheim von <i>Wilfried Lieb</i>	85
Der Hohenasperg aus der Vogelperspektive. Eine bisher unbekannte Ansicht von Friedrich Carl Fulda (1724–1788) von <i>Wilfried Lagler</i>	91
Das Schloss in der Einsamkeit. Herzog Karl Eugen von Württemberg und sein Jagdschloss Solitude von <i>Eberhard Fritz</i>	99
Ludwigsburg unter Strom. Die Anfänge der Ludwigsburger Stromversorgung von <i>Günther Bergan</i>	135
Marbach im Sommer 1914. Wie die Stadt den Ausbruch des Ersten Weltkriegs erlebt hat von <i>Hermann Schick</i>	161
Schlechte Zeiten für Menschlichkeit und Toleranz in Ludwigsburg. Wie Menschen in der Stadt ab 1933 in Not gerieten von <i>Jochen Faber</i>	179
Feldbahnen im Landkreis Ludwigsburg von <i>Wolfram Berner</i>	193

Berichte und Notizen	
Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2013/2014 <i>(Wolfgang Läßle)</i>	235
Buchbesprechungen	239
Bildnachweis	247
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900–2014	248

Mitarbeiter an diesem Band

Günther Bergan, Diplom-Ingenieur, Ludwigsburg
 Wolfram Berner, M.A., Archivar, Marbach a. N.
 Jochen Faber, Geschäftsführer, Ludwigsburg
 Dr. Eberhard Fritz, Archivar des Hauses Württemberg, Altshausen
 Dr. Herbert Hoffmann, Stadtarchivar, Ditzingen
 Elfriede Krüger, Rektorin, Ludwigsburg
 Wolfgang Läßle, Stadtoberarchivrat i. R., Asperg
 Dr. Wilfried Lagler, Oberbibliotheksrat, Mössingen
 Wilfried Lieb, Stadtbaudirektor a. D., Ludwigsburg
 Dr. Petra Schad, Stadtarchivarin, Ludwigsburg
 Dr. Hermann Schick, Studiendirektor i. R., Marbach a. N.
 Dr. Daniel Schulz, Kunsthistoriker, Döttingen
 Dr. Thomas Schulz, Kreisarchivoberrat, Remseck a. N.
 Karl-Heinz Zimmerstädt, Kundenberater i. R., Steinheim a. d. Murr

Vorwort

Im Dezember 2014, pünktlich unter den Weihnachtsbaum, erscheinen die neuen »Ludwigsburger Geschichtsblätter«, nun Band 68 der Reihe. In seinen Themen aus Stadt und Kreis Ludwigsburg greift der neue Band wieder historische Entwicklungen und Begebenheiten auf, die hoffentlich auf das Interesse unserer vielen Mitglieder wie auch zahlreicher weiterer Leser aus dem Kreis und weit darüber hinaus stoßen werden.

Vieles davon ist aus heutiger Sicht interessant und teilweise recht unterhaltsam. Manches zeigt Entwicklungen auf und führt zum besseren Verständnis der heutigen Situation. Häufig wird durch die Aufarbeitung Wissen zusammengetragen und bewahrt, das im Alltag und in unserer heutigen Welt nicht mehr oder nur noch bedingt sichtbar ist. Manchmal mahnt uns der Blick zurück in die Geschichte auch daran, die aktuellen Ereignisse in unserem nahen Umfeld wie im weiteren Bereich sehr aufmerksam zu betrachten und Veränderungen bewusst und kritisch wahrzunehmen.

Der Blick auf die Geschichte zeigt immer wieder erschreckende Beispiele, wie Katastrophen entstehen können, wenn Ideen und Ideale zum Extremismus führen. Auch die aus der eigenen Sicht noch so hohen gesellschaftlichen oder religiösen Werte können niemandem einfach übergestülpt werden, ohne die Gefahr großer Konflikte heraufzubeschwören, die sich im Extremfall zu Kriegen ausweiten können.

Im Landkreis Ludwigsburg kann man insgesamt auf ein gutes und erfolgreiches Jahr zurückblicken. Trotzdem stehen auch hier große Herausforderungen an. Der zunehmende Verkehr und Versäumnisse in der Pflege und Entwicklung der Infrastruktur werden in Zukunft überaus hohe finanzielle Mittel erfordern und kreative Lösungen werden gefragt sein.

Während das 40 Jahre alte Marstallcenter in der Ludwigsburger Innenstadt generalisiert wird und seiner Wiedereröffnung entgegensteht, hofft das Breuningerland auf eine Genehmigung zur Erweiterung. Zwischenzeitlich wurden in Stuttgart riesige Einkaufs- und Erlebniszentren eröffnet. Die Frage, wie sich diese Ausdehnungen auf die Entwicklung des Einzelhandels in den Städten und der umliegenden Region langfristig auswirken werden, ist noch nicht abzusehen. Vermutlich wird es tiefgreifende Umwälzungen geben.

Die Bildungspolitik der Landesregierung hat auch im Landkreis Veränderungen in der Schullandschaft mit sich gebracht. Mit der Einführung der Gemeinschaftsschule werden das bisher dreigliedrige Schulsystem und bisher geltende pädagogische Konzepte in Frage gestellt. So fürchten die einzelnen Schularten um die Eigenständigkeit ihres Profils. Städte und Gemeinden haben die Aufgabe, bei der Bewältigung der vielen anstehenden Probleme ihren Part beizutragen und ihrer Verantwortung als Schulträger gerecht zu werden, so dass die Kinder und Jugendlichen in ihrem Einzugsbereich möglichst optimale und trotzdem bezahlbare Bildungschancen erhalten.

Eine große Aufgabe, nicht nur bei uns im Landkreis, ist die Unterbringung und die Integration von unerwartet vielen Asylbewerbern, die aus den Krisen- und Kriegsgebieten auch nach Deutschland strömen. Dem Landkreis und fast allen Gemeinden

bereitet dies Probleme, da hierfür weder geeignete Räumlichkeiten noch finanzielle Mittel kurzfristig in dem benötigten Umfang zur Verfügung stehen. Viele Initiativen, auch aus der Bevölkerung, zeigen aber die Bereitschaft, den betroffenen Menschen mit großer Hilfsbereitschaft zu begegnen. So werden häufig vor Ort schnellere Lösungen gefunden, bevor die große Politik die anstehenden dringenden Aufgaben global lösen kann.

Mögen Ihnen die Beiträge in diesem vorliegenden Band der Ludwigsburger Geschichtsblätter Unterhaltsames bieten, Sie informieren und zur weiteren Auseinandersetzung mit einzelnen Themen anregen.

Wir danken allen, die zum Gelingen von Band 68 beigetragen haben, den Autoren und Mitarbeitern und Dr. Thomas Schulz für die bewährte Redaktion. Herzlichen Dank an die Mitglieder, Spender und Förderer des Vereins und seiner Arbeit, hier besonders der Stadt Ludwigsburg, dem Landkreis Ludwigsburg und der Wüstenrot-Stiftung. Allen Lesern wünschen wir ein gutes Jahr 2015.

Im November 2014

Elfriede Krüger

»... sehr vorsichtig allem Neuen gegenüber«

Ein Beitrag zur Geschichte Schöckingens aus Anlass der 1200-Jahr-Feier*

von Herbert Hoffmann

»Nach 50 Jahren trägt die Gemeinde Schöckingen heute noch einen rein bäuerlichen Charakter mit seinen Vorzügen und Nachteilen. Konservativ zäh am Alten hängend, schwerfällig, aber gründlich und zuverlässig, sehr vorsichtig allem Neuen gegenüber.« So beschreibt der Pfarrer im Ruhestand Nathanael Ludwig Heinrich Rösler im Jahre 1935 seine ehemalige Kirchengemeinde, der er von 1926 bis 1934 als Pfarrer gedient hatte.

Schöckingen, Ditzingens kleinster Stadtteil, bis zum 30. Juni 1972 ein kleines, aber selbständiges Dorf im Strohgäu, feiert in diesem Jahr sein 1200-Jahr-Jubiläum. Anlass für die Festlichkeiten ist die erste Erwähnung des Ortsnamens in einer Schenkungs-urkunde des Klosters Lorsch. In dieser Urkunde ist festgehalten, dass am 4. Juni 814, also im Todesjahr Karls des Großen, ein gewisser Gunthart und seine Gemahlin Adelspirm dem heiligen Nazarius Güter und Leibeigene im Glemsgau geschenkt haben. Dabei taucht auch der Name »Skeckinga« auf.

Diese erste Nennung kommt recht spät und gibt wie die Schenkung selbst einige Rätsel auf. Schenkungen aus dem Glemsgau waren schon fast 50 Jahre zuvor in größerer Zahl an das fränkische Reichskloster gegangen. Schöckingen blieb lange außen vor. Waren die Grundherren zu geizig oder nicht fromm genug? Wir werden es nicht erfahren. So wenig wie wir über die Schenker Gunthart und Adelspirm erfahren werden. Waren sie fränkische Grundbesitzer, die ihre einst heidnischen alamannischen Untertanen an das Kloster gaben? Oder waren sie alamannische Grundbesitzer, die sich der fränkischen Oberherrschaft andienen wollten oder gar mussten? Oder nichts davon?

Und dann der Name: »Skeckinga«. Welche Bedeutung oder sollen wir sagen Deutung können wir dem Namen zuordnen? Naheliegender wäre der Name einer Sippe, die hier gesiedelt und das Land für sich und die Nachkommen abgesteckt hatte. Oder ist ein germanischer Begriff oder eine natürliche Gegebenheit für die Namensgebung verantwortlich? Viele Fragen und wir haben nicht wirklich eine Antwort zu bieten.

Schöckingen ist 814 durchaus nicht aus dem Nichts in die Geschichte eingetreten. Hier siedelten Menschen schon im Neolithikum. Schöckingen gehörte zum Reich des Keltenfürsten vom Asperg. Das wertvolle Frauengrab mit dem schönen Goldschmuck, das 1953 mitten im Dorf gefunden und leider nicht sonderlich sorgfältig dokumentiert wurde, zeugt davon. Die Römer waren hier und haben einen Gutshof betrieben. Die Alamannen haben einen großen Friedhof mit schönen Grabbeilagen hinterlassen. Wie das keltische Frauengrab sind auch diese archäologischen Funde leider nicht so dokumentiert worden, dass wir heute mehr als Vermutungen über die Vor- und Frühgeschichte des Ortes anstellen können.

* Geringfügig überarbeitete Fassung des am 13. März 2014 beim Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

Kehren wir zurück ins Mittelalter. Über Jahrhunderte erfahren wir über Schöckingen nicht viel. Es gab eine romanisch geprägte Kirche, deren Altar 1267 geweiht wurde und von der einige Säulenreste im Chor erhalten sind. Über ihre Baugeschichte wissen wir nicht viel Genaues. Am Anfang stand hier vermutlich eine Kapelle als »Eigenkirche« eines fränkischen/alamannischen Adligen, der hier seine Grablege hatte. Bis zum 15. Jahrhundert wuchs der Bau aus einem romanischen Kirchlein zu einer spätgotischen Dorfkirche mit einem massiven Turm, der nun die Sakristei beherbergt. Als Patron der Kirche wurde der heilige Moritz, lateinisch Mauritius, verehrt. Im 15. Jahrhundert wurde der Kirchenraum reich mit Bildern und Figuren ausgeschmückt. Die überlieferten Figuren des Kirchenpatrons und eine Marienfigur mit dem Jesuskind in der Armen legen Zeugnis ab von der tiefen Frömmigkeit der Menschen, die sich in der Nähe ihrer Heiligen und der Gottesmutter wohl und geborgen fühlten.

Mit der Kirche haben wir einen ersten sächlichen Gegenstand, der uns etwas über die mittelalterliche Geschichte Schöckingens berichtet. Wie sieht es mit schriftlichen Quellen aus? Im Jahre 1308 tritt eine politische Größe in die Schöckinger Geschichte ein, die uns für die kommenden Jahrhunderte eine reichliche Anzahl von Rechtsquellen beschert. In eben diesem Jahr kauft Graf Eberhard von Württemberg den Glemsgau, der bis dahin in Teilen dem Grafen Ulrich von Tübingen-Asperg gehört hatte.

Die erste Urkunde mit dem Namen »Schekingen« wird im Jahr 1299 verfasst. In ihr wird ein »Hainrikus de Schekingen« neben dem Dekan von Cannstatt, einem Priester aus Heimerdingen, einem Beamten aus Höfingen und einigen Schultheißen



Innenansicht der Mauritiuskirche, um 1950.

als Zeuge genannt. Diese Quelle wirft die Frage nach einem Schöckinger Ortsadel auf. Der taucht nämlich sonst in den Quellen nicht auf. Anders als in den umgebenden Orten ist ein Schöckinger Ortsadel nicht bekannt. Sucht man weiter in den württembergischen Quellen, so findet man dort immer wieder Personen mit der Bezeichnung »de Schekingen«. Es handelt sich offenbar um Personen mit dem Beinamen des Ortes, aus dem sie stammen.

Im selben zeitlichen Kontext, nämlich im württembergischen Lehenbuch von 1344, wird in Schöckingen eine Burg erwähnt. Wer hat die erbaut? Als Erbauer der Burg kommen die Grundherren in Frage, die in Schöckingen begütert waren.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts gehörte die Burg den Grafen von Vaihingen. Die mussten ihren Besitz an die Württemberger verkaufen. Graf Eberhard belehnte daraufhin einen »Brennmul von Oswile« mit der halben Burg in »Scheggingen« und dem halben Dorf. Wem gehörte die andere Hälfte? Erst 1392 wird eine andere auswärtige Familie, die von Venningen, mit der anderen Hälfte belehnt. Sie sind beim Ausbau der Kirche beteiligt und haben sich mit einem Wappenschild im Chor verewigt.

Diese gesicherten Kenntnisse geben aber keinen Aufschluss über den Ursprung der Burg und ihre Erbauer. Eine ortsadelige Familie ist sowenig auszuschließen wie andere Grundherren. Die Quellenlage ist also nach wie vor dürftig.

Als nächste traten die Herren von Nippenburg auf den Plan. Auch wenn die Familie der Nippenburger erst 1485 das letzte Viertel der Ortsherrschaft erwerben konnte, so war doch ihr Einfluss auf Schöckingen schon seit Beginn des 15. Jahrhunderts beträchtlich. Die Nippenburger hatten sich im Dienst der Pfalzgrafen von Tübingen und später der Grafen von Württemberg beträchtlichen Besitz im Strohgäu, aber auch weit darüber hinaus erworben. Der Stammsitz der Familie war die Nippenburg in Sichtweite der Schöckinger Markung. Mitte des 15. Jahrhunderts begann die Familie, Teile der Ortsherrschaft Schöckingen zu erwerben. Ende des 15. Jahrhunderts waren sie am Ziel angelangt. Schöckingen war nippenburgischer Besitz.

Die Familie war zu dieser Zeit auf dem Höhepunkt ihres Besitzes und Einflusses. Die Nippenburger wirkten als Berater der württembergischen Regierung. 1515 wurde Philipp von Nippenburg mit dem Erbschenkenamt und 1518 mit dem Landhofmeisteramt betraut. Er war also für die Versorgung des Hofes und mit wichtigen Regierungsgeschäften beauftragt. Im Strohgäu war die Familie durch Zukäufe und Heiraten in Ditzingen und Heimerdingen mit den niederadligen Familien eng verbunden. In Schwieberdingen traten sie wie in Schöckingen schon im 14. Jahrhundert als Orts- und Kirchenherren auf.

Der Schöckinger Zweig nannte sich ab 1515 »Nippenburg auf Schöckingen«. Mehr als 100 Jahre bestimmte die Familie die Geschicke des Ortes. Hans von Nippenburg besaß nach dem Lagerbuch von 1526 den »Stab und die Obrigkeit« (Gerichtsbareit und Ortsherrschaft) und den »Kirchensatz« (Patronatsrecht, Mitbestimmung bei der Besetzung der Pfarrstelle) als württembergisches Lehen. Er beanspruchte deshalb einen großen Teil der Abgaben der Bauern und der Mühle an der Glems. Einen Teil musste er an die württembergische Herrschaft weiterreichen. Drei Gutshöfe, darunter der »Obere Hof« mit 125 Morgen (ca. 40 Hektar) Ackerland, sowie Besitz in Hirschlanden, Ditzingen und Gebersheim waren sein »Eigen«. Die Abgaben daraus flossen ohne Abzüge in sein Vermögen.

Den Ertrag, der sich aus dem umfangreichen Besitz durch die Abgaben der Bauern speiste, haben die Nippenburger im 16. Jahrhundert zum großen Teil in zahlreiche Bau- und Kunstwerke investiert. Sie haben das Schöckinger Schloss auf den Grund-

mauern einer alten Wasserburg auf- und ausgebaut. Noch heute ist ihr Wappen über der Toreinfahrt (Ehewappen Nippenburg-Heimerdingen) und an den anderen Gebäuden aus dieser Zeit zu sehen.

Schon der erste in Schöckingen ansässige Nippenburger, Hans von Nippenburg (gestorben 1540), hat ein prunkvolles Grabmal im Stil des Übergangs von der Spätgotik zur Renaissance anfertigen lassen. Es zeigt die Figur des Ritters in voller Rüstung und die Wappen Nippenburg, der Ehefrau Ursula von Adelsheim sowie der Ahnen, darunter wieder das Wappen des Heimerdinger Ortsadels, die gekreuzten Rechen. Auch sein jüngster Sohn, Martin von Nippenburg, hat für sich und seine Ehefrau Maria Salome von Reischach ein prunkvolles Grabmal in der Werkstatt des Jeremias Schwarz in Leonberg anfertigen lassen.

Martin von Nippenburg war ab 1564 nach dem Tod seiner Brüder alleiniger Herr zu Schöckingen. Er hat wichtige Spuren im Ort hinterlassen. Der Ausbau der Burg zu einem fürstlichen Wohnsitz, der Neubau des katholischen Pfarrhauses und das Grabmal in der Maurituskirche sind deutliche Zeichen dafür, dass hier ein wohlhabender und mächtiger Mann das Sagen hatte.

Gleichen die Nachrichten über Schöckingen bis hierher, also bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, eher einem spärlichen Rinnsal im staubtrockenen Sommer, so sprudelt die Nachrichtenquelle ausgehend vom Jahr 1598 wie nach einem Jahrhundertregen. Was war geschehen? Ich habe schon berichtet, dass Martin von Nippenburg in der Mitte des 16. Jahrhunderts gegenüber der Kirche ein für das kleine Dorf Schöckingen prächtiges Pfarrhaus erbauen ließ. Hier residierte immer noch ein katholischer, »papistischer« Pfarrer. Die Nippenburger, denen mit dem »Kirchensatz« auch alle Rechte an der Religionsausübung zustanden, trotzten der Reformation, die von ihrem Lehnsherren, dem württembergischen Herzog Ulrich, bekanntlich 1534 im Land eingeführt worden war. Schöckingen, eine papistische Insel, umringt von protestantischen Gemeinden: Das konnte und das sollte im Zeitalter, als das Bekenntnis zum Glauben auch eine militärische Kampflinie bedeuten konnte, nicht gut gehen.



Das Torhaus des Schlosses, 1890.

Es gibt keine Zeugnisse dafür, dass es sich bei den Schöckingern um besonders überzeugte Anhänger des alten Glaubens gehandelt hätte. So schickten sie beispielsweise im Winter 1584/85 ihre Kinder ins benachbarte Hirschlanden zur Schule, dessen evangelischer Pfarrer »aus dem papistischen Flecken Schöckingen ziemlich viel Knaben in seiner täglichen Zucht gehabt habe«.

Fragen der Religion und Konfession waren im 16. Jahrhundert zuallererst Amtssache. Die gegnerischen Parteien im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation hatten im »Augsburger Religionsfrieden« von 1555 einen Grundsatz beschlossen, der später als »cuius regio, eius religio« formuliert wurde – zu Deutsch: »Wes der Fürst, des der Glaube«. Mit anderen Worten: Über die Glaubensrichtung des einzelnen Menschen bestimmte fortan die Konfession des Landesherrn bzw. der örtlichen Herrschaft. Wer anderen Geistes war, hatte die Freiheit, in ein Gebiet seiner Konfession zu ziehen – theoretisch zumindest.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte der Schöckinger Dorfherr Martin von Nippenburg einen seiner Söhne, Hans Dietrich, als Kirchherrn eingesetzt. Als solcher hatte Hans Dietrich Anspruch auf die nicht unbeträchtlichen Einkünfte der Pfarrei. Als Priester hätte er aber auch die kirchlichen Dienste übernehmen müssen, was er jedoch nicht tat oder nicht tun konnte, was vielleicht mit seiner Stellung als Hofmeister in Tübingen zusammenhing.

Wie schon sein Amtsvorgänger Friedrich von Nippenburg nutzte Hans Dietrich sein Kirchherrenamt – so wie viele Edelleute jener Zeit – hauptsächlich zur wirtschaftlichen Selbstversorgung. Dies belegt unter anderem der Umstand, dass diese beiden Nippenburger Kirchherren weder dauerhaft im Dorf wohnten, um ihre Schäflein zu betreuen, noch diesen – soweit bekannt – zeitlebens eine Predigt hielten. Zumindest keine geistliche. Diese Aufgabe übertrugen sie einem Leutpriester, den sie dafür schlecht bezahlten.

Vielleicht wäre alles so weitergelaufen und Schöckingen katholisch geblieben, wenn die Nippenburger nicht der Leidenschaft der Jagd gefrönt hätten. Diese verbotene Leidenschaft ging als Gerücht am Stuttgarter Hof um. Man tuschelte dort, die Nippenburger seien notorische Wilderer. Die Erlegung eines Hirsches im Frühsommer 1598 durch Hans Dietrich von Nippenburg brachte das Fass schließlich zum Überlaufen.

Weil man sich auch noch mit der Verwandtschaft anlegte, die über einen guten Draht zum Hof in Stuttgart verfügte, kam es am 26. August 1598 zu einer spektakulären Strafaktion. Der Leonberger Vogt erschien mit 200 bewaffneten Soldaten in Schöckingen und verlangte Einlass ins Schloss. Weil nicht gleich geöffnet wurde, ließ der Vogt kurzerhand das Tor einschlagen. Jeder Widerstand war zwecklos. Noch am gleichen Tag hatten die Brüder Burg und Ort zu verlassen. Anschließend ließ der Vogt Schloss und Schlosskeller behördlich versiegeln. Was so viel bedeutete, dass sie beschlagnahmt waren und die Nippenburger bis auf weiteres hier nichts mehr zu suchen hatten. Als zusätzliche Spitze gegen die Nippenburger ließ der Stuttgarter Vogt die Schöckinger Dorfbevölkerung zusammenrufen und – unter Protest des Burgherrn – dem Herzog huldigen. Das heißt, sie mussten über die Köpfe der Herrschaft hinweg dem Landesherrn ihre Treue bezeugen, was als eine Art Misstrauensvotum gegen die Nippenburger zu werten war. Als redliche Württemberger sollen die Schöckinger gern gehuldigt haben, wie es heißt. Eine Namensliste ging ins Stuttgarter Schloss als Beleg für den Herzog.

Für die Nippenburger sah es nach dieser rigiden Strafmaßnahme nicht gut aus. Alles deutete darauf hin, dass sie nie wieder einen Fuß ins Schöckinger Schloss setzen



Blick auf das Torhaus und das »Neue Schloss«, 1566 von Martin von Nippenburg erbaut und seit 1660 im Besitz der Freiherren von Gaisberg.

würden. Ihr Lehen in Schöckingen und auch das familiär eng verbundene Lehen in Unterriexingen wackelten bedenklich. Ein Entzug hätte ihren wirtschaftlichen wie gesellschaftlichen Ruin bedeutet. Ihnen blieb nur eine Chance, nämlich den Herzog gnädig zu stimmen.

So setzten Hans Dietrich und sein Bruder Hans Michel einen Brief auf, in dem sie ihr Verhalten zu entschuldigen und zu rechtfertigen suchten. Das Schreiben machte den Herzog nur noch wütender. Um verwertbare Beweise zu erhalten, ließ Herzog Friedrich I. akribische Untersuchungen anstellen. Zeugen gab es genug. Befragungen von Forstknechten, Gerbern, der Schöckinger Bauern und ihres Pfarrers beseitigten jeglichen Zweifel: der geschossene Hirsch war keine Einmalhandlung, die Nippenburger waren gewohnheitsmäßige Wilderer.

Jetzt trat das Familienoberhaupt Martin von Nippenburg auf den Plan. Er verfasste einen besänftigenden Brief an den Herzog. Zudem suchte er die herzoglichen Berater auf, um mildernde Umstände zu erreichen. Selbstredend würden seine Söhne künftig auch streng die Jagdgesetze einhalten. Die Rechnung ging auf. Dank Fürsprache der Räte erreichte er das schier Unmögliche: Im Dezember 1598, gut ein halbes Jahr nach der Vertreibung der Nippenburger aus Schöckingen, hob Herzog Friedrich I. die bereits verfügte Einziehung der Lehen zu Schöckingen und Unterriexingen wieder auf. Daran knüpfte er aber die entscheidende Bedingung: Fortan sollten Nippenburger und Schöckingen »der reinen augsburgischen Confession zugethan« sein und bleiben, sich also der Lehre Luthers zuwenden und evangelisch werden.

Damit konnten die Nippenburger leben. Der Herzog sorgte allerdings dafür, dass die Pfarrstelle mit einem Mann seines Vertrauens besetzt wurde: Johann Vischer aus Reichenbach an der Fils trat am 25. März 1599 sein Amt als erster evangelischer Pfarrer in Schöckingen an. Und so kam es, dass weder Gesetz noch Predigt, sondern ein gewilder Hirsch der Reformation in Schöckingen zum Durchbruch verhalf.

Die Ära der Nippenburger endete mit dem Tod Gottfried Philipps von Nippenburg im Jahre 1646. Der »eigene« Grundbesitz wurde von den weiblichen Nachfahren nach und nach verkauft. Das Ortslehen mit dem Schloss fiel an Württemberg zurück.

Mit dem Schlosslehen wurde 1660 Ulrich Albrecht von Gaisberg »wegen dessen Diensten und während des Exils in Straßburg erwiesenen Treue« von Herzog Eberhard III. belehnt. Das Lehen umfasste die Rechte am Schloss, die Schöckinger Schäferei und einen Hof zu Gebersheim mit 105 Morgen Acker. Die übrigen einst nippenburgischen Rechte, darunter das Patronatsrecht und die Vogtei, erhielt erst im Jahre 1718 der Enkel Friedrich Albrecht von Gaisberg.

Bevor die neuen Herren sich in Schöckingen niederlassen konnten, mussten die Folgen des Dreißigjährigen Krieges, von Pest und Hungerszeiten, bewältigt werden. Im Schöckinger Kirchenbuch sind für die Jahre 1634 und 1635 59 und 66 Todesnachrichten verzeichnet. 1636 mussten noch einmal 20 Tote begraben werden. In den Jahren zuvor waren in Schöckingen zwischen drei und elf Menschen pro Jahr gestorben. Die Pest hatte sich im Ort ausgebreitet, ein großer Teil der Bevölkerung hatte sich infiziert und war an den Folgen der schrecklichen Krankheit gestorben. 1654 lebten im Ort nur noch 128 getaufte »Seelen«. Bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts hat sich die Zahl auf fast 250 »Seelen« wieder verdoppelt.

Das Dorf Schöckingen erhielt aber nicht nur einen neuen Ortsherrn. Auch in die bürgerliche Gemeinde und die Kirchengemeinde traten neuen Akteure ein. Schultheiß, Pfarrer und Schulmeister waren nun die neuen Autoritäten in der Gemeinde.



Schöckinger Ansichten auf einer Postkarte von 1905.

Der von der Dorfgemeinschaft auf Lebenszeit gewählte Schultheiß verkörperte den Willen der bäuerlichen Gemeinschaft. Der Pfarrer war in der Regel ein Ortsfremder. Er wurde von der Obrigkeit examiniert und eingesetzt. Der Schulmeister wurde vom Kirchenkonvent, also von Vertretern der bürgerlichen und der Kirchengemeinde, gewählt, stand aber unter der Aufsicht des Pfarrers.

Eine Schule mit einem Schulmeister gab es in Schöckingen nachweislich seit 1601. Ob für den Schulunterricht im 17. Jahrhundert ein eigenes Haus existierte, ist nicht bekannt. Zwischen 1635 und 1646 gab es aus Mangel an Schülern überhaupt keinen Schulunterricht. Ende des 17. Jahrhunderts wurde ein Schulhaus neben der Kirche gebaut.

Für die dörfliche Gemeinschaft bedeutete der Schulbesuch der Kinder einen Kulturbruch. Die Kinder wurden, zumindest teilweise, der Familie und dem Arbeitsprozess entzogen. Sie erlangten Fähigkeiten, die ihre Eltern nicht oder nur bruchstückhaft besaßen und die für die Bewältigung des Alltags nur von geringer Bedeutung waren. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass trotz der ständigen Ermahnungen durch Pfarrer, Schultheiß und Schulmeister der Schulbesuch sich auf die Wintermonate beschränkte. Schulgeld und Schulbücher waren für viele arme Bauernfamilien mit vielen Kindern kaum bezahlbar. Auch wenn hier die Armenkasse einsprang, blieb Schulbildung für alle Kinder ein schönes Ziel.

Wer lesen und schreiben kann, der ist auch einen Schritt weiter auf dem Weg zur Bürgerlichkeit. Schriftliche Aufzeichnungen, die das Handeln auf dem Rathaus belegen, sind in Schöckingen seit 1701 überliefert. Von nun an erfahren wir eine Fülle von Details zum Beispiel über die banalen Konflikte des bäuerlichen Alltags. Die Verhandlungen des Dorfgerichts füllen Seiten um Seiten. Der Diebstahl von Holzlatten wird ebenso akribisch verhandelt, wie das Verschwinden von Nägeln aus dem Rathaus durch seitenlange Zeugenvernehmungen aufgeklärt wird. Dafür wird kostbares Papier beschrieben und es werden in Anwesenheit des Amtmannes Strafen verhängt.

Sonst ging das Leben seinen Gang. Geburten, Taufen, Konfirmationen und Todesfälle mit allen Begleitumständen wurden nun zur Freude der Familienforscher dokumentiert. Wer es eher mit den sozialen Realitäten hält, kann sich die Inventurverzeichnisse zu Gemüte führen oder in den Protokollen des Kirchenkonventes nach unehelichen Schwangerschaften suchen.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts schwappten dann die Weltereignisse nach Schöckingen. Napoleon Bonaparte ordnete bekanntlich den deutschen Südwesten neu. Die Schöckinger lebten seit 1806 in einem Königreich. Den Preis für die Königswürde hatte das Volk zu tragen. 16 Männer aus dem kleinen Dorf mussten Napoleon auf seinem Weg nach Moskau begleiten. Was aus ihnen geworden ist, wissen wir nicht. Vermutlich hat der unfreiwillige Ausflug aber kein gutes Ende genommen.

Eine Veränderung der besonderen Art brachte das Jahr 1811. In Schöckingen war die Hofanlage des »Hinterhofs« mit dem »Großen Haus« schräg gegenüber der Schlossanlage seit der Erbauung des großformatigen Wohngebäudes im Jahre 1754 etwas Besonderes. Zum Hofgut gehörte ein umfangreicher Grundbesitz von 50 Hektar. Das Gut kam 1754 durch Kauf an die Familie von Gaisberg. Der Kaufpreis betrug exakt 6908 Gulden. Friedrich Albrecht von Gaisberg ließ das »Große Haus« neu bauen. 1811 verkaufte die verwitwete Freifrau Marie Salome von Gaisberg, geborene von Müller, den Hof und das Gut um mehr als 40 000 Gulden an Johann Michael Schmid, Bürger zu Hemmingen und Pächter des württembergischen Hofgutes Mauer.

Neben dem hohen Kaufpreis, der in vier Raten zu je 10 000 Gulden bar innerhalb eines Jahres zu entrichten war, ist der Käufer von großem Interesse. Die Familie Schmid aus Hemmingen war im Strohgäu wohlbekannt. Sie hatte nicht nur umfangreichen Besitz in Hemmingen, sondern hatte sich um 1750 durch kluge Heiraten mit einigen wohlhabenden Ditzinger Familien verbunden. Die beiden Höfe, die heute das Ensemble des »Dreigiebelhauses« auf dem Laien in Ditzingen bilden, wurden von Söhnen aus der Hemminger Familie der »Schultheißen-Schmid« erbaut.

Schon die Jahre 1811 bis 1815 brachten in Südwestdeutschland keine guten Ernten. Als das »Jahr ohne Sommer« wird das ungewöhnlich kalte Jahr 1816 bezeichnet. Als Ursache für das Wetterphänomen wird heute der Ausbruch eines Vulkans in Indonesien genannt. Vom April bis in den September schüttete es hierzulande in einer Tour. »Nicht nur Regen, vom Himmel ergoss sich ein dauerhafter Schwall von Graupel- und Schneeschauern«, so berichten es die Chroniken aus der Zeit. Noch im Juni schneite es im Flachland und selbst im August vereiste nachts der Boden.

Die Folgen des Dauerwinters waren katastrophal: Die Flüsse traten über die Ufer und setzten wertvolles Ackerland unter Wasser. Die Felder abseits großer Wasserläufe wurden vom permanenten Niederschlag verhagelt und dort, wo die Äcker halbwegs trocken blieben, fro die Kälte den Bauern die Ernte unter den klammen Fingern weg. Dies alles führte zu schweren Ernteeinbußen und in der Folge zu stark gestiegenen Getreidepreisen. Ein Wecken für 1 Kreuzer wog in normalen Jahren 175 Gramm. Im April 1816 bekam man für einen Kreuzer noch einen 120 Gramm schweren Wecken. Im Juli 1816 kostete die gleiche Menge Brot schon das Doppelte. Im Januar 1817 wog der 2-Kreuzer-Wecken nur noch 85 Gramm, im Sommer 1817 schließlich nur noch 50 Gramm. Zum Vergleich: Ein Tagelöhner verdiente in guten Zeiten am Tag 15 bis 20 Kreuzer. Weil es aber in der Entezeit keine Arbeit gab und auch mit dem Handwerk kein Geld zu verdienen war, musste ein nicht geringer Teil des Dorfes nach allem suchen, was essbar war.

Wie das Dorf Schöckingen mit der schwierigen Situation umging, kann man den einschlägigen Rechnungsbüchern entnehmen. Am 17. Juli 1817 wurde der Heiligenpfleger »legitimiert«, die vorrätigen »Heiligenfrüchte«, Roggen, Dinkel und Hafer, an die »Lokalarmen« abzugeben. Für »arme Schüler« wurde das Schulgeld aus der Kasse der Heiligenpflege genommen. Von der bürgerlichen Gemeinde wurden »freiwillige Armenbeiträge« zur Linderung der größten Not eingesammelt und verteilt. Darüber hinaus beschäftigte die Gemeinde Tagelöhner im Gemeinewald, der in der Not als natürliche »Sparkasse« dienen musste. Die unentgeltlichen Holzgaben aus dem Gemeinewald, die jedem Gemeindebürger zustanden, sorgten überdies dafür, dass niemand im Winter frieren musste.

Die Ereignisse, die in den Jahren 1848/49 in ganz Europa zu revolutionären Verhältnissen und in Deutschland mit der vorläufigen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche auch zu einer breiten Debatte über die Staatsform und einen deutschen Einheitsstaat führten, waren auch am Strohgäu nicht vorbeigegangen. Die Idee der Demokratie erreichte auch Schöckingen wie eine Sternschnuppe am Abendhimmel. Sie kam aus dem Nichts, blitzte kurz und hell auf und verglühte am Horizont.

Auf dem Rathaus und im Pfarrhaus war der »Stadt und Amtsbote – zugleich Amtsblatt für die Oberamtsbezirke Leonberg und Stuttgart« abonniert. Darin konnte man lesen, dass in Folge von Missernten in den Jahren 1846 und 1847 im Januar 1848 in Stuttgart die Preise für Brot und Nahrungsmittel gewaltig angestiegen waren und

Unruhen ausbrachen. Der württembergische König Wilhelm I. hatte viele Versprechungen aus dem Beginn seiner Regentschaft nicht erfüllt. Die Bauern waren nicht wirklich »befreit« von den feudalen Lasten, die Bürger in den Städten prangerten Preszensur an und forderten bürgerliche Rechte wie Vereins- und Versammlungsfreiheit, ein unabhängiges Rechtssystem mit gewählten Schöffen und die Volksbewaffnung. Liberal gesinnte Unternehmer forderten ein Ende der deutschen Kleinstaaterie mit vielen Grenzen, Rechtssystemen und Zöllen. König Wilhelm setzte als Reaktion auf die Unruhen ein liberales Ministerium ein und löste den Landtag auf.

In Schöckingen richtete sich der Unmut gegen die noch immer bestehenden Vorrechte der Ortsherrschaft. Am 12. April 1848 beschloss der Gemeinderat: »Es ist der Wunsch der ganzen Gemeinde Schöckingen, die von Gaisbergische Schäferei nebst Pfercherechtigkeit auf sich zu bringen.« Man beschloss, eine Deputation zur von Gaisbergischen Verwaltung zu schicken, um die Schäferei und den Schafstall zu »einem billigen Preis an die Gemeinde Schöckingen zu bringen«. Erst 1851 war die Sache von Erfolg gekrönt.



Blick in die Schlossstraße, 1895.

Auch der Streit um die Staatsform – die Monarchie auf der einen Seite und die Republik auf der anderen Seite – schwappte kurz nach Schöckingen. Am 21. April 1848 berichtet das Amtsblatt: Von Heimerdingen haben 134 Bürger, von Schöckingen 71, von Hemmingen 50 Bürger eine Erklärung unterzeichnet, dass sie »den König wollen und durchaus keine Republik«. Und als man Abgeordnete für den Landtag in Stuttgart und die Bundesversammlung in Frankfurt wählen sollte, da machte man das Kreuz hinter den Namen von Gutsbesitzern und Dekanen. Die liberalen Querdenker hatten im Strohgäu keine Chance.

Die Versammlung in der Frankfurter Paulskirche arbeitete unverdrossen und heraus kam ein Katalog der Grundrechte des Deutschen Volkes. Württemberg erkannte den Grundrechtekatalog als erster Einzelstaat an. Am 2. März des Jahres 1849 wurden die Grundrechte auf dem Schöckinger Rathaus feierlich verkündet: »Actum, den 2. März 1849. Unter dem heutigen Tag wurden zu Folge eines oberamtlichen Erlasses die Grundrechte der deutschen Nation der Bürgerschaft auf dem Rathause publicirt«, heißt es im Gerichts-Protokollbuch der Gemeinde Schöckingen. Der Grundrechtskatalog beinhaltete neben der Freizügigkeit und Gleichbehandlung aller Deutschen in ganz Deutschland die Abschaffung von Standesvorrechten und mittelalterlichen Lasten, Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Abschaffung der Todesstrafe, Freiheit der Lehre und der Wissenschaft, Versammlungsfreiheit, Grundrechte bei polizeilicher Behandlung und Gerichtsverfahren, Unverletzlichkeit der Wohnung, Pressefreiheit, Unabhängigkeit der Richter sowie die Gewerbe- und Niederlassungsfreiheit. Die Grundrechte blieben nach dem Scheitern der Frankfurter Nationalversammlung in Württemberg bis zum August 1851 in Kraft.

Das Grollen der Revolution war also in Schöckingen nur aus der Ferne zu hören. Für die 550 »fleißigen und ziemlich begüterten« Menschen, die hier nun lebten, waren »Feldbau und Viehzucht« die vorherrschenden Größen. Nach der Oberamtsbeschreibung von 1852 gehörte das Dorf Schöckingen zu den »wohlhabenderen im Lande«. Dabei zahlte nach dem Grundsteuer-Kataster die Hälfte der Familien keine Grundsteuer, weil das Steuerkapital, das heißt der Wert des Gebäudes, unter 100 Gulden lag. Ein Hofgut mit mehr als 500 Gulden im Steueranschlag konnten 20 Bauern ihr Eigen nennen. Nur drei überstiegen den Wert von 1000 Gulden. Es war so, wie es auch heute noch ist: Die Wenigen haben viel und die Vielen wenig.

So ist nicht verwunderlich, dass mehr als ein Drittel der Steuerpflichtigen einem Gewerbe, in der Regel einem Handwerk nachging. Neun Leinenweber waren angemeldet. Die Verarbeitung von Hanf und Flachs hatte eine lange Tradition. Die übrigen Handwerker waren als traditionelle Dorfhandwerker für den örtlichen Bedarf der Bauern zuständig. Aber wozu brauchte ein Dorf, das über zwei öffentlich genutzte Backhäuser verfügte, drei Bäcker?

Wenn wir uns die überlieferten Aktenbestände aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ansehen, dann können wir zusehen, wie die solidarische Dorfgemeinschaft langsam erodierte. Besonders hart traf dieses Schicksal ledige Mütter, Witwen und ledige Männer. Wie bedrückend das Thema Armut bei genauer Betrachtung war, lässt sich an zwei Beispielen zeigen:

Am 6. August 1849 verhandelte der Schöckinger Gemeinderat über den Antrag einer 31-jährigen ledigen Mutter, die mit ihrer am 1. April 1847 geborenen Tochter nach Nordamerika auswandern wollte. Sie wollte »zu diesem Behufe« auf die württembergische Staats- und Gemeindebürgerschaft verzichten. Um alle möglichen ausstehenden Forderungen an die auswanderungswillige Frau zu erfüllen, stellte sich ein Verwandter als Bürge zur Verfügung. Die Frau hatte im Jahr zuvor aus dem Besitz ihres verstorbenen Vaters, der als Maurer sein Brot verdiente, einen kleinen Geldbetrag geerbt. Mit einem »Vermögen« von nunmehr 300 Gulden machte sie sich mit ihrem Kleinkind auf den Weg nach Bremen. In Bremerhaven mussten sie im neu erbauten »Auswandererhaus« wochenlang auf die Überfahrt auf einem Segelschiff nach Amerika warteten. Die Seereise dauerte je nach Wind und Wetter um die 50 Tage. An Bord mussten sie sich mit 150 bis 200 Passagieren den sehr beschränkten Platz teilen. Am Ziel erwartete ein Verwandter die Frau und ihr Kind. Aus der Familie waren

nämlich schon einige Angehörige ausgewandert. Die Armut hatte die Frau mit ihrem kleinen Kind dazu gebracht, nicht nur das heimatliche Dorf zu verlassen, sie hatte sich auch in Lebensgefahr begeben in der vagen Hoffnung auf ein besseres Leben in einer unbekannteren, neuen Welt.

Der Schöckinger Gemeinderat hatte solche Anträge immer wieder zu beraten. Mehr als 60 Familien, Einzelpersonen mit und ohne Kinder haben im Laufe des 19. Jahrhunderts Schöckingen verlassen, um in Osteuropa und Nord- und Südamerika ein neues Leben anzufangen.

Nicht minder anrührend sind die Lebensgeschichten, die sich hinter dem Begriff des »Bettelns« verbergen. Bettler zogen schon immer durch das Land, um bei Bauern und in den Städten ihre Nahrung zu erbetteln. Bereits 1531 war das Betteln in Württemberg unter Strafandrohung verboten worden. Auch Mitte des 19. Jahrhunderts gab es ein allgemeines Bettelverbot. Aufgegriffene Bettler wurden auf Kosten der Heimatgemeinde zurückgeschickt. In einem Erlass vom 2. Januar 1848 ist geregelt, dass derjenige, der einen Bettler aufgegriffen hat, mit einer »Fanggebühr« von 24 Kreuzern belohnt wird. In der in Schöckingen geführten »Strafliste« ist das Vergehen des »Bettelns« bis ins 20. Jahrhundert neben den mit der Trunksucht einhergehenden Übertretungen das am besten belegte Delikt. Immer wieder wurden Bettler aus dem Dorf in fremden Dörfern aufgegriffen, zurückgeschickt und bestraft. In der Regel wurden die Strafen nicht bezahlt, sondern im gut geheizten Arrest im Alten Rathaus abgesessen. Ein lediger Kübler aus Schöckingen hatte es in der Zeit von 1878 bis 1903 auf mehr als 40 Verurteilungen wegen des Vergehens des unerlaubten Bettelns bei fast allen württembergischen Amtsgerichten gebracht.

»Gestern konnten wir hier ein erfreuliches Fest feiern: es galt der Einweihung unseres neu erbauten Schulhauses. Nachdem der Abbruch des alten oder der Neubau eines Schulhauses schon Jahrzehnte oft genug vergeblich erörtert wurde, musste schließlich das alte einem neuen Platz machen. Wir haben jetzt ein modernes, einer größeren Stadt ähnliches, zweckmäßig eingerichtetes Schulhaus.« So berichtet der Glems- und Filderbote am 14. November 1872 über die Einweihung der neuen Schule in Schöckingen.

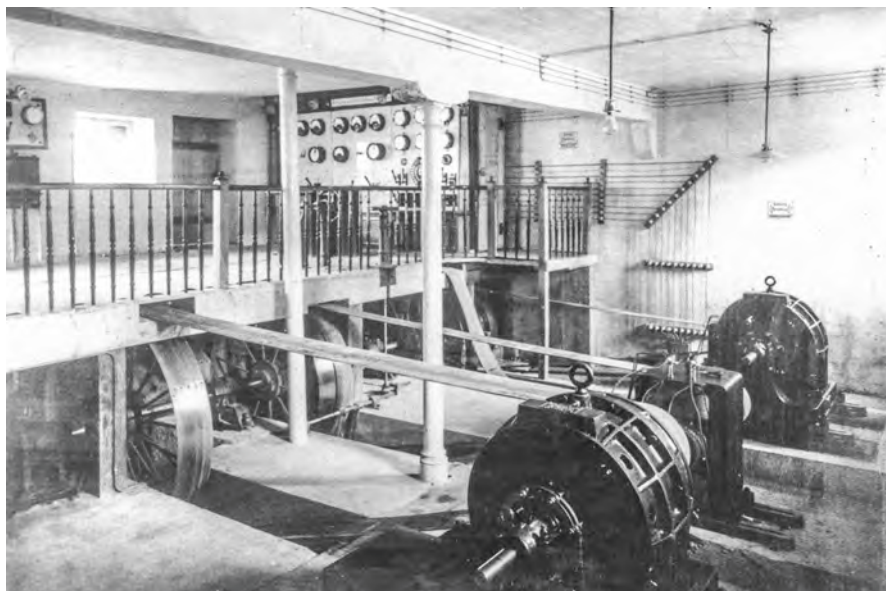
Bevor die Stiftungspflege die Gesamtinvestition von 11430 Gulden tätigen konnte, waren viele Widerstände in der Gemeinde zu überwinden. Besonders der Bau des von der Schulaufsicht mit großer Dringlichkeit geforderten Abortgebäudes war schwer zu vermitteln. Am Geld lag es nicht. Der Bau wurde bar aus den Rücklagen bezahlt. Wie schon bei der Einführung der vom Staat verordneten Fibel und der Realien im Unterricht zeigte sich auch jetzt, dass ein komfortabel ausgestatteter Schulunterricht kein wirkliches Anliegen der Dorfbewohner war. Schule als Voraussetzung zur religiösen Erbauung, das war an langen Wintertagen gerade noch akzeptabel. Bildung an sich war zu diesem Zeitpunkt eben noch kein Gut, für das man sich im Dorf etwas kaufen konnte. Viele Eltern fürchteten nicht nur den Zorn des Herrn, wenn sich ihre Kinder systematisch mit dem Aufbau der Welt und deren Gesetzmäßigkeiten beschäftigten. Sie fürchteten auch, dass ein zunehmend attraktiver Schulunterricht die Arbeitskraft ihrer Kinder auch in den Sommermonaten in Anspruch nehmen könnte. So wundert es nicht, wenn noch 1927 der Schöckinger Gemeinderat die sonst übliche Einführung des 8. Schuljahres mit Rücksicht auf die Belange der Landwirtschaft ablehnte. »Andererseits möchte aber der Gemeinderat dem Umstand Rechnung tragen, dass die 13 Schüler des jetzigen 7. Schuljahrs ohne Ausnahme geistig und körperlich gut entwickelt sind

und sämtliche Eltern dieser Schüler Landwirte sind, die die Mithilfe ihrer Kinder bei der Haus- und Feldarbeit nicht entbehren können. Die Durchführung des 8. Schuljahrs bei diesen 13 Schülern würde deren Eltern in eine sehr bedrängte Lage bringen, da Hilfskräfte in der hiesigen Gemeinde nicht zu bekommen sind.« Für Schöckinger Kinder galt bis weit ins 20. Jahrhundert: »Die Schule kann mit Erfolg und im Alter von 14 Jahren verlassen, wer seinen Konfirmandenspruch sauber und fehlerfrei schreiben kann.«

Schöckingen hatte also eine schöne und große Schule, die man übrigens nie wirklich mit Kindern füllen konnte. Man baute zum Ende des 19. Jahrhunderts auch noch einen Kindergarten, eine Kleinkinderschule. Vordergründig war auch hier die Vertiefung der religiösen Ausbildung das Motiv. Tatsächlich erhofften sich die Familien eine Entlastung im Alltag. Kleinkinderbetreuung für berufstätige Mütter, und die Bäuerin war eine solche, ist also durchaus keine neue Erfindung.

Als das 19. Jahrhundert zu Ende ging, zählte der Ort fast 600 Einwohner. Sie lebten in 120 Haushalten in wenig mehr als 100 Wohnhäusern. Im Laufe des Jahrhunderts hatte sich trotz steter Auswanderung die Zahl der Einwohner um 150 erhöht. Schöckingen war auf einem guten Weg ins 20. Jahrhundert.

Am 17. Dezember 1900 schrieb der Müller der Glemsmühle auf Münchinger Markung an das Schultheißenamt Schöckingen: »Hierdurch teile ich Ergebens mit, dass ich beabsichtige, auf Kosten einer in Bildung begriffenen, meinerseits beizutretenden Gesellschaft in meiner hiesigen Mühle ein Elektrizitätswerk zu erbauen, um mittels meiner Wasserkraft, einer größeren Accumulatorenatterie, und über dies erforderlichenfalls noch einer entsprechenden Dampfreserve, von diesem Werk aus elektrische Energie zu Licht-, Kraft und sonstigen Zwecken, sowohl an die Einwohnerschaft in Schöckingen, als auch auf jederzeitigen Wunsch der hochlöblichen



Elektrizitätswerk Glemsmühle, 1950.

Gemeinde Schöckingen, an diese abgeben zu können.« Das Kapital zu dieser waghalsigen Investition kam aus dem Schöckinger Schloss, wo der Schlossherr, Friedrich Freiherr von Gaisberg, als gebildeter Mensch allem Neuen gegenüber durchaus aufgeschlossen war.

Auch wenn der Glemsmühlen-Elektrizitätsgesellschaft schon sehr bald das Kapital ausging und sie von den Neckarwerken und mit diesen schließlich von der AEG in Berlin geschluckt wurde, so waren die Dorfstraßen in Schöckingen schon beleuchtet, als in vielen Orten noch der Nachwächter die Tranfunzeln ausblies. Auch die zentrale Wasserversorgung konnte durch Anschluss an die Leitung der Strohgäuwasserversorgung mit sanftem Druck auf die sonst so skeptischen Bauern schon 1907 umgesetzt werden.

Vor dem Ersten Weltkrieg war Schöckingen also mit einer durchaus modernen Infrastruktur ausgestattet. Strom- und Wasserversorgung waren auf der Höhe der Zeit, ein modernes Schulhaus und eine Kleinkinderschule waren gebaut worden. Die Gemeinde konnte dies aus den Rücklagen und den Einnahmen aus dem Holzverkauf finanzieren. Der 100 Hektar große Gemeindewald war die Sparkasse und Rücklage für die Gemeinde. Er bot im Winter Arbeit und jeder Gemeindegänger wurde kostenlos mit Brennholz versorgt. Von den Gesamteinnahmen der Gemeinde in Höhe von 30 900 Mark stammten im Jahre 1909 16 000 Mark aus dem Gemeindevermögen, 8200 Mark aus Steuereinnahmen und 6700 Mark aus Gebühren. Von den Einnahmen aus dem Gemeindevermögen stammte die Hälfte aus dem Holzverkauf. Die Steuereinnahmen und die Erlöse aus dem Holzverkauf waren etwa gleich hoch.

Wenn das »goldene Zeitalter« trotzdem bald vorbei war, dann waren dafür zwei Faktoren verantwortlich. Zum ersten Mal in der Geschichte gab es für die mittlerweile auch besser beschulten jungen Leute eine reale Alternative zur Übernahme des noch so kleinen Hofes von den Eltern und der Arbeit in der Landwirtschaft. In Feuerbach und Stuttgart suchten Firmen wie Bosch Arbeitskräfte und die strömten dank der regelmäßigen Eisenbahnverbindung aus Ditzingen dorthin. Schöckingen lag im Schatten dieser Entwicklung. Bis 1928 ein regelmäßiger Autobusverkehr den Betrieb aufnehmen konnte, blieb nur der Fußweg nach Ditzingen. Oder man verkaufte sein Erbe und siedelte gleich in der Nähe des Ditzinger Bahnhofs.

Die zweite elementare Veränderung war der »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts«, dem Ersten Weltkrieg geschuldet. Im Sommer des Jahres 1914 wurden 60 junge Männer aus der Ernte in die Kasernen und dann an die Fronten geschickt. In der Heimat ahnte man, dass der Krieg nicht wie versprochen bis Weihnachten vorbei sein würde und beschloss, »jedem im Feld stehenden Mann angesichts der bevorstehenden kalten Jahreszeit 10 Mark aus der Gemeindekasse zu bewilligen«.

Weil sich die Lebensmittelpreise verdoppelt hatten und immer weiter stiegen, mussten die Gehälter der Gemeindebediensteten ständig nach oben angepasst werden. Die Beihilfen für die warme Winterkleidung für die Soldaten wurden bis 1918 gezahlt. Das alles war aber ein Nasenwasser gemessen an den Beträgen, die der Gemeinde durch die Zeichnung von Krieganleihen aufgebürdet wurden. Um die enormen Kosten des langen Krieges beglichen zu können, hatte das Deutsche Reich im Laufe der Jahre immer höhere Anleihen ausgegeben. Insgesamt wurden Anleihen in Höhe von fast 100 Milliarden Mark gezeichnet und damit fast 60 Prozent der Kriegskosten beglichen. Neben Privatpersonen und Banken mussten Städte und Gemeinden im großen Stil Krieganleihen zeichnen. Schöckingen war jährlich mit 10 000 Mark dabei. Noch kurz vor Kriegsende, am 31. Oktober 1918, wurde vom Oberamt

angeordnet, »dass diejenigen Gemeinden, welche einen bedeutenden Holzerlös hatten, unbedingt« die letzte Kriegsanleihen zeichnen sollten. Schöckingen tat dies und hatte sich damit an den Kriegskosten mit 35 000 Mark beteiligt.

Trotz dieser Belastungen war die elementare Versorgung des Dorfes mit Lebensmitteln nie ernsthaft gefährdet. Als 1918 überall im Lande Lebensmittelbeihilfen für bedürftige Familien ausgegeben wurden, musste man in Schöckingen keinen Bedarf anmelden. Hier versorge man sich selbst mit Lebensmitteln, konnte man an das Oberamt in Leonberg berichten.

Anders erging es den Soldaten an den Fronten dieses grausamen Krieges. Im »Kriegertotenheft« der Evangelischen Kirchengemeinde Schöckingen sind die Leidensgeschichten der gefallenen Soldaten aus dem Dorf, sofern bekannt, dokumentiert. 35 Männer sind vom September 1914 bis zum Januar 1919 bei Kriegshandlungen umgekommen. Wie viele verletzt oder krank aus dem Krieg heimgekommen sind, ist nicht dokumentiert. Im Februar 1919 erhielten »110 im Felde gestandene Männer« eine Gabe in Höhe von 10 Mark aus der Gemeindekasse. Im März 1920 wurden neun heimkehrende Kriegsgefangene mit je 150 Mark aus der Gemeindekasse begrüßt. Beinahe jede Schöckinger Familie war vom Krieg also direkt betroffen.

Die Gemeinde war trotz der Belastungen noch einigermaßen glimpflich davon gekommen, dem Wald und seinen Erträgen sei Dank. Das änderte sich im Laufe des Jahres 1922 auf dramatische Art und Weise. Das gesamte Gemeindevermögen von mehr als 400 000 Mark wurde nun durch die Inflation in wenigen Wochen aufgezehrt. Im Herbst 1922 musste man erstmals Schulden aufnehmen. Im Laufe des Jahres 1923 eskalierte die Lage derart, dass im Haushaltsplanentwurf für das Jahr 1924 ein gigantischer Ausgabenbetrag mit 16 Ziffern vor dem Komma auftaucht. Mit der Einführung der Rentenmark war der Spuk vorbei. Vermögen und Schulden der Gemeinde wurden auf »Null« gesetzt. Die Gemeinde Schöckingen hat sich von diesem Schlag finanziell nie mehr erholt.

Mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg fand auch die Monarchie ihr Ende. Kaiser und König dankten ab. In Schöckingen durften nun erstmals auch Frauen den Gemeinderat wählen. Bei der Wahl der acht Gemeinderäte haben 1919 120 von 160 wahlberechtigten Frauen von ihrem Wahlrecht Gebrauch gemacht. Bei den Männern haben nur 15 auf ihr Wahlrecht verzichtet. Insgesamt lag die Wahlbeteiligung bei 84 Prozent. Zur Wahl standen erstmals zwei Listen: der »Wahlvorschlag des Arbeitervereins Schöckingen« und der »Wahlvorschlag der bürgerlichen Parteien«. Jeder Wähler konnte seine acht Stimmen auf die beiden Wahlvorschläge verteilen.

Nach zweimaliger Zählung der Stimmen brachte es der Wahlvorschlag des Arbeitervereins Schöckingen auf 444 Stimmen, der Wahlvorschlag der bürgerlichen Parteien auf 1615 Stimmen. Gewählt wurden sieben Kandidaten der bürgerlichen Parteien und ein Vertreter des Arbeitervereins. Im Schöckinger Gemeinderat saßen nun bis 1933 stets sieben Kandidaten des Württembergischen Bauernbundes (Württembergischer Bauern- und Weingärtnerbund). Die SPD konnte ihr 1919 errungenes Mandat 1925 verteidigen. 1931 ging es verloren.

Diese eindeutig bäuerliche Mehrheit im Gemeinderat stemmte sich mit aller Kraft gegen jede Neuerung, die das dörfliche Gefüge in Frage stellen konnte. Anträge der Landwirtschaftsverwaltung auf Durchführung einer Feld- und Flurbereinigung wurden ebenso hartnäckig abgelehnt wie die von der Schulverwaltung angemahnte Einführung eines 8. Schuljahres. Der Ausbau der Ortsverbindungsstraßen wurde über Jahrzehnte diskutiert. Gebaut wurde kein Meter.

»Vorherrschend ist kleinbäuerlicher Besitz (85 Betriebe von 1 ar bis 5 ha, 22 Betriebe von 5 bis 10 ha, 7 Betriebe über 10 ha). Geschlossene Güter gibt es nicht«, so lesen wir in der Beschreibung Schöckingens in der Oberamtsbeschreibung von 1930. Wer von den Erträgen seiner kleinen Landwirtschaft nicht leben konnte, fuhr ab 1928 mit dem Bus zum Ditzinger Bahnhof, um von dort nach Stuttgart zu pendeln. Als auch die Firma Bosch ab 1930 seine Arbeiter entlassen musste, traf es zunächst die unausgebildeten Hilfsarbeiter. Mit einem Schlag waren in Schöckingen 30 Personen arbeitslos gemeldet. Sie erhielten für maximal 26 Wochen eine geringe Unterstützung. Aber auch für die Bauern zogen dunkle Wolken am Horizont herauf.



Bei der Getreideernte.

Die Erzeugerpreise für landwirtschaftliche Produkte sanken. Holz verlor als Brenn- und Baustoff zunehmend an Bedeutung. Die Erlöse aus dem Holzverkauf schmolzen langsam, aber stetig dahin. Zu allem Unglück fegte am 18. Mai 1932 ein schweres Unwetter über die Markungen von Schöckingen und Heimerdingen. Ein wolkenbruchartiger Regen vernichtete die Aussaat und schwemmte den Ackerboden fort.

1932 wurden der Landtag und zweimal der Reichstag neu gewählt. In Schöckingen hatte bis 1928 der Württembergische Bauern- und Weingärtnerbund stets über 70 Prozent der Stimmen erhalten. Im Frühjahr 1932 machten noch 107 von 246 Wählern (44 Prozent; im Land 7 Prozent) ihr Kreuz beim Bauernbund, 98 wählten die NSDAP (40 Prozent; im Land 30 Prozent). Die übrigen Parteien spielten kaum eine Rolle. Am 5. März 1933 wählte bei einer ungewöhnlich hohen Wahlbeteiligung von 90 Prozent eine große Mehrheit der Schöckinger die NSDAP. 172 der 311 Wähler, also 55 Prozent der Wähler, setzten ihre Hoffnung in die neue Regierung der NSDAP mit Adolf Hitler als Reichskanzler.

Der Gemeinderat wurde am 5. Mai im Zuge der »Gleichschaltung« nach den Ergebnissen der Wahl vom 5. März neu gebildet und auf sechs Mitglieder verkleinert. Das war kein einfaches Unterfangen, weil der NSDAP nun vier Sitze zustanden, aber nur ein einziger Bürger vor dem 5. März der NSDAP beigetreten war. Im Juli und August 1934 traten die beiden übriggebliebenen Gemeinderäte aus den Reihen des Bauernbundes »auf eigenen Wunsch« zurück. Die NS-Fraktion war nun unter sich.

In Schöckingen hatte sich eine »Zelle« der NSDAP mit den Jugendorganisationen »Jungvolk«, »Hitlerjugend« und »Bund Deutscher Mädel« gegründet. Organisatorisch gehörte man zur »Ortsgruppe Höfingen«. Bis 1945 war der Zulauf zu den Parteigliederungen der NSDAP in Schöckingen überschaubar. 23 Parteimitglieder zählte die »Zelle« Schöckingen. Bei den Jugendlichen war die Mitgliedschaft in einer NS-Organisation kaum zu umgehen. 82 Jugendliche waren hier organisiert. 21 Frauen bekannten sich zur »NS-Frauenschaft«.

Die »Neue Zeit«, wie die Machtübernahme durch die NS-Bewegung gern genannt wurde, war im Dorf mit viel Enthusiasmus aufgenommen worden. Pfarrer und Bürgermeister, aber auch die Mehrzahl der Bauern versprachen sich einen deutlichen Aufschwung aus der Not der frühen 30er Jahre. Die Bauern, jetzt als Angehörige des »Reichsnährstandes« von nationaler Bedeutung, sollten gefördert und ihr Einfluss über den »Ortsbauernführer« gesichert werden. In der Tat wurde der »Ortsbauernführer« von der Kreisleitung der NSDAP zum stellvertretenden Bürgermeister ernannt und damit zu einer Schlüsselfigur im Dorf.

Wie grundlegend die Veränderungen waren, die in Deutschland stattgefunden hatten, dämmerte vielen erst nach und nach. Für das Dorf Schöckingen bedeutsam war der Kampf um die Köpfe der Kinder und Jugendlichen. Über Jahrhunderte hatte es ein gedeihliches Miteinander von Kirche und bürgerlicher Gemeinde gegeben. Dieses Miteinander wurde von Seiten der Gemeinde, vertreten durch den Bürgermeister und den Ortsbauernführer, Mitte der 30er Jahre aufgekündigt.

Vorausgegangen war die Abberufung des seitherigen Bürgermeisters Eugen Doster im März 1935. Ihm wurde der Griff in die Kasse der Strohgäuwasserversorgung vorgeworfen. Mit Segen des Innenministeriums und der Kreisleitung der NSDAP wurde der Bürgermeister der Nachbargemeinde Hirschlanden, Emil Koch, kommissarisch zum Bürgermeister von Schöckingen berufen. Auf seiner politischen Agenda stand ein Plan, den man in Schöckingen und in Hirschlanden schon in den 20er Jahren diskutiert hatte: Er wollte mit Rückendeckung der Kreisleitung der NSDAP die beiden Gemeinden zusammenführen. Das hatte man in Schöckingen schon einmal mit großer Mehrheit abgelehnt. Auch jetzt gab es erhebliche Widerstände gegen das Unterfangen. Um den Fuß in der Tür zu halten und am Ende doch zum Erfolg zu kommen, hatte sich Emil Koch Ende 1936 als Ortsgruppenleiter der NSDAP in Hirschlanden offiziell für das Amt des Bürgermeisters in Schöckingen beworben. 1937 wurde er von der Kreisleitung der NSDAP als Bürgermeister der weiterhin selbstständigen Gemeinde Schöckingen in sein Amt eingeführt.

Zu seinem Gegenpart entwickelte sich der Ortspfarrer. Pfarrer Wilhelm Irion war vor seiner Berufung nach Schöckingen der NSDAP beigetreten und alsbald auch wieder ausgetreten. In Schöckingen entwickelte er sich zu einem Vertreter der »Bekennenden Kirche«. Die beiden Protagonisten lieferten sich eine jahrelange Auseinandersetzung.

Als Hausherr verwies der Bürgermeister alle Aktivitäten der Kirche aus der »Deutschen Volksschule«. Die Predigten des Pfarrers wurden von ihm selbst oder seinen Mitarbeitern bespitzelt und es wurden Berichte an die Kreisleitung verfasst. Darin

eingeschlossen waren auch die pietistischen Gemeinschaften, die im Dorf stark vertreten waren. »Unzuverlässige Volksgenossen« seien das, berichtete der Bürgermeister nach Leonberg.

Bei der auch in anderen Gemeinden losgetretenen Auseinandersetzung um die Trägerschaft und die pädagogische Betreuung der Kleinkinderschule musste der Bürgermeister allerdings eine peinliche Niederlage hinnehmen. Der Pfarrer und der Kirchengemeinderat, dem auch NS-Gemeinderäte angehörten, gründeten einen Trägerverein und ließen die Einwohnerschaft per Unterschrift über den Erhalt der kirchlichen Kinderschule abstimmen. Weil auch besagte NS-Gemeinderäte unterschrieben, kam es zu einem öffentlichen Eklat im Gemeinderat, an dessen Ende der Bürgermeister auf Befehl »von Oben« klein beigeben musste. Die evangelische Kinderschwester blieb.

Dass man sich der Gesinnung der Schöckinger nicht sicher war, zeigt folgende Episode, überliefert in einem Brief, den Bürgermeister Koch am 21. März 1936 an die Kreisleitung der NSDAP schickte: »Das Art. Reg. 25 Ludwigsburg« hielt hier ein Scharfschießen ab. »Als Anerkennung für die gute Aufnahme der Soldaten in Schöckingen« wurde ein Platzkonzert der Regiments-Musik angeboten. Man rechnete mit einem lebhaften Besuch der Bevölkerung, die noch nie ein solch großes Konzert erlebt hatte. Diesen Umstand wollte der Bürgermeister nützen, um im Anschluss an das Konzert »eine kleine Wahlpropaganda« für die anstehenden Reichstagswahlen durchzuführen. »Es wurde bei diesem Gedanken davon ausgegangen, dass hier Volksgenossen davon erfasst werden, die noch nie eine Wahlversammlung besucht haben und dass die Herzen dieser Menschen schon durch das Konzert derart aufgeschlossen wären, dass hier eine Wahlrede großen Erfolg haben würde.« Tatsächlich war das Konzert auf dem Platz vor dem Schloss sehr gut besucht. Als der Redner, ein bekannter Parteigenosse, »etwa 8 Minuten gesprochen hatte«, gab der Kommandeur der Einheit den Befehl zum Abrücken. »Sofort kam Unruhe in die Versammlung hinein, sodass der Redner mit seinem Vortrag innehalten musste. Beim Abrücken der Einheit lief dann beinahe die ganze Versammlung weg, sodass der Redner seinen Vortrag nicht mehr zu Ende führen konnte.« Durch das Verhalten des Kommandeurs »waren viele Schöckinger in hohem Maße aufgebracht, andere wieder, insbesondere die Nörgler und Miesmacher freuten sich darüber, dass der Partei durch die Wehrmacht »eins ausgewischt« wurde«.

Der Vorfall zeigt, dass die anfängliche Begeisterung für das Nazi-Regime seit 1936 in einem Teil der Bevölkerung in Skepsis umgeschlagen war. Die hatte Ursachen. Die Volkswirtschaft hatte zwar wieder Tritt gefasst. Angetrieben von der massiven Ausrüstung und der zunehmenden Motorisierung, waren bei Bosch in Feuerbach und anderen Zulieferern die Bänder wieder ausgelastet und die arbeitslosen jungen Leute fanden wieder eine Beschäftigung. Für die Bauern hatte sich dagegen wenig geändert. Die Kreisleitung der NSDAP und der Bürgermeister drängten, angesichts der Forderungen aus dem »Reichserbhofgesetzes« endlich die Feldbereinigung in Angriff zu nehmen. Ganze fünf Höfe erfüllten am Ende die Voraussetzungen, als »Erbhofbauern« anerkannt und gefördert zu werden. Die Feldbereinigung wurde wieder einmal durch hinhaltenden Widerstand verschoben. Nicht wehren konnte man sich gegen die Einführung des 8. Schuljahres. Sie wurde von der Schulverwaltung angeordnet.

Wie tief der Geist der NS-Ideologie, auch der Rassenwahn, in die Geschicke der Menschen in diesem kleinen, frommen Bauerndorf eingegriffen hat, zeigt der Umgang mit Menschen mit einer körperlichen oder geistigen Behinderung, die es auch

in Schöckingen gab. Aktenmäßig belegt sind mehrere Fälle, bei denen sich das Bürgermeisteramt als williger Helfer der »Sonderbehandlung« von »Erbkranken« gezeigt hatte. Am 8. Januar 1934 forderte das Landratsamt Leonberg die Bürgermeister auf, »eine Liste der in der Gemeinde beheimateten bzw. sich aufhaltenden Schwachsinnigen und Geisteskranken anzufertigen«. Der Schöckinger Bürgermeister schickte umgehend eine Liste mit zwei Namen. »Die beiden leiden an Schizophrenie«, lautete die Meldung. Eine der beiden Personen wurde vom Oberamtsarzt am 11. Januar 1935 in einer »Erbgesundheitsache« ins Kreiskrankenhaus nach Leonberg einbestellt. Das Schöckinger Bürgermeisteramt hatte dafür zu sorgen, dass diese »Vorführung« auch zustande kam. »Ich bitte um diskretes Vorgehen«, hatte der Oberamtsarzt angeraten.

Weitere »Vorführungen«, auch von sonst unauffälligen Menschen, folgten. Im Oktober 1941 wurde auf Anweisung des zuständigen Erbgesundheitsgerichts eine weitere Person in die Landeshebbammenschule in Stuttgart-Berg zur »Unfruchtbarmachung« eingewiesen. Die Vorgänge um die »Unfruchtbarmachung« blieben in der Gemeinde nicht unkommentiert. Pfarrer Irion hat bei einer Vernehmung zu seiner Parteizugehörigkeit im Juli 1946 zu Protokoll gegeben, dass er »mit dem damaligen hiesigen Arzt, der starr den Rassedanken vertrat, heftige Auseinandersetzungen geführt hat«, die schließlich zum Bruch zwischen beiden führten. Der Hausarzt hatte offenbar die Einweisungen in die Krankenhäuser betrieben. Die Bürgermeister hatten ohne jede Regung die Verfahren abgewickelt.

Am 16. März 1935 wurde mit dem »Gesetz über den Aufbau der Wehrmacht« die Wehrpflicht wieder eingeführt. Mit gleichem Gesetz wurde die »Reichswehr« in »Wehrmacht« umbenannt. Ab Juni 1935 musste jeder junge Mann eine sechsmonatige, dem Wehrdienst vorgelagerte Arbeitspflicht im Rahmen eines Arbeitsdienstes ableisten. Vom Beginn des Zweiten Weltkrieges an wurde der Reichsarbeitsdienst auf die weibliche Jugend ausgedehnt.

Mit dem Kriegsbeginn im September 1939 und den Einberufungen fehlten wieder die belastbaren Arbeitskräfte auf den Höfen. Im Dezember 1939 wurden die ersten polnischen Kriegsgefangenen vom Ortsbauernführer in Schöckinger Betriebe verteilt. Ein Jahr später folgten Landarbeiter und Frauen aus den besetzten Gebieten in Ost- und Westeuropa, die man mit Gewalt zur Arbeit nach Schöckingen geschickt hatte. Zusammen mit den Kriegsgefangenen sorgten sie dafür, dass die landwirtschaftliche Produktion und auch die Waldarbeit weitergeführt werden konnten.

82 Kriegsgefangene und Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, davon 49 aus Polen und 14 aus der Ukraine, darunter viele junge Frauen, lebten bei Schöckinger Familien und gehörten von 1939 bis 1945 zum Schöckinger Ortsbild. Über ihr Schicksal haben einige von ihnen fast 60 Jahre später auf Einladung der Stadt Ditzingen berichtet. Die meisten wurden im Rahmen der Möglichkeiten anständig behandelt, andere berichteten von schlimmen Verhältnissen. Sie waren ihrer Freiheit beraubt, durften nicht am Gemeinschaftsleben teilhaben und es war ihnen verwehrt, den Gottesdienst zu besuchen.

Am 25. Mai 1943 wurde auch Bürgermeister Emil Koch zur Wehrmacht eingezogen. An seiner Stelle übernahm sein Stellvertreter das Amt. Er hatte keine Gemeinderatsitzung mehr zu leiten und auch keine Beschlüsse mehr zu verkünden.

Die grausame Logik des Krieges verschonte kaum eine Schöckinger Familie. Vom August 1941 bis zum Februar 1945 starben 36 Männer aus Schöckingen an den Fronten des Krieges oder wurden als »vermisst« gemeldet. Der Ort selbst blieb von

Kriegshandlungen weitgehend verschont. Deshalb kamen seit 1943 immer mehr Menschen ins Dorf, die im nahen Stuttgart im Bombenkrieg ihr Haus oder ihre Wohnung verloren hatten. Ganze Familien mussten untergebracht und ernährt werden. In den letzten Kriegstagen waren auch durchmarschierende Soldaten, Angehörige des »Volkssturms« und Offiziere unterzubringen und zu verpflegen.

Als am Abend des 20. April 1945 die ersten französischen Soldaten an den vorbereiteten Panzersperren vorbei in Schöckingen einzogen, lebten hier fast 100 ortsfremde Personen, die meisten aus Stuttgart.

Nach dem Kriegsende erlebte der Ort die Ankunft der aus ihrer Heimat in Osteuropa vertriebenen Menschen. Am 5. Juli 1946 lebten in Schöckingen 143 Vertriebene und 78 Evakuierte. Sie hatten keine Wohnung, keine Arbeit und nichts zu essen, und sie waren in ihrer großen Mehrheit katholisch.

Das Dorf übte mehr oder weniger freiwillig Solidarität mit den Ankömmlingen. Jede verfügbare Kammer wurde nun genutzt. Die Gemeinde besorgte Kartoffeln und stellte Brennholz aus dem Wald.

Vor allem die Kinder der Vertriebenen und der oft kinderreichen Arbeiterfamilien, deren Betriebe in Stuttgart zerstört waren, litten unter der Versorgungsnot. Deshalb wurden ab dem Frühjahr 1947 auch an der Schöckinger Schule regelmäßig Mahlzeiten aus der »Hoover-Speisung« abgegeben. Mehr als die Hälfte der Kinder wurde regelmäßig verpflegt. Im Monat wurden 400 bis 500 Mahlzeiten ausgegeben.

Dass die Integration der meisten Vertriebenen relativ schnell von statten ging, war dem Umstand zu verdanken, dass die große Mehrzahl aus bäuerlich geprägten Dörfern in Südmähren kam. Für sie war die Arbeit in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft selbstverständlich. Selbstverständlich war offenbar auch, dass die evangelische Kirchengemeinde ihr Gotteshaus für die seelsorgliche Betreuung der katholischen Neubürger zur Verfügung stellte.

Bis 1950 erhöhte sich die Zahl der Einwohner Schöckingens von 500 auf 700 Personen. Für die Neubürger mussten nun auch ansprechende Wohnungen gebaut werden. Bis zur Mitte der 50er Jahre wurde erstmals ein neues Baugebiet ausgewiesen. Auch die Infrastruktur musste wachsen. Die einklassige Volksschule musste ausgebaut und die Anbindung an die Verkehrsströme verbessert werden.

»Die Schöckinger Landwirte, die noch mit Leib und Seele an ihrem Bauernberuf hängen, geben freiwillig kein weiteres Land mehr für Bauplätze her.« Dieser Satz aus einem Gemeinderatsprotokoll vom Oktober 1955 sollte nicht lange Bestand haben. Weitere Baugebiete und zuletzt auch Bauplätze für Gewerbegebiete mussten für die zugezogenen Neubürger erschlossen werden. In den 60er Jahren verdoppelte sich die Zahl der Einwohner und der Wohnungen.

Für mehr als 1200 Menschen war aber die vorhandene Infrastruktur nicht ausgelegt. Also wurden die Ortskanalisation und die Straßen ausgebaut und der Kindergarten neu gebaut. Das Schulproblem löste man 1966 durch einen gemeinschaftlichen Schulhausneubau zwischen den Orten Hirschlanden und Schöckingen. Hier wurde schließlich auch eine gemeinschaftliche neue katholische Kirche gebaut.

Zur modernen Infrastruktur gehörte auch eine für die Zwecke einer modernen Landwirtschaft geordnete und ausgebaute Feldflur. Dieser Erkenntnis konnten sich die übriggebliebenen Landwirte nicht länger verschließen. Ein umfassendes Flurbereinigungsverfahren konnte endlich in Angriff genommen werden. Mit der »Aufklärungsversammlung« startete das Vorhaben am 26. März 1965. Zehn Jahre später, am 14. März 1975, feierten die Beteiligten den erfolgreichen Abschluss.



Blick auf das Fachwerkensemble in der Schlossstraße.

Ende der 60er Jahre hatte die Gemeinde Schöckingen für ihre Bürger die notwendigen Investitionen geleistet, war aber hoch verschuldet. Die Einkünfte aus dem Wald, die über Jahrhunderte den relativen Reichtum der Gemeinde begründeten, spielten kaum noch eine Rolle. Die Gewerbesteuern flossen in überschaubarem Umfang. 1970 hatten die Schulden die ordentlichen Einnahmen der Gemeinde für das laufende Jahr überstiegen. Was sollte man tun? Wie in den Nachbargemeinden gab es auch in Schöckingen Überlegungen für einen weiteren Ausbau des Dorfes, um über mehr Einwohner auch größere Einnahmen generieren zu können. In Hirsch-

landen und Hemmingen wurde kräftig ausgebaut. In Schöckingen fand sich dagegen keine Mehrheit für den Vorschlag, die Fläche vom Ortsrand bis zum Eulenberg zu überbauen. Hilfe musste also von außen kommen.

Schöckingen war beileibe nicht die einzige Gemeinde, die sich an ihrem Wachstum und den gestiegenen Ansprüchen ihrer Bürger beinahe verschluckt hätte. Die meisten Neubürger waren aus der Stadt aufs Land gezogen. Hier gab es noch bezahlbare Grundstücke und einen Parkplatz für das eigene Auto, mit dem man noch bequem zur Arbeit fahren konnte. Im Gepäck hatte man Ansprüche an die Infrastruktur und vor allem an Kultur und Bildung. Den daraus resultierenden Konflikt zwischen den Ansprüchen und dem Machbaren wollte die Landesregierung durch neue Strukturen beheben. Gemeindereform und Kreisreform lauten hier die Stichworte.

Die Braut war arm und hübsch und in hohem Maße anlehnungsbedürftig. Deshalb buhlten gleich zwei um ihre Gunst. Wenn am Ende Ditzingen als Bräutigam die Gemeinde Schöckingen zum Traualtar führte und unter ihre Fittiche nahm, dann waren hier neben persönlichen Befindlichkeiten und dem Willen der Landesregierung in erster Linie wohlabgewogene Argumente ausschlaggebend, die für eine leistungsfähige Stadt sprachen, die sich anschickte, mit einem neuen Bildungszentrum die ganze Palette der Bildungseinrichtungen vorzuhalten. Der Nachbarort Hirschlanden hatte nach einer Befragung der Schöckinger Bürger das Nachsehen. Vier Jahre nach dem Zusammenschluss Ditzingens und Schöckingens, dem sich auch Heimerdingen anschloss, kam dann auch Hirschlanden mit ins Ditzinger Boot.

Schöckingen hat sich als Stadtteil der Großen Kreisstadt prächtig entwickelt. Der Ortskern ist vorbildhaft saniert. Der Verkehr ist weitgehend aus dem Dorfkern verbannt. Aus den kleinen Gewerbegebieten werden nach und nach Wohnplätze. 1996 wurde man zum schönsten Dorf des Landes erkoren. Klein, fein und als überschaubare Gemeinschaft ist Schöckingen heute ein bevorzugter Wohnplatz zwischen Stadt und Wald.

Markgröningen zur Zeit des Armen Konrad

von Petra Schad

1. Die Amtsstadt im ausgehenden Mittelalter

Um das Jahr 1500 herum lebten in Markgröningen ungefähr 1500 Einwohner. Eine Stadtmauer mit damals nur drei Toren schützte die Bevölkerung samt Hab und Gut. Im Nordwesten der Siedlung lag, von einer eigenen Mauer umgrenzt, das herzogliche Schloss.¹ Darüber hinaus bot die Stadt in Kriegsfällen auch Schutz für die zum Amt gehörenden Amtsorte. Reisende fanden in Schildwirtschaften Übernachtungsmöglichkeiten, wo ihre Pferde versorgt wurden und man die Wagen unterstellen konnte.

Das Amt war ein von Vogt und Gericht beherrschter Wehr-, Hochgerichts-, Steuer- und Verwaltungsbezirk. Der Vogt wurde als Vertreter des Landesherrn vom Herzog eingesetzt. Mit dem Stadtgericht und dem Rat zusammen bildete er die Exekutive und hatte darauf zu achten, dass herzogliche Anordnungen befolgt und umgesetzt wurden. Politische Macht besaß die sogenannte Ehrbarkeit. Das waren angesehene bürgerliche Familien mit Vermögen und landesweiten Verwandtschaftsbeziehungen zu Amtsträgern. Neun Familien, darunter die Vollands² in Markgröningen, stellten in 43 württembergischen Ämtern 17 Vögte und einen Keller.³ Neben Philipp Volland, der in Markgröningen das Vogtamt innehatte, war sein jüngerer Bruder Claus in Besigheim Keller und Vogt.⁴ Der ältere Bruder, Ambrosius Volland, war Rat und Kanzler Herzog Ulrichs.

Das Stadtgericht bestand aus zwölf Richtern. Es war ein sich selbst ergänzendes Gremium. Die Familien der Ehrbarkeit stellten die auf Lebenszeit amtierenden Richter. Ende des 15. Jahrhunderts kam ein städtischer Rat auf, dessen Mitglieder dann später in das Gericht nachrückten.⁵ Das Gericht regelte auch weitgehend den Umfang und die Form der Nutzung der Allmende.⁶ Im Rahmen der städtischen Selbstverwaltung wurden Ordnungen erlassen, die das Marktgeschehen, den Schaftrieb, das Anlegen von Misthaufen u. ä. betrafen. Aus dem Gericht gingen die beiden Bürgermeister hervor.⁷ Einer von ihnen wurde als »Bürgermeister der Gemeinde«⁸ bezeichnet und stand wohl in einem besonderen Verhältnis zu ihr. Womöglich hatte diese bei seiner Wahl ein Mitspracherecht.⁹ Die nicht im Gericht vertretenen, jedoch in der Amtsstadt mit Grundbesitz begüterten Handwerker, Händler und Ackerbürger bildeten die sogenannte »Gemeinde«. Sie waren von der politischen Einflussnahme bzw. Mitbestimmung weitgehend ausgeschlossen, ganz gleich welche Stellung sie im Produktionsprozess einnahmen bzw. über welche Finanz- und Produktionsmittel sie verfügten.¹⁰ Zu den politisch Machtlosen zählten auch Weingärtner und Bauern mit Grundbesitz, zahlreiche Tagelöhner, Knechte, Mägde sowie wohnsitzlose Bettler.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war Markgröningen – das wirtschaftliche Zentrum des Uracher Landesteils – eine aufstrebende Amtsstadt. Allein 19 Gebäude wurden errichtet, von denen heute noch 16 erhalten sind. So ließ Graf Eberhard V. im Jahr 1491 die Obere Kelter errichten, deren Dachstock zugleich als Fruchtkasten diente. Da sie eine landesherrliche Bannkelter war, mussten die Bürger hier ihre Trauben pressen lassen. Der dafür zu entrichtende Kelterwein schmälerte fortan den Ertrag der Weingärtner. Der Landesfruchtkasten wurde ebenfalls auf gräflichen Befehl hin



Innenraum der Bartholomäuskirche.

im Jahr 1469 errichtet. Er taucht im »Testament« Herzog Eberhards I. im Jahr 1495 als einer von vier »Landesfruchtkästen« auf – ein Speicher für Notzeiten.¹¹ 1499 konzipierte der herzogliche Baumeister Aberlin Jörg die Marktbrunnenleitung, und es gab künftig einen zweiten, modernen Laufbrunnen, durch dessen Röhren Quellwasser lief.

Auch das Viertel um die Pfarrkirche herum erlebte einen Bauboom. Im Jahr 1459 stiftete Kaplan Walter (Schneider) von Haslach eine Kapelle, die heute Vollandkapelle genannt wird.¹² 1465/66 wurde der traufständige Anbau an der Ostseite des heutigen Pfarrhauses Süd errichtet. Der Chor der heutigen Bartholomäuskirche mit seinem gotischem Netzrippengewölbe wurde in den Jahren 1469 bis 1472 von Aberlin Jörg erbaut.

Die gute ökonomische Situation begünstigte den sozialen Ausgleich. Ein Vergleich der Steuerlisten von 1448 und 1471 belegt, dass Mitglieder der Unterschicht in die »gehobene Unterschicht« aufsteigen konnten und es weniger Mittellose gab.¹³ Gestoppt wurde der wirtschaftliche Höhenflug Markgrönings durch die Wiedervereinigung des Landes im Jahr 1482 und den damit verbundenen Zentralitätsverlust an der Nordgrenze der Grafschaft. Mehrere Jahre mit Misswuchs verschärften im Anschluss die krisenhafte Entwicklung.

2. Württemberg am Vorabend des Armen Konrad

Da die Unruhen das ganze Herzogtum überzogen, sollen hier allgemeine Rahmenbedingungen geschildert werden, die in den einzelnen Orten unterschiedlichen Einfluss auf die Entstehung der Bewegung hatten. Die erste Landesordnung von 1495 war ein Programm für die Territorialisierung des Landes. Sie beschnitt die zahlreichen lokalen Rechtsgewohnheiten. So sollte beispielsweise nicht nur landesherrlicher, sondern auch kommunaler Wald durch herzogliches Personal kontrolliert werden, und die Einführung von Vogttruggerichten entmachtete die dörfliche Selbstverwaltung, denn nun war den Bürgermeistern verboten, ohne Zustimmung bzw. Beisein des Vogtes das Gericht einzuberufen. Hinzu kamen für die Jahre 1508 bis 1512 landesweite Missernten. In diesem Zeitraum stieg der Preis für einen Scheffel Dinkel annähernd um das Sechsfache.¹⁴ Ende April des Jahres 1513 machte der Frost die Weinernte zunichte¹⁵ und 1514 waren in weiten Landesteilen Hochwasserschäden zu verzeichnen.¹⁶ So kam es zu einer enormen Verteuerung von Lebensmitteln, was in den Städten auch zu sozialen Spannungen führte. Da war es für die Bevölkerung umso bitterer, dass die Jagd ein Privileg des Adels war. Zahlreiche Abbildungen aus dieser Zeit zeigen Wildtiere, die auf Feldern oder in Weinbergen weideten und die man nicht töten durfte.

In diesem Zeitraum wuchs der Schuldenstand des Herzogs stetig an. Einen Eindruck von der pompösen Hofhaltung bekamen die Markgröninger am 1. März 1511, als man im Schloss Sabina von Bayern, der Braut Herzog Ulrichs und Nichte Kaiser Maximilians, auf ihrer Reise zur Hochzeit nach Stuttgart in Württemberg den zweiten feierlichen Empfang bereitete. Mehrere Vertreter der Stadt durften anschließend dem sich über zwei Wochen erstreckenden Fest in Stuttgart beiwohnen, einem der glanzvollsten zu damaliger Zeit.¹⁷ Auch der im Jahr 1512 von Kaiser Maximilian an Herzog Ulrich verliehene Weinzoll, der direkt in die herzoglichen Kassen und nicht in die Staatskasse floss, verbesserte die Finanzsituation nicht.

Eine Hofhaltung mit fürstlichem Prestige, gepaart mit einem missglückten Feldzug an der Seite Habsburgs gegen Burgund im Jahr 1513, brachte Württemberg an den Rand des Staatsbankrotts.¹⁸ Daraufhin wurde am 28. Oktober 1513 mit Vertretern einzelner Amtsstädte eine zwölfjährige Vermögenssteuer von 0,6 Prozent vereinbart. Der nun einsetzende Widerstand vermögender und einflussreicher Schichten in Tübingen und Stuttgart führte sogleich zur Abschaffung der Steuer. Sie wurde – wiederum ohne Einberufung eines Landtags – durch eine dreijährige indirekte Steuer auf Wein und Fleisch ersetzt. Als erstes wurde die Einführung eines Fleisch-Umgeldes beschlossen, mit dem zugleich auch eine landesweite Vereinheitlichung der Maße und Gewichte eingeführt werden sollte. In diesem Zug sollte das Pfund – unter Beibehaltung des Preises – um 2,5 Lot verringert werden, was einer Preissteigerung von ca. 8 % entsprach.¹⁹ Das Umgeld sollte auf das Fleisch der Metzger ebenso wie auf das von Hausschlachtungen erhoben werden. Letzteres belastete insbesondere die Bauern und ärmere Bevölkerungsschichten. Der dagegen erhobene Protest der Amtsstädte war erfolglos.



*Herzog Ulrich.
Stich aus Ludwig Friedrich Heyds Biographie
über den dritten württembergischen Herzog.*

Nach damaligem Rechtsverständnis verstieß Herzog Ulrich mit dieser Steuer gegen seine Pflichten. So hatten bereits manche Artikel in der ersten Landesordnung von 1495 »unberechtigt« in die Selbstverwaltung der Gemeinde eingegriffen. »Der Pflicht der Untertanen zum Gehorsam, zur Treue und ›Huld‹ gegenüber dem Herrn korrespondiert die Pflicht des letzteren, den Untertanen Schutz zu gewähren und in ihre Rechte, jedenfalls nicht ohne ihre Zustimmung, einzugreifen.« Bei der Huldigung versicherten die Herren den Untertanen, »sie würden eine gnädige Herrschaft sein und sie bei ihrem alten Herkommen belassen.«²⁰

3. Reinhard Gaißer in Tübingen

»Renhardus Gaisser de Felbach« nahm am 22. September 1490 an der Universität Tübingen sein Studium auf und schloss es am 23. August 1493 als Magister »Rennhardus Gayßlin ex Velbach« ab.²¹ Während seines Theologiestudiums war Gaißer bereits als Kleriker tätig, denn seit 1491 durften nur Kleriker das Bakkalaureat ablegen und nur geweihte Priester hatten das Recht auf höhere Abschlüsse an der Theologenfakultät.²²

Am 27. November 1504 erhielt Magister »Reinhardus Gaisser de Stuottgarden« die »insignia magistralia«. ²³ Hierbei musste er sich verpflichten, dem wahren Glauben die Treue zu halten und Irrlehren zu bekämpfen. ²⁴ Daraufhin hatte er im Sommerhalbjahr vom 1. Mai bis 18. Oktober das Rektorat der theologischen Fakultät inne. ²⁵ Wie lange er an der Universität gelehrt hat, ist nicht bekannt. Dass er in der Universitätsmatrikel vom Sommer 1504 in einer Randbemerkung als »s. theologiae professor« bezeichnet wird, lässt keine sicheren Rückschlüsse auf seinen Status zu. ²⁶ Es ist anzunehmen, aber nicht zu belegen, dass der Theologe seit 1507 auch als Inhaber der Prädikatur an der Stiftskirche gelehrt hat, wie auch der seinerzeitige Inhaber der Pfarrei, Martin Plantsch. ²⁷

Bereits Schmauder sah in der theologischen Ausprägung während des Studiums einen Grund dafür, dass einige Kleriker den Armen Konrad unterstützten. ²⁸ Gaißer lebte gemeinsam mit anderen Studenten in der Burse, durchlief die »artes liberales« und schrieb sich an der theologischen Fakultät während des Rektorats von Dr. Wendelin Steinbach ein, der zum Flügel der »via moderna« gehörte. ²⁹ Er kam auch mit den Lehren der Spätscholastik in Berührung, die der langjährige Rektor Gabriel Biel vertrat. Dieser lehrte seinen Schülern, an die wirtschaftlichen Verhältnisse der Zeit biblische Maßstäbe anzulegen. Konrad Summenhart, ein Vertreter der »via antiqua«, lehrte ebenfalls in Tübingen und publizierte eine Schrift, in der er die göttliche Legitimation der Zehntpflicht verneinte. ³⁰

Was hatte Gaißer wohl bewogen, die Stadtpfarrei in einer nordwürttembergischen Amtsstadt, die zugleich Sitz eines Landkapitels war, zu übernehmen? Wir wissen es nicht. Es war sicherlich ein bewusster Schritt in eine neue Lebensphase, in die eines Seelsorgers, der den Menschen helfen wollte. Denn ein Prädikant durfte lediglich Predigten halten – immerhin in der Landessprache –, hatte jedoch keine kultisch-sakramentalen Pflichten wie ein Pfarrer. ³¹ Zugleich nahm er einen Namenswechsel vor. Das war nichts Besonderes zu damaliger Zeit. Ahnenforscher wissen aus eigener Erfahrung nur zu gut, dass ein und dieselbe Person früher verschiedene Namensvarianten führen konnte. Von 1514 an taucht er in den Archiven unter dem Namen »Gaißlin« auf. ³² Aus dem Jahr 1521 ist sein Wappen überliefert, das einen steigenden Geißbock zeigt. ³³

4. Die kirchlichen Verhältnisse

Nur der Stadtpfarrer – oder in dessen Vertretung der Diakon – konnte Sakramente spenden. Seit dem 13. Jahrhundert waren dies: die Taufe, die Firmung, die Eucharistie, das Bußsakrament, die Krankensalbung und die Ehe. Dem Pfarrer zur Seite stand ein »Helfer«, den die Herrschaft finanzieren musste. ³⁴ Hierfür hatte er seinen Neffen Wilhelm Gaißer ³⁵ angestellt. Der Pfarrer hatte auch den Vorsitz im Landkapitel inne, zu dessen Zusammenkünften im Chor der Kirche sich noch die Pfarrer ³⁶ aus dem Landkapitel gesellten. ³⁷ Der Markgröninger Pfarrer wurde 1430 erstmals »Dekan eines Kapitels« genannt. ³⁸ Er war für das Predigen an Sonntagen und hohen Feiertagen zuständig. Bei diesen festlichen Gottesdiensten unterstützten ihn regelmäßig vier Kleriker, die man Zelebranten ³⁹ nannte.

Wie sah damals – in einer Lebenswelt, in der Gott und die Kirche eine heute unvorstellbare Allgegenwart und Präsenz hatten und die Kirche eine ungemein große Machtposition besaß – die hiesige Pfarrei aus? Die Pfarrkirche stand inmitten des

»Kirchhofs«, dem damaligen Friedhof. Sie war farbenfroh ausgemalt. Das Jüngste Gericht prangte noch nicht lange über dem Chorbogen und mahnte den Gläubigen zu einem gottgefälligen Leben. Neben dem Hauptaltar gab es noch 20 Nebenaltäre, die in ihren Dimensionen recht klein sein konnten und manchmal mehreren Heiligen zugleich geweiht waren. Sie standen in den Kapellen und Seitenschiffen. An folgende Heilige konnte sich der Gläubige in Markgröningen in Not und Dank an einem Altar persönlich wenden: Maria, Johannes den Täufer, Laurentius, Georg, Sergius und Bacchus, Martin, Margareta und Elisabeth, Jodokus, Erhard, Otmar, Oswald, Michael, Johannes den Evangelisten, die Heiligen Drei Könige, Fabian und Sebastian, an Wendelin, den Patron der Schäfer, sowie an den hl. Urban.⁴⁰

Auf diese Altäre stifteten Gläubige der Kirche Geld oder Liegenschaften, für deren Nutzung man Geld-, Wachs-, Getreide- oder Weinzinse bezahlen musste. Im Gegenzug wurde für das Seelenheil der Stifter und ihrer Familien an bestimmten Tagen im Jahr gebetet. Größere Stiftungen bildeten häufig die Grundlage einer Pfründe für einen Kaplan. Diese Pfründen waren mit dem Lesen von Messen verbundene Versorgungsansprüche und wurden förmlich verliehen. Die Einkünfte bestanden meist aus Naturalien, um deren Einzug sich der Pfründinhaber selbst kümmern musste, wenn er keinen dafür anstellte. Die Stifter erhofften sich als Gegenleistung für ihre Stiftung Hilfe von den Heiligen und von den Kaplänen Fürbitte bei Gott.

Als Beispiel sei hier die 1459 von Kaplan Walter (Schneider) von Haslach gestiftete St. Matthiaskapelle⁴¹ angeführt, die heute wegen des darin befindlichen Grabdenkmals der Elisabeth Lyher auch Vollandkapelle genannt wird. Elisabeth Lyher, die Frau von Heinrich Volland d. J., hatte die »Vollandpfründe« im Jahr 1483 auf den bereits bestehenden Matthiasaltar zugestiftet.⁴² Die Ausstattung wurde genauestens beschrieben: ein Viertel des Oberriexinger Zehnten von 1464 in Höhe von 500 fl (das waren 25 fl), ein Gültbrief über 5 fl und einer über 10 fl, ein Fischwasser an der Glems, ein Wohnhaus für den Kaplan (an Meister Jerg Sigloch gelegen), zwei Messbücher, zwei Betbücher aus Pergament, ein Psalter aus Pergament, ein Kelch,



*Grabplatte von Elisabeth Lyher,
Mutter des Vogtes Philipp Volland.*

zwei Messkännchen aus Silber, fünf Messgewänder (schwarz, weiß, blau, rot, grün), fünf Altartücher dazu passend mit Bildern bestickt und ein Weihrauchfass.

Neben der Pfarrpfründe verlieh und präsentierte der württembergische Herzog, der zugleich Patronatsherr der Kirche war, neun der elf Altarpfründen.⁴³ Die Gemeinde besaß das Nominationsrecht für die von ihr gestiftete erste Liebfrauenkaplaneipfründe, die vermutlich älteste Kaplanei. Den Kaplan präsentieren musste jedoch die Herrschaft. Die Johanniterpfründe auf dem Sankt Michaelsaltar, auch Kreuzherrenpfründe genannt, wurde von der Johanniterkommende zu Rohrdorf verliehen. Die Familie Volland verlieh ihre Pfründe selbst, deren Inhaber verständlicherweise Familienmitglieder waren, jedoch keine Theologen.

War der Inhaber einer Pfründe kein Theologe oder lebte er nicht vor Ort, dann hielt an seiner statt ein anderer Kaplan die geforderten Messen gegen Weiterreichung eines Teils der Einkünfte. Die von Kaplänen zelebrierten Messen und Totengedenken nahmen an ihrer Zahl ständig zu, so dass täglich mehrere Messen, meist auf Latein und teilweise parallel nebeneinander her stattfanden. In der Kirche herrschte ein Kommen und Gehen. Der Kirchgang war bei Festen, die zahlenmäßig sehr viel häufiger als heute gefeiert wurden, Pflicht. Manche Gläubige besuchten mehrmals täglich Messen, sowohl in der Pfarrkirche als auch in der Kirche des Heilig-Geist-Ordens. Deshalb bestimmte der Herzog, dass das Seelenamt für Meister Hans Echterdinger in der Pfarrkirche im Sommer um 6 Uhr und im Winter um 7 Uhr fertig gesungen sein müsse, damit der Spitalmeister »am Amt in seinem Gotzhuß und die andächtigen Menschen daselbig auch zu hören nicht verhindert« würden.⁴⁴

Viele Kapläne wohnten direkt um den Kirchplatz herum. Der Stadtpfarrer mit seinem Neffen Wilhelm im heutigen Pfarrhaus Süd, die Kapläne der ersten Liebfrauenkaplanei und der Otmarpfründe in den beiden Vorgängerbauten des heutigen Gebäudes Kirchplatz 2. Das Pfründhaus des Kaplans der Evangelisten-Johannes-Pfründe stand am Platz des heutigen evangelischen Gemeindezentrums, und im sogenannten Vollandhaus⁴⁵, heute Ostergasse 24, lebte der Kaplan der zweiten Liebfrauenkaplanei, der auch die Orgel spielen musste. Man traf einen der zahlreichen Geistlichen häufig an, wenn sie ihren Dienstplichten in der Kirche nachgingen, Wasser am Brunnen holten oder auch beim Brotkauf, denn die Brotlaube befand sich damals noch in der Kirchgasse an der Kirchenmauer.⁴⁶ Da sie – häufig und zumindest offiziell – nicht verheiratet waren, aßen sie öfters in Wirtshäusern, wo sie untereinander und mit anderen Gästen diskutierten. Der Pfarrer kannte aus eigener Erfahrung die Not seiner Gemeindemitglieder, denn wie sie litt auch er unter dem Misswuchs in den letzten Jahren. Wenn die Ernte schlecht war, wurde der Zehntanspruch zwangsläufig kleiner. Manche der Zinser konnten wegen der Ernteausfälle ihre Abgaben, von denen der Pfarrer seinen Lebensunterhalt bestreiten musste, gar nicht entrichten.

Vor diesem Hintergrund ist die immense Bautätigkeit des Heilig-Geist-Ordens, die er zu Anfang des 16. Jahrhunderts entfalten konnte, umso erstaunlicher. Als erstes unterzog der Spitalmeister Johannes Betz 1507 die Kirche einer Innenrenovierung. Sehr wahrscheinlich stiftete Vogt Philipp Volland hierzu Geld, denn seine Initialen mit dem Familienwappen sind im Chor verewigt. Im selben Jahr ließ Betz den Keller unter dem heutigen Spital graben und 1509 wurde der heutige Fachwerkbau mit seinen stolzen 42 Meter Länge errichtet. Gleichzeitig übergab die Stadt dem Orden ihr »Armen Leuth Hauß, genannt das Seelhaus« mit Scheuer, Hofreite und Wald.⁴⁷ Erforderte die steigende Zahl an Pilgern mehr Unterkunftsmöglichkeiten oder litten ärmere Bevölkerungsschichten verstärkt unter den Missernten der letzten Jahre, wes-

halb es mehr Bedürftige zu versorgen gab? Das Spital musste zu dieser Zeit über große Geldeinnahmen verfügen, denn die Ländereien warfen bei Missernten nichts ab. Vielleicht stifteten die Gläubigen angesichts der ungewissen Zukunft umso eifriger? Die zehn bis zwölf Ordensbrüder waren auch für die Pfarreien in Bietigheim, Bissingen und Mühlhausen an der Enz zuständig.



Das 1509 errichtete Pfründnerhaus des Heilig-Geist-Spitals.

Im Jahr 1513 gerieten der Stadtpfarrer Dr. Reinhard Gaißlin und der Spitalmeister wegen Kompetenz- und Zehntstreitigkeiten aneinander.⁴⁸ Herzog Ulrich beauftragte Dr. Konrad Kraft, Chorherr am Stuttgarter Stift, mit einem Gutachten, um den Streit zu schlichten. Demnach entschied am 10. Januar 1514 der Herzog u. a. auch die Rangfolge in der Fronleichnamsprozession. Das lässt den Schluss zu, dass der Stadtpfarrer spätestens seit dem letzten Fronleichnamfest, dem 23. Mai 1513, hier amtierte. Wie wortgewaltig und dadurch auch mächtig beide Geistliche waren, zeigt der Schiedsspruch, denn Ulrich wies die beiden Theologen an, die »baidersyts an der Canntzel ettlich schimpfin Wort begeben haben«, dass »sich baid Tail fürhin derselben an der Canntzel müssigen sollen, damit Ergernus von dem gemainen Volck verhüt plyb«. ⁴⁹

5. Dr. Reinhard Gaißlin und der Arme Konrad – die Schilderung in den Vogtberichten

Zu den Ereignissen liegen für Markgröningen insgesamt drei Berichte vor sowie eine Supplik von Vogt und Gericht an den Herzog. Die Berichte wurden auf herzoglichen Befehl hin erstellt. Sie sind nicht chronologisch abgefasst, sondern wurden nach

Verhörnotizen (die selbst nicht überliefert sind) oder aus der Erinnerung heraus von Vogt Volland erstellt und somit – was nicht vergessen werden darf und übrigens für alle Berichte zum Armen Konrad gilt – unter dem parteiischen Blickwinkel eines Vertreters der Ehrbarkeit geschrieben. »Authentisch und in mitunter eindrucksvoller, bis heute berührender sprachlicher Dramatik lässt sich hier ein Einblick in die Mentalität der Akteure gewinnen.«⁵⁰ Der erste Bericht stammt vom 24. Juni und thematisiert u. a. die Predigt vom 7. Mai, den Aufruhr samt Untersuchung durch Haushofmeister Philipp von Nippenburg. Der nächste Bericht wurde nach dem 4. August verfasst.⁵¹ Die Himmelfahrtspredigt vom 25. Mai sowie eine Vorladung von Gaißlin nach Stuttgart, die Stimmung in der Stadt, die Trinitatispredigt vom 11. Juni, die Huldigung und die Predigt vom 30. Juli sind die Themen. Hier legte der Vogt Volland seine Supplik bei, der Herzog möge sich wegen einer Bestrafung Gaißlins an den Speyerer Bischof wenden. Der letzte Bericht wurde am 12. Oktober geschrieben.

Auch ohne Presse und Radio konnten sich die Nachrichten rasch verbreiten. Boten ritten oder liefen hin und her und in Windeseile wusste man überall Bescheid, wobei es an vagen Gerüchten und Fehlinformationen auch nicht mangelte – was freilich auch im Zeitalter modernster Kommunikationstechniken vorkommen mag. Abends



*Holzchnitt aus »Vergils Opera«,
gesammelt von Sebastian Brant, gedruckt von Hans Grüninger, Straßburg (1502).*

saß man nicht allein mit seinem Smartphone auf der Couch oder skypte mit dem PC. Nein, man traf sich bei Trunk sowie Karten- und Würfelspiel im Wirtshaus. Dort erfuhr man auch Neuigkeiten von den Durchreisenden. Im Gasträum, am Stammtisch wurde (und wird) Politik gemacht, ganz gleich ob Kommunalpolitik oder Landespolitik. Im Verlauf der im Folgenden näher geschilderten Aktionen der Aufständischen setzten diese teilweise Brieftauben für den Versand von Botschaften ein. »Doctor Renhart«⁵² oder einfach der »Doctor«, wie der Stadtpfarrer meistens in den Vogtberichten genannt wurde, hatte mit diesem Kommunikationsmedium jedoch auch Pech, denn die Tauben fing der Rat Michel Haug ab, wie er im Verhör vor dem herzoglichen Hofmeister berichtete.⁵³

Die Nachricht über eine ungeheuerliche Aktion in Schorndorf breitete sich wie ein Lauffeuer im ganzen Herzogtum aus. Dort hatte der Schäfer Gaispeter am 2. Mai einem Metzger die neuen, leichteren Gewichte für die Fleischsteuer entwendet und in die Rems geworfen.⁵⁴ Bei der Befragung durch den Vogt meinte er, er »hab die Steine und das Gewicht in das Wasser geworffen«⁵⁵ und das neue Gewicht »hinweg gethan« oder »abgethon«⁵⁶. Am Abend des nächsten Tages nahm Gaispeter einem anderen Metzger die Gewichte weg und warf sie auf die nach Großheppach führende Straße. Die Form des Protestes – ein Akt offenen Widerstandes gegen die Autorität des Herzogs – stilisierte die Historiografie später zu einem Gottesurteil durch eine Wasserprobe hoch, obwohl dies in den sehr umfangreichen Untersuchungsakten nirgends zum Ausdruck kommt.⁵⁷ Hans-Martin Maurer wies 1991 erstmals darauf hin, dass die Bauern diese Tat nicht als Gottesurteil auffassten.⁵⁸ Am 4. Mai gab es größere Unruhen in Schorndorf, wo sich 300 bis 400 Unzufriedene versammelten. Die Menge löste sich am 5. Mai wieder auf und der Herzog verkündete seinen Verbündeten Baden und Würzburg sowie der Reichsstadt Esslingen, dass er nun keiner Unterstützung mehr bedürfe.⁵⁹ Doch es kam alles ganz anders.

Am 7. Mai, dem Sonntag Jubilate, ergriff in Markgröningen Stadtpfarrer Dr. Reinhard Gaißlin in seiner Predigt vor der versammelten Kirchengemeinde offen Partei gegen den Vogt Philipp Volland und für die Sache der Aufständischen. Das war nur einer der landesweit lodernnden Brandherde. Denn am selben Tag versammelten sich Unzufriedene aus Bietigheim und Ingersheim bei der Marbacher Kirchweih.⁶⁰ Ferner kamen die Bottwarer hinzu. Sie wurden ebenfalls von einem Geistlichen, dem in Winnenden geborenen Pfarrverweser Peter Gescheydlin, angeführt.⁶¹

Da Gaißlin auf Deutsch predigte, verstand jeder seine Ausführungen zu den Hirten und ihren Schafen (Matthäus 10,16): »Das sy ain unseliger Hirt, so er sehe, das seine Schäff stecken in ainem Sumpff und sy daruff fallen und er ged hin im Truckenen und inen in kainen Nötten Hilff beweysen. Und die Rychen staussen [stopfen] ir Korn hinder sich, auch ander Korn und tailen es denen Armen nit in Nötten mit, biß es halb verdorben und kain nutz mer sy.«⁶²

Warum wählte Gaißlin gerade diese Bibelstelle aus dem Matthäusevangelium? Vielleicht wollte er damit einen aktuellen Bezug zu dem großen Streit herstellen, der zwischen dem Markgröninger Stadtschäfer und dem Schäfer der landesherrlichen Schäferei auf dem Pulverdinger Hof seit einiger Zeit schwelte und sich wegen der Missernten verschärft hatte.⁶³ Die Markgröninger hatten nach altem Herkommen das Recht, in dem entfernt gelegenen »Wald und Zehenden Aichholtz« ihre Schafe zu weiden. Dieses Recht hatten sie einige Jahre nicht in Anspruch genommen und die Weidefläche war vom herrschaftlichen Schäfer genutzt worden. Der herzogliche Zählmeister Klaus König⁶⁴ verwehrte den Markgrönigern nun die alten Weiderechte.

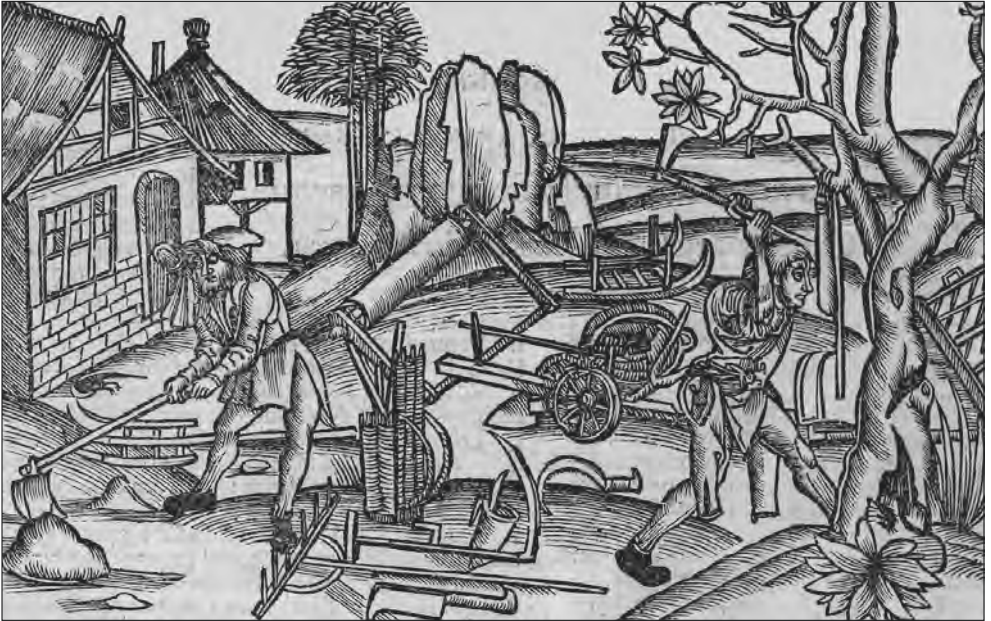
»Weyl aber selbige ire Gütter dieser Zyt in mercklichem Abgang und Bösserung ganz nöttig, sie auch am Trib und Waidgang große Mangel hetten und diser Zytt schöne Schaff, were ir Bitt und Begeren, inen mir irer Schöfferey uff ir aigen Grund und Boden triben und zu pferchen [...], das inen doch bisher durch die Zalmeister geobert [gesperrt]. So weren auch ire Mayer von Alter mit iren Schauffen [Schafen] alwegen hinuß gefaren, das inen aber auch durch die Zalmaister irs Verstands unbillich wyse abgestrickt [abgeschnitten]!«⁶⁵

Das war kein Einzelfall. Auch aus anderen Gemeinden sind Spannungen wegen der Nutzung der Allmende durch die herzoglichen Schäfereien überliefert, so für Waldenbuch und Schlaिटdorf.⁶⁶ Die Anspielung auf die Hungerjahre war ebenfalls deutlich und bedeutete nach des Doktors Überzeugung eine besonders große christlich-soziale Verantwortung für die Reichen.

Ein weiterer Konflikt zwischen der »Gemeinde« und dem Vogt gab es wegen der Nutzung des allgemeinen Fischwassers in der Glems. Das war in Fastenzeiten, bei Missernten und bei Teuerung des Fleisches besonders wichtig. So gehörte zur Kreuzherrenpfründe ein Fischwasser, das zwischen Bruckmühle und Walkmühle lag und laut Lagerbuch jährlich verliehen wurde. Ein anderes Fischwasser, das der Urbanspfründe, war 1509 an Vogt Philipp Volland verkauft worden.⁶⁷ Gaißlin ermunterte nun die »Gemeinde«, nach altem Herkommen in der Glems, im Fischwasser Vollands zu fischen. Daraufhin warf ihnen der Vogt vor, dass sie »mit aigen Gwalt in mein Wasser gan fischen«. ⁶⁸ Anscheinend war der Pfarrer erfolgreich, so dass das Fischwasser wieder zur Allmende wurde, denn Gaißlin »hab es dahin gebracht, daß es ietz wider almant sy«. ⁶⁹

Die Sonntagspredigt heizte die Stimmung kräftig an. Bereits um ein Uhr rempelte der in den Quellen als »Spaymann« und somit als Lästermaul⁷⁰ beschriebene Weber und Wirt Hans Groß den Vogt Volland bei offener Zeche im Gasthaus an und erzählte ihm, »er hab dahaymen Buchenstein gossen, sich gerüst, dan sie wöllen selber nach der Sach lügen.«⁷¹ Am Montagabend gingen dann Aufständische grüppchenweise von Haus zu Haus und riefen zum bewaffneten Widerstand auf. Alte Grundrechte sicherten den Bauern eine Grundbewaffnung zu: Kurz-Schwert, Brust-Harnisch und Spieße. Die auf eigene Kosten anzuschaffenden Waffen brauchten sie auch für den Dienst im allgemeinen Landesaufgebot. Um alle Einwohner aufzuwecken, machten die Rebellen einen blinden Feuealarm. Das verschärfte die herrschende Spannung und hatte das Zusammenlaufen der Menschen zur Folge. Daraufhin versammelten sich um die neunte Stunde rund 200 Männer mit Waffen, teilweise im Harnisch, auf dem Marktplatz. Die Zahl entspricht wohl annähernd drei Viertel der »Gemeinde«. Die Erwähnung von Bewaffneten weist darauf hin, dass sich unter den Unzufriedenen auch Grundbesitzer sowie Landsknechte befanden. Jedoch konnte man sie davon abhalten, die Glocken zu läuten – für die Einwohnerschaft war dies das Zeichen, sich mit Waffen beim Rathaus einzufinden.⁷² Anfangs weilte der Pfarrer nicht selbst unter den Aufständischen, doch sie riefen nach ihm und letztlich verließ er das Pfarrhaus und gesellte sich zu ihnen.⁷³

Vom herzoglichen Kornmesser forderte die »Rotte«⁷⁴ die Herausgabe des Schlüssels für den Fruchtkasten, den sie auch erhielten.⁷⁵ Daraufhin wurde der Fruchtkasten gestürmt und das Korn weggetragen. Die Meute versammelte sich erneut vor dem Haus des Vogtes Philipp Volland und forderte seinen Kopf, da sie ihn ebenso wie sieben weitere, nicht namentlich genannte Beamte für die Einführung der Verbrauchssteuer auf Wein und Fleisch verantwortlich machten. Sie wollten an ihm Lynchjustiz



*Holzschritte aus »Vergils Opera«,
gesammelt von Sebastian Brant, gedruckt von Hans Grüninger, Straßburg (1502).*

verüben und ihn aus dem Laden stürzen. Philipp Volland zeigte sich klugerweise nur am Fenster, denn er war mündlich und schriftlich davor gewarnt worden, sein Haus zu verlassen. Mit Reden versuchte er die Leute zu beruhigen.⁷⁶

Es fehlte nicht viel und die Tumulte hätten sich zu gewalttätigen Ausschreitungen entwickelt. Wie zwei Rädelsführer der Rebellen, Hans Schneider und Hans Merklin, später sagten, hätten sie zwei oder drei Morde verhindert.⁷⁷ So blieb es beim Erstürmen des Fruchtkastens und den Drohungen. Da das herzogliche Schloss und die Stadttore nicht besetzt werden konnten, erlangten die Aufständischen keine Kontrolle über die Stadt. Die Rebellen befürchteten, dass herzogliche Truppen von außen anrückten. Sie wiesen die Wachen am Tor an, ihnen beim Wirt Caspar Rindpiß⁷⁸, wo sie Wache hielten, Bescheid zu geben. Das Losungswort war »hie Fuchsschwanz«.⁷⁹

Wegen der landesweiten Unruhen wurden natürlich offizielle Untersuchungen angestellt. Herzog Ulrich schickte einzelne Regierungsmitglieder und Räte zu den Stätten des Widerstands, um den »gemeinen Mann« vor Ort zu beruhigen. Wo der Aufruhr bedrohliche Ausmaße angenommen hatte, setzte er zur Unterstützung des Vogtes herzogliche Statthalter ein.⁸⁰ In Markgröningen erschien als herzoglicher Vertreter der Haushofmeister Philipp von Nippenburg, der dann allen Bewohnern befahl, unbewaffnet zum Verhör auf dem Rathaus zu erscheinen. Die Präsenz eines ranghohen Beamten – den vermutlich Landsknechte begleiteten – war sicherlich eine wichtige und absolut notwendige herzogliche Machtdemonstration für Vogt und Gericht. Dies belegt die Aussage des Landsknechts Hans von Neuneck, einem der Rädelsführer, nach dem Verhör: Er habe nur ungern den Haushofmeister, den Vogt und die Richter wieder aus dem Rathaus gehen lassen, lieber hätte er sie aus den Fenstern und Läden gestürzt.⁸¹

Wie kann man sich das Verhör nun vorstellen? Die Männer mussten ohne Waffen am Rathaus erscheinen. Auf dem Marktplatz und vor dem Gerichtszimmer im zweiten Stock des Rathauses herrschte ein großes Gedränge. Im Gerichtszimmer saßen der Haushofmeister, der Vogt, der die Aussagen notierte, und das Gericht. Wann die Untersuchung stattfand, ist unbekannt. Die Männer wurden einzeln nach den Namen der Rebellen, deren Handlung und dem eigenen Standpunkt befragt.⁸²

Die Sozialkontrolle war früher sehr groß, zudem herrschte eine Stimmung des gegenseitigen Belauerns und Misstrauens. Da viele Fensteröffnungen an den Gebäuden nur mit Holzläden (und vielleicht einem windabweisenden Pergament) verschlossen waren, konnte man leicht die Gespräche auf der Straße belauschen. Das kam immer wieder zur Sprache. So sagten bei der Befragung die beiden Mitglieder des Stadtrichts, Konrad Dolmetsch und Konrad Sommerhardt, sie hätten manches durch geschlossene oder geöffnete Holzläden vernommen. Konrad Dolmetsch bewohnte vermutlich Kirchgasse 6, hatte also einen optimalen Horchposten gegenüber der Brotlaube und der Kirchstaffel.⁸³ Auch belauschte Ulrich Messerschmid den Stadtschreiber, der auf Bitten des vermutlich leseunkundigen Metzgers Hans Scheck diesem vor dem Haus von Messerschmid ein Schreiben vorlas.

Nach und nach werden die Namen von 29 Beteiligten bekannt. Die konspirativen Treffen fanden im Pfarrhaus bzw. dem Haus des Malers Hans Merklin⁸⁴ statt. Immer wieder wurde deutlich, dass der Theologe der geistige Kopf der Auführer war. Mit seinem begnadeten Redetalent strahlte er großes Charisma aus und konnte die Leute für das Anliegen der Aufständischen überzeugen. Wenn »der Doctor mit ihnen redt, so hören sie im so flyssig und mit Geberden zu, als ob der Got oder der hailig Gaist uß im redt. Also hab er die Gemaind an sich gezogen«, meinte Konrad Sommerhardt.⁸⁵



*Das Pfarrhaus (Kirchplatz 9) im Jahre 2013.
Sein traufständiger Teil stand bereits zu Gaißlins Zeiten.*

Konrad Dolmetsch gab zu Protokoll: »Der Doctor hab in seinem Huß mit ainer Krayden uff den Tisch gemalet ain Seckel mit langen Riemen sagende, das werde der Fannen, werden ymmer das Gelts genug haben.«⁸⁶ Damals wurde der (Geld)Säckel am Gürtel getragen und besaß eine hohe Symbolkraft, zeigte er doch die wirtschaftliche Potenz des Trägers.

Die Markgröninger fertigten tatsächlich eine eigene Fahne an. Mit ihr und rund 100 Aufständischen im Gefolge zog der Fähnrich Hans von Neunck – trotz des Verbots durch den herzoglichen Statthalter – zur Kirchweih nach Vaihingen, »weil es alt Herkommen ist«. Hans Schneider rief: »Her, her, mir nach!«⁸⁷ Kirchweihen mit Tanz und einem kleinen Jahrmarkt waren eine willkommene Abwechslung im harten Alltagsleben. Die Besucher kamen von weit her und man tauschte Nachrichten von Stadt zu Stadt aus: ein perfektes Angebot für überregionale Treffen. Der Pfarrer selbst blieb in Markgröningen zurück, hatte den anderen jedoch zum Besuch der Kirchweih zugeraten. Vielleicht hatte Maler Hans Merklin die Fahne nach des Doktors Entwurf gestaltet?

Auf der Protestfahne des Armen Konrad symbolisiert der Säckel den »gemeinen Mann« und die monetären Forderungen der Aufständischen. Eine originale Fahne ist jedoch nicht überliefert. Mit seinen Symbolen und seinem eigenen Namen setzte sich der Arme Konrad bewusst als eigenständige Protestbewegung von den anderen

Bauernaufständen ab. Die Einheit stiftende Symbolkraft der Fahne war damals sicher noch wirkungsvoller als heute. Denn seit alters her sammelten sich die Truppen bei Kämpfen hinter der Fahne, die im Kriegsgetümmel weithin sichtbar auch immer den Standort der eigenen Leute zeigte. Das Erringen der feindlichen Fahne war eine kriegerische Heldentat! Die erkämpften Fahnen wurden wie Trophäen in Kirchen und Burgen ausgestellt. So erging es auch den aufständischen Kirchbergern. Jeder Bürger hatte sich mit einem »Dreier« beteiligt, das war eine Silbermünze zu drei Pfennigen. Beim Verhör wurde die Fahne beschlagnahmt und anschließend in die Marbacher Alexanderkirche verbracht.⁸⁸

Nicht nur der Vogt, auch Gericht und Rat fürchteten sich so sehr vor dem Pfarrer und seinem Einfluss auf die Aufständischen, dass sie eine Supplik an den Herzog aufsetzten wegen »Dr. Renhart Gaißlin Pfarrer daselbst von wegen etlich hitziger ungeschickter gethaner Predigen wider die Oberkeit«. ⁸⁹ Hierin baten sie den Landesherren, selbst gegen den Pfarrer strafrechtlich vorzugehen oder den Bischof in Speyer darum zu bitten. Nach Beratschlagung im Gericht hielten sie die Supplik jedoch zurück, da sie fürchteten, die Stimmung in der Stadt durch eine Bestrafung des Pfarrers noch mehr anzuheizen. Letztlich legte Volland die Supplik seinem zweiten Bericht Anfang August bei.⁹⁰

Selbstverständlich fanden auch in der Priesterschaft hitzige Diskussionen statt, an denen sich neben Gaißlin der Kaplan Hans Sperklin und Pfaff Werner sowie Gaißlins Neffe Wilhelm beteiligten. Der Pfarrer wollte die Priester für die Sache der Aufständischen gewinnen.⁹¹ Bei der amtlichen Untersuchung verriet Priester Werner dem Vogt einiges über die Gesinnung des Doktors und dessen engagierten Kampf für die Rebellen. Pfaff Werner war der einzige Geistliche, der laut den Aufruhr verurteilte. Gaißlin war sich der »undichten Stelle« bewusst, kannte die Person jedoch nicht. Der Nachname von Priester Werner wurde leider nicht erwähnt. Da im Jahr 1521 hier ein Kaplan Werner Heminger genannt wurde und der Inhaber der Urbansaltarpfründe zur Zeit der Reformation Werner Heminger hieß, ist es sehr wahrscheinlich, dass dies der »Verräter« war.⁹² Die übrigen Geistlichen an der Pfarrkirche verhielten sich weitgehend neutral und über die Haltung der Mönche des Heilig-Geist-Ordens in Markgröningen verlor der Vogt kein Wort. Jedoch ergriffen Geistliche auch in Bietigheim Partei für die Aufständischen. Der Bietigheimer Vogt schrieb hierzu, leider ohne Erwähnung von Namen: »Haben och ettlich Priester den gemeinen Mann in der grossen Uffrur gesterckt.«⁹³ Da neben Bissingen und Mühlhausen/Enz auch die Pfarrei Bietigheim von dem Markgröninger Spital versehen wurde, gab es im Heilig-Geist-Orden nachweislich auch Sympathisanten für den »gemeinen Mann«.

Der Feiertag Christi Himmelfahrt ist im katholischen Kirchenjahr ein Hochfest, d. h. ein Festtag mit dem höchsten liturgischen Rang. Um diese Zeit gab und gibt es traditionell Bittprozessionen und Feldumgänge für eine gute Ernte. Pfarrer Gaißlin hielt an diesem Feiertag, es war der 25. Mai 1514, selbst die Predigt. Dabei nützte er den hohen Feiertag mit einer deutschen Predigt erneut zur Kritik an der Politik des Herzogs und hatte wegen des in Markgröningen zugleich stattfindenden Jahrmarktes eine große Zuhörerschar von auswärts, wie der Vogt verärgert bemerkte.⁹⁴ Die Predigt an Himmelfahrt ist die zweite, von der Volland berichtet. Gaißlin warb für die Sache der Aufständischen und für eine gute Vernetzung unter den einzelnen Rotten. Er betonte, »wie sy stark syn, man wird inen zuziehen und sie nit verlaussen«. Sein Neffe Wilhelm hielt die Kontakte ins Remstal – wohin der Pfarrer auch selbst reiste – sowie nach Stuttgart. Die Predigt belegte die verbreitete Proteststimmung und die große



*Holzschritte aus »Vergils Opera«,
gesammelt von Sebastian Brant, gedruckt von Hans Grüninger, Straßburg (1502).*

Unzufriedenheit, die in Markgröningen noch immer herrschte. Hier unterstützten den Armen Konrad vor allem Handwerker und Ackerbürger, die von der politischen Teilhabe ausgeschlossen waren. Von den 29 namentlich Genannten hatten nachweislich elf Grundbesitz. Über Anhänger aus der Bauernschaft der Amtsorte ist nichts bekannt.

Nach der Himmelfahrtspredigt wurde Gaißlin als Hauptträdelsführer vom Landhofmeister und Erbmarschall Thumb von Neuburg nach Stuttgart einbestellt, doch gelang es diesem nicht, den Pfarrer einzuschüchtern. In einem Stuttgarter Gasthaus meinte der Pfarrer nach der Unterredung, dass es ihm egal wäre, wenn man ihm die Weinbesoldung kürze, »er frag aber ganz nichts danach, der Wein schmeck im dennoch.«⁹⁵ Wir wissen nicht, um wie viele Maß der Landhofmeister den Wein reduzierte. Bei Anspruch auf 16 Eimer Weinzehnt und 6 Imi Besoldungswein – das waren, abhängig vom Ertrag der Weinlese, rund 5000 Liter – wird er kaum verdurstet sein.

Im Land gärte es weiter. Am 28. Mai, auf der Untertürkheimer Kirchweih zu Christi Himmelfahrt, wollten sich trotz herzoglichem Verbot die Aufständischen aus dem ganzen Land treffen, um dann bis zum Beginn des Landtags am 26. Juni dort zusammenzubleiben.⁹⁶ Gaißlin ging nicht selbst nach Untertürkheim – er blieb in Markgröningen.

Zu dieser Zeit begann jedoch die Unterstützung des Armen Konrad in den Städten und bei den aus der Ehrbarkeit stammenden Anhängern im ganzen Land allmählich zu schwinden.⁹⁷ Gewalttätige Übergriffe trugen das Ihre dazu bei.

Herzog Ulrich griff im ersten Drittel des Junis nicht persönlich und direkt in das Geschehen ein, vielmehr bestellte in den betroffenen Städten erneut ein herzoglicher Statthalter die Bürgerschaft aufs Rathaus zum Verhör ein. Für fünf Ämter kennen wir die Namen der mit herzoglichen Vollmachten ausgestatteten adeligen Räte⁹⁸, leider jedoch nicht für Markgröningen.⁹⁹ Doch auch in Markgröningen sollte der herzogliche Statthalter dem Vogt symbolisch und physisch den Rücken stärken, während Philipp Volland erneut das Protokoll anfertigte.

Um die Unruhen zu befrieden, folgte Herzog Ulrich nach harten Verhandlungen dem Vorschlag der Stuttgarter Ehrbarkeit und rief die Ämter dazu auf, einzelne Beschwerdebriefe zu verfassen. Entgegen den Vorstellungen der Ehrbarkeit bekam der »gemeine Mann« in dieser Phase eine politische Mitsprache, die ihm weder die Ehrbarkeit noch der Herzog so richtig hatten zugestehen wollen.¹⁰⁰ Diese Beschwerdehefte sollten von eigenen Vertretern beim Landtag präsentiert werden. Hierzu wählte die »Gemeinde« ihre Vertreter, die die Klagen und Beschwerden vor Vogt und Gericht bringen sollten.

Als »zugewählter Rat« ist in Markgröningen unter anderem der Fähnrich und Weingärtner Hans von Neuneck bekannt. Die »Gemeinde« bat ferner, dass man den studierten Dr. Gaißlin hinzuziehe, um die Beschwerden zu formulieren.¹⁰¹ Die Bitte wurde gewährt und man beschloss, jeden zu befragen und die Beschwerden namentlich aufzuschreiben. Als Gabriel Maler, ein anfänglicher Unterstützer des Armen Konrad, befragt wurde und nun nichts mehr gegen den Vogt aufschreiben lassen wollte, griff Gaißlin ein und warf ihm Verrat vor. Die Stimmung war aggressiv und die Rebellen rieten Maler, ein paar Tage auswärts seiner Arbeit nachzugehen. Auf der anderen Seite wiederum verteidigte der Pfarrer den Vogt gegen Klagen eines älteren Mannes und sagte, dass man im Alter immer etwas zu jammern habe.¹⁰² Leider blieben die Markgröninger Beschwerdebriefe, die nachweislich abgefasst wurden, nicht erhalten.

Zur Vorbereitung des anstehenden Landtags kamen in Marbach zwischen dem 7. und 9. Juni¹⁰³ die Vertreter von 14 Städten des nördlichen Landesteils zusammen, darunter auch die von Markgröningen.¹⁰⁴ Sie wollten sich über die erstellten Beschwerdehefte der Ämter hinaus auf eine gemeinsame Vorgehensweise verständigen. Das Ergebnis des Marbacher Städtetags war eine 41 Artikel umfassende Schrift.

Am darauf folgenden Dreifaltigkeitssonntag, er war der 11. Juni, wies Gaißlin zuerst seinen Helfer an, zu predigen. Dann trat der Pfarrer im Gottesdienst jedoch selbst ans Lektorium und legte los: »Ich will dir die Warhait sagen, dan wan ich schwig, so wurd die Stain reden.«¹⁰⁵ Gott habe seinen Jüngern den Heiligen Geist gesandt und unzweifelhaft haben die Armen den Heiligen Geist auch empfangen. Doch Luzifer habe auch seinen Jüngern den Heiligen Geist gesandt. Der Pfarrer sprach den Herrschenden die Weisheit völlig ab, und somit entzog er ihnen jede Legitimation.¹⁰⁶ Wollte er mit seiner Predigt politisch Druck erzeugen und den in Marbach formulierten Forderungen mehr Gewicht verleihen? Auf der anderen Seite war er nicht mehr so siegesgewiss wie früher und riet zur Vorsicht: »Die Sach stat wol, ir dörffen nit sorgen, des kain Her mein gnädiger Herr in sein Land fall. Aber doch seind fursichtig, Fursichtigkeit sy gut.«¹⁰⁷

Unmittelbar nach Bekanntwerden der Marbacher Schrift riefen die führenden Städte der Landschaft, Stuttgart, Tübingen und Urach, auf 16. Juni eine Versammlung nach Stuttgart ein, wiederum ohne herzoglichen Befehl. Auch hier wurden offizielle Abschlusspapiere zur Vorbereitung des Landtags verabschiedet, in die auch Forderungen des »gemeinen Mannes« und kleinerer Städte Eingang fanden. Das versuchte die Ehrbarkeit zu verhindern. Es gelang dem Tübinger Vogt Konrad Breuning, den Herzog zu überzeugen, die entscheidenden Landtagsverhandlungen nach Tübingen zu verlegen und sich erst anschließend mit den Forderungen der Vertreter der Ämter in Stuttgart zu befassen. Der Landtag wurde auf den 26. Juni nach Tübingen einberufen.

Am 8. Juli wurde der Tübinger Vertrag unterzeichnet, der einen Schlusstrich unter die Forderungen des Armen Konrad setzte.¹⁰⁸ Er stellte im Blick auf den unmittelbaren Ausgang des politisch-sozialen Konflikts in Württemberg in erster Linie einen Erfolg für die städtische Ehrbarkeit zu Lasten des Landesherrn und des »gemeinen Mannes« dar. Wegen der Bestimmung, dass keinem künftigen Herzog gehuldigt zu werden brauche, der nicht die genannten Freiheiten der Landschaft bestätigt habe, kam dem Schiedsspruch Vertragscharakter zu. Die Eidesformel der Huldigung musste geändert und erweitert werden, was eine neuerliche Huldigung der Untertanen nötig machte. Eine Gretchenfrage für manche, die ihre Beschwerden nicht behoben sahen. Der Herzog drängte auf eine rasche Durchführung.

Gaißlin kommentierte die politische Entwicklung gegenüber dem Richter Konrad Schneider und meinte, dass die Schorndorfer nicht huldigen würden, denn der Herzog habe ihnen zu Anfang der Unruhen versprochen, dass alles beim »alten Herkommen« bleiben solle und er kein Umgeld erheben werde. »Der arm Man muß den Tag by einem Stück Brout hart schaffen und zu Zythen Mangel an seinen Kindern sehen.«¹⁰⁹ Danach scheint es, als habe sich Gaißlin von den Aufständischen distanziert, denn erstaunliche Äußerungen wurden zitiert: »Doctor Rönhart sagende, die armen Lyt haben geirrt, synd unwissend Lüt und haben die Sach nit verstanden.«¹¹⁰

Zwischen dem 13. und dem 20. Juli huldigte das Amt Markgröningen. Im zweiten Vogtbericht, der Anfang August verfasst wurde, findet die Huldigung Erwähnung, zu der sich auch die Bewohner der Amtsorte in Markgröningen einzufinden hatten.

Volland schrieb, dass manche sagten, der Pfarrer habe die Bissinger aufgefordert, den Eid nicht zu leisten. Daraufhin wurde Gaißlin zur Rede gestellt und er antwortete dem herzoglichen Statthalter und Volland, dass er den Bissingern zur Huldigung geraten habe: »Sie sollen willig sein, der Eid sei nicht so schwer zu halten als sie achten.«¹¹¹ Der Statthalter und der Vogt schenkten Gaißlins eigener Darstellung wohl Glauben und haben diese entlastende Aussage des Pfarrers in den Bericht aufgenommen. Aus Markgröningen sind keine Namen von Personen bekannt, die den Huldigungseid verweigerten.

Nach der Huldigung zogen Hans Schneider und sechs weitere, nicht namentlich Genannte zu den Aufständischen auf den Engelberg. Schneider blieb zwei Nächte dort im Lager, dann kehrte er wieder zurück.¹¹² Mit der Huldigung der Aufständischen auf dem Engelberg am 23. Juli, die Herzog Ulrich persönlich entgegennahm, war dieser Widerstand beendet.¹¹³

War in Markgröningen nun endlich Ruhe eingekehrt? Noch immer nicht ganz. Am 30. Juli predigte Gaißlin gemäßigter. Immer noch schätzte er die Meinung der Armen höher ein als die der Reichen, »deshalb niemandt des armen groben einfältigen Pourn [Bauern] Rat verwerfen, sich deß schämen«.¹¹⁴

Erst nach dem Ende des Aufstandes im ganzen Land wandte sich der Herzog am 12. August an die Bischöfe von Konstanz und Speyer und bat um Gesandte, die mit bischöflichen Vollmachten ausgestattet waren. Sie sollten wohl mit württembergischen Räten über die am Aufstand beteiligten Geistlichen Recht sprechen.¹¹⁵ Hat der Speyerer Bischof reagiert und, wenn ja, wie? Wir wissen es nicht, denn Quellen hierzu fehlen. Der Bottwarer Pfarrverweser Peter Gescheydlin ist ein Beispiel für einen »auführerischen« Geistlichen, gegen den die Obrigkeit vorging. Auf massives Betreiben des Vogtes hin wurde er nach drei Monaten vom Murrhardter Abt schließlich von Bottwar weg an die Pfarrei in Erdmannhausen versetzt, jedoch nicht, wie vom Herzog gefordert, abgesetzt. Auch nach seiner Ergreifung im Zusammenhang mit Auseinandersetzungen mit der Obrigkeit im Jahr 1516 und einer anschließenden Untersuchung durch den Bischof von Speyer blieb er weiter auf seiner Pfarrstelle.¹¹⁶

Der letzte Bericht aus Markgröningen datiert vom 12. Oktober.¹¹⁷ Kanzler Ambrosius Volland hatte seinem Bruder und nunmehrigen Keller auf dem Asperg, dem damaligen Vogt Philipp Volland, die Akten der früheren Verhöre mit der Bitte zukommen lassen, alles zu prüfen und gegebenenfalls Änderungen zu melden. Philipp Volland hatte keine. Seine knappe Antwort auf die Frage nach dem Pfarrer lautete: »So kann ich auch nit befinden, daß sich benannter Pfarrer syderher mit Red ungebührlich gehalten hab.«¹¹⁸

6. Die Protagonisten

6.1. Die Herzogstreuen

Wenden wir uns nun den Protagonisten des Konflikts in Markgröningen zu. Auf der Seite der Staatsgewalt stand als deren oberster Repräsentant der Vogt Philipp Volland. Er wurde 1474 als Sohn von Heinrich Volland d. J. und Elisabeth Lyher geboren und entstammte einem alten, weit verzweigten Kaufmannsgeschlecht.

Nach seinem Studium, das Philipp Volland im Jahr 1489 in Heidelberg aufnahm, kehrte er in seine Geburtsstadt zurück und heiratete vermutlich eine Erbtöchter der aus Tübingen zugezogenen Niederadeligen Werner und Lucia Last. In Markgröningen



*Holzschritte aus »Vergils Opera«,
gesammelt von Sebastian Brant, gedruckt von Hans Grüninger, Straßburg (1502).*

hatte der Kaufmann und Jurist seit 1501 das Amt des Vogtes inne, von 1514 an war er auch zeitweise Keller auf dem Hohenasperg.¹¹⁹ Selbstverständlich nahm er qua Amtes an den Verhandlungen zum Abschluss des Tübinger Vertrags teil und vertrat das Amt bei der Landschaft in Stuttgart bis zum Jahr 1519. Er vereinte also in dieser Zeit Exekutive und Legislative in seiner Person.

Volland besaß ein Bindhaus (Küferei), was auf den hier in der Region häufig anzutreffenden Weinhandel schließen lässt. Aller Wahrscheinlichkeit nach betrieb er parallel dazu einen Wolle- und Schafhandel, der ähnlich wie das Verlagswesen im gewerblichen Bereich funktionierte: Der Schäfer verkaufte seine Wolle nicht direkt an die Weber, sondern war, obwohl nach außen hin selbständig, von einem »Unternehmer« abhängig, der ihm die Schafe stellte und die Wolle abnahm.¹²⁰ War es seine Befangenheit in der Sache, warum er nicht selbst als Vogt zwischen dem Stadtschäfer und dem Pächter des herrschaftlichen Schafhofs in Pulverdingen vermitteln konnte?¹²¹ Die Differenzen zwischen dem Amtsflecken Pflugfelden und der herrschaftlichen Schäferei in Kornwestheim schlichtete er 1517 wiederum als Vogt zusammen mit dem Zählmeister Klaus König, dem Schultheißen aus Heimerdingen und dem Markgröninger Aberlin Knoll.¹²² Vermutlich war es die Verquickung von politischer Macht und gewinnorientiertem Unternehmertum, die ihm so viel Widerwillen am Ort zuzog. So sagte Gaißlin zu einem Richter: »Wer het geacht, daß der gemein Man dem Vogt so ungünstig were?«¹²³ Volland war der Repräsentant einer sehr reichen aufstrebenden Bürgerschicht, auf deren Wohlwollen und Spendierfreudigkeit Herzog Ulrich nicht verzichten konnte.

Zu den Herzogstreuen zählten natürlich auch die, die im Stadtgericht saßen, über ansehnlichen Immobilienbesitz verfügten und politisch mitbestimmten. Das waren neben den Richtern auch die Räte, die eine »Anwartschaft« auf einen Sitz im Gericht besaßen. In den Protokollen findet man die Aussagen der Richter, die die Namen der Aufständischen und deren Handlungen erwähnen. Im Gericht saßen u. a.: der Wirt (und Küfer?) Konrad Dolmetsch, dessen Frau Catharina vielleicht eine geborene Volland war¹²⁴, Konrad Sommerhardt, der Handwerker Konrad Schnyder, Aberlin Volland, der Vetter des Vogtes. Als Räte sind genannt: Michel Haug, der die Brieftauben von Gaißlin abfing, und Veit Schmid.

Darüber hinaus sind hier noch einzelne Gemeindemitglieder zu nennen: Bartlin Binder, Hans Heck, der für den Stadtpfarrer den Heuzehnt einsammelte, Sebastian Schenk, Sander Schneider und sein Sohn Gilg, der von Gaißlin vergeblich gedrängt wurde, sich den Aufständischen anzuschließen, sowie Jörg Binder, der berichtet hatte, dass der Maler Hans Merklin sogar zu Gewalt gegen den Herzog aufgerufen habe.¹²⁵ Bei der Auflistung der Herzogstreuen darf natürlich Pfaff Werner nicht fehlen.

6.2. »Die im Armen Konrad stehen«

Nur von 29 Rebellen wurden die Namen in den Protokollen erwähnt. Neben dem Stadtpfarrer, dem Kopf der Auführer, und seinem Neffen sympathisierte vermutlich auch Pfaff Hans Sperklin, Kaplan der Dreikönigspfründe, mit den Aufständischen.¹²⁶

Nur ganz selten konnte der Beruf der Aufständischen ermittelt werden, was für das persönliche Motiv, sich dem Armen Konrad anzuschließen, interessant wäre. Aussagen über die Vermögensverhältnisse sind ebenfalls schwierig. Die Erwähnung von Grundbesitz basiert auf dessen Nennung in Lagerbüchern. Sie ist insoweit unvollständig, als es auch zinsfreie Güter gab und die herrschaftlichen, kirchlichen und die Spitallagerbücher nicht regelmäßig bzw. im gleichen Turnus erstellt wurden.

Das Ratsmitglied Konrad Welcker (Walker) besaß Gartenland¹²⁷ und unterstützte anfangs ebenfalls die Aufständischen. Er musste sich später von Gaißlin vorwerfen lassen, dass er nicht mehr für die »Gemeinde« (und mit den Aufständischen) kämpfe und wurde deshalb bedroht.¹²⁸ Gabriel Maler gehörte als Besitzer von Haus, Ackerland, Weingärten und Wiesen sicherlich zu den eher Begüterten.¹²⁹ Der Besitz von Wiesen kann auf Viehwirtschaft hinweisen. So litt er neben den Missetaten unter der Last des Kelterbanns und der Fleischsteuer. Als es um die konkrete Abfassung der Beschwerdehefte ging, wandte er sich jedoch von den Rebellen ab. Deshalb riet man ihm zum eigenen Schutz, sich einige Tage auswärts aufzuhalten.¹³⁰

Die Aktivsten im Armen Konrad waren die von politischen Machtpositionen ausgeschlossenen Handwerker und Grundbesitzer. So etwa der Maler Hans Merklin, in dessen Haus man sich traf und der eventuell Gaißlins Fahnenentwurf umsetzte. Er war sehr radikal und hieß sogar die Ermordung des Herzogs gut.¹³¹ Auch der Landsknecht Hans von Neuneck besaß Weingärten.¹³² Er führte als Fähnrich trotz Verbot die rund 100-köpfige Rotte zur Kirchweih nach Vaihingen und war als »zugewählter Rat« der Vertreter der Aufständischen bei der Abfassung der Beschwerdehefte. Hans von Wildberg rief nach dem ersten Verhör gar andere dazu auf, nach Hause zu gehen, ihre Waffen zu holen, um den Hofmeister und Vogt aus dem Fenster zu stürzen.¹³³ Zu den Rebellen zählten auch Michael Bäderlin, Laux Bauer, Heinz Bender, der Weber und Wirt Hans Groß, Peter Hess, Baltes Jörg, Bernhard Friederich, Konrad von Hausen, der Wirt Caspar Rindpiß, Bernhard Kantengießler und Gall Kneser. Von Ulrich Messerschmid ist bekannt, dass er ein Haus besaß.¹³⁴ Der Metzger Hans Scheck ritt nach Stuttgart. Ferner zählten zu den Aufständischen Oswald Renz, Hans Ruud, Jörg Schitz, Hans Schneller, Hans Schreiner, Aberlin Sigloch, der Riemenschneider Michael Zimmermann sowie die Brüder Palin und Hans Schneider. Letzterer war neben dem Neffen Wilhelm als Bote des Pfarrers ins Remstal und anderswohin gezogen. Vom Pfarrer erhielt er als »haimlich Waibel«¹³⁵ sogar einen (Kriegs)Rock.

Nachdem wieder Ruhe im Land eingekehrt war, mussten sich die Aufständischen in Markgröningen fragen, was sie konkret erreicht hatten? Das Fischwasser war seit Mai wieder Allmende. Im November 1514 wurde der Streit zwischen dem Stadtschäfer sowie den Markgröninger Metzgern auf der einen und dem Pulverdinger Schäfer auf der anderen Seite beigelegt. Hier war seit der Landesordnung von 1495 »altes Herkommen« verletzt worden, denn die Gröninger durften nicht mehr frei über die Weide im Wald Aichholtz verfügen. Der herzogliche Zählmeister Klaus König, der Tübinger Konrad Schefferle und der Calwer Vogt Konrad Lamparter haben die künftigen Nutzungsrechte ausgehandelt und festgelegt, dass »die von Gröningen Gewalt, Macht und Recht sollen haben, von Sanct Jacobs des mereren hailligen Zwölfboten Tag bis Wyhennacht mit iren gemainen StattSchaufen, die wyl sie schöne und subere Schauff haben, gen Aichholtz in ihr Zwing und Benn zu tryben und zu pferichen [...], desgleichen sollen ire Metzger mit iren Steckschaffen Macht haben, von des hailligen Creutztag exaltio bis Andreae ungevarlich hinüber zu tryben, aber kein Pferch schlahen noch halten«. ¹³⁶ Die Bürger durften von 25. Juli bis Weihnachten das Gewann als Weide und zum Pferchen nutzen und die Metzger konnten ihre zum Schlachten bestimmten Schafe ebenfalls von 14. September bis 30. November dort weiden. Dieser Vertrag hatte fast zwei Jahrhunderte Bestand.

6.3. Dr. Reinhard Gaißlin: Pfarrer und Revolutionär

Gaißlin war ein wortgewaltiger, hitziger, überzeugter und mutiger Christ. Er war ein biblisch motivierter Kämpfer für die Armen und politisch Machtlosen. Vielleicht war dies der Anlass für ihn gewesen, der Universitätsstadt den Rücken zu kehren und als Stadtpfarrer Gottes Wort zu verkünden und dem Menschen zu dienen.

Damals waren gewalttätige Auseinandersetzungen zur Durchsetzung eigener Ziele – seien es private oder politische – gang und gäbe. So erstaunt es nicht allzu sehr, dass er den bewaffneten Kampf der Aufständischen als gerecht ansah.¹³⁷ Weil er Armut, Keuschheit und Gehorsam in seiner Profess gelobt hatte, durfte er selbst nicht kämpfen und war an sein Amt und den Priesterstand gebunden. Öffentlich bedauerte er, dass er sein Priesterhabit nicht für ein Jahr ablegen könne.¹³⁸ Gaißlin hatte selbst einen Eid geleistet und »hab auch in armen Cunrat glopt«.¹³⁹ Für ihn gab es zwei Leitlinien, die sein Handeln bestimmten. Die eine war die mit dem Huldigungseid der Untertanen verbundene Verpflichtung des Landesherrn, nicht in »altes Herkommen« einzugreifen. In Markgröningen war dies beispielsweise der Weidgang im Aichholtz. Nach seiner Rückkehr vom Lager der Aufständischen in Waiblingen meinte er: »Ja, sie werden huldigen und es meins achtens nit oberm, mit der Meinung, daß sie ir gnädiger Herr plyben laußen by irem alten herkommen.«¹⁴⁰ Der Herzog durfte nur das entscheiden, wozu er befugt war – und dazu gehörte eben nicht die Einführung einer Umsatzsteuer, denn »es sy wider gaistlich und weltlich Recht, solch Schatzung uff die armen Lutt zu legen«.¹⁴¹ Die andere Leitlinie war die Bibel als oberstes Gesetz. Seine Dienstpflicht beschränkte er nicht auf die Seelsorge, er prangerte die gesellschaftlichen Missstände öffentlich und unmissverständlich an.

Seine revolutionärsten Ideen verkündete er am Dreifaltigkeitssonntag, dem 11. Juni. Er predigte nicht nur vom Heiligen Geist und dem Geist der Weisheit, die beide in den Armen wohnen.¹⁴² Nein, der Pfarrer sprach den Herrschenden die Weisheit völlig ab, und somit entzog er ihnen jede Legitimation, die diese durch das Geburtsrecht erlangt zu haben glaubten.¹⁴³ Das ging weit über die Ablehnung der Verbrauchssteuer hinaus und barg politischen Zündstoff in sich. Insgesamt waren seine Ausführungen jedoch sehr theoretisch und abstrakt. Ihnen fehlten konkrete Handlungsanweisungen und realistische Forderungen für politische Änderungen in der Gesellschaft. Im Hinblick auf die umfangreichen Predigtfragmente in den Berichten hätten seine politischen Forderungen sicherlich auch schriftlichen Niederschlag gefunden.

Angesichts der lange Zeit gezeigten Radikalität ist es äußerst verwunderlich, dass Gaißlin rund vier Wochen später, nach Abschluss des Tübinger Vertrags, den Bissingern zur Leistung des Huldigungseides riet. Auch nahm er von aufrührerischen Reden Abstand¹⁴⁴ und distanzierte sich sogar von den »armen Lyt«, die unwissend seien und nichts verstanden hätten. Was hatte ihn zu diesem grundlegenden Positionswechsel bewogen? War es der Tübinger Vertrag, auf den beide Seiten ihren Eid geleistet hatten, der ihn »zum Schweigen« brachte? Denn ein Eid stand Gaißlin über allem. Über die Reduzierung der Weinbesoldung hinaus ist keine Bestrafung bekannt. Er verblieb im Amt. Sicherlich halfen ihm zum einen seine rechtliche Stellung, sein Vorgesetzter auf Erden war der weit entfernt lebende Bischof von Speyer, und zum andern seine gesellschaftliche Reputation als oberster Kirchenrepräsentant in der Stadt, seine Ansichten so nachdrücklich und relativ unbehelligt in aller Öffentlichkeit vertreten zu können. Anscheinend vermied der Pfarrer für einige Zeit Konflikte mit der Obrigkeit. Aktenkundig wurde Gaißlin erst wieder im Januar 1517, als er mit dem Spitalmeister Johannes Betz wegen Ablassgelder in Streit geriet.¹⁴⁵



Revers von 1521 über die Verleihung der Kaplanei am Altar des heiligen Leonhard in der Frauenkirche in Esslingen. Das Schriftstück beginnt mit den Worten: »Ich, Renhardus Gaißlin, der Hailigen Schrift Doctor und Priester von Velbach«.

Trotz eines entsprechenden Hinweises in Roemers Stadtgeschichte¹⁴⁶ war in Markgröningen lange unbekannt, dass Dr. Reinhard Gaißlin auch in der Reichsstadt Esslingen »Geschichte« schrieb. Im September 1520 nahm er die Pfründe am St. Martins- und Bernhardsaltar in der Frauenkirche an und ein Jahr später wechselte er auf die weitaus besser dotierte Kaplanei am Altar des heiligen Leonhard.¹⁴⁷ Welche Motive mögen ihn wohl dazu bewogen haben? Als Stadtpfarrer hatte er in Markgröningen eine gute Position, genug Arbeit und ein gutes Auskommen. Reizte ihn der theologische Disput mit anderen Geistlichen oder die »Großstadt« Esslingen? Immerhin gab es dort 44 Pfründen, sehr viele Theologen und vier Orden.¹⁴⁸

Seit 1520 war Gaißlin nun ein »Diener vierer Herren«. In Markgröningen hatte er als Lehensherrn die königlich-österreichisch Regierung und als geistlichen den Bischof von Speyer über sich, in Esslingen den reichstädtischen Rat und den Bischof von Konstanz. Gaißlin kam seinen Dienstpflichten, wöchentlich eine Messe persönlich zu lesen, so gut nach, dass keine Klagen aktenkundig wurden. Während seiner

regelmäßigen Aufenthalte in Esslingen kümmerte er sich auch als Anwalt um die Rechtsansprüche lediger Frauen. Am 5. April 1530 erhielt »Doktor Renhart Gaißlin von Grienyngen« das Bürgerrecht der Reichsstadt und zugleich die Erlaubnis, dass er für drei Jahre nach Markgröningen ziehen durfte.¹⁴⁹ Gegen was oder für was wollte er sich mit dem reichsstädtischen Bürgerrecht absichern? Oder war der Rat bestrebt, wegen der unruhigen Zeiten die Geistlichen rechtlich so eng wie möglich in die Bürgerschaft einzubinden? In Markgröningen war er von nun an sozusagen ein »ausländischer« Stadtpfarrer.

In die Reformationsgeschichte Süddeutschlands ging Gaißlin durch seine Disputation mit dem Reformator Ambrosius Blarer vor dem Esslinger Rat im Jahr 1531 ein.¹⁵⁰ Als erstes klärte der Rat durch ein Gutachten des Reichskammergerichtsprokurators Dr. Ludwig Hierter ab, ob die städtische Obrigkeit das Recht habe, weitreichende Veränderungen im Kirchenwesen vorzunehmen. Aufgrund nicht ausgedrückter Bedenken wegen der rechtlichen Tragweite der Entscheidung für die Stadt lud der Rat die 23 Kapläne und Vertreter der vier Orden zu einer Disputation vor. 18 Kapläne und die Vertreter der Karmeliten und Dominikaner sprachen sich für den Verbleib bei der alten Kirche aus und baten, ein Gutachten geeigneter Fachleute einzuholen. Fünf Kapläne sowie die Augustiner und Franziskaner gelobten dem Rat Gehorsam. Das Votum in der Bürgerschaft war eindeutig für die Reformation.¹⁵¹

Um die vorhandenen politischen Bedenken zu zerstreuen, lud der Rat zu einem weiteren Gespräch in kleinerem Rahmen ein. Für die Protestanten diskutierte der Reformator Ambrosius Blarer und für die Altgläubigen der hochgelehrte Markgröninger Stadtpfarrer in seiner Funktion als Kaplan der Leonhardspfründe. Gaißlin plädierte für die Beibehaltung der katholischen Messe und Heiligenbilder, unterlag jedoch Blarer in der Frage der Schriftgemäßheit der Messe. Gaißlin wiederum brachte Blarer argumentativ in Schwierigkeiten, als er sich auf den Römerbrief des Apostels Paulus bezog, wonach ein jeder seiner Obrigkeit, eine Reichsstadt also dem Kaiser, unterworfen sei.¹⁵² Bei diesem Argument wurde Gaißlin auch vom Gedanken des Eides geleitet. Letztlich folgte der Rat Blarers Sichtweise und die Reformation wurde durchgeführt. Am 3. Dezember 1531 erließ der Rat gar ein Verbot an alle, an katholischen Messen außerhalb Esslingens teilzunehmen.¹⁵³ Vermutlich war das der Zeitpunkt, von dem an Gaißlin aus Gründen der Sicherheit nicht mehr nach Esslingen ging und nur noch sein Einkommen bezog, was den Rat natürlich ärgerte. Das letzte Lebenszeichen von ihm ist sein Schreiben vom 19. Juni 1533 an den Rat, dass er auf die rechtmäßig verliehene Pfründe am St. Leonhardsaltar nicht freiwillig verzichten werde, jedoch bei Zusicherung von freiem Geleit seiner Pflicht nachkomme, wöchentlich eine Messe persönlich am Altar zu lesen. Er hoffe, der Rat werde ihm nicht weiter drohen, sondern sich an den Nürnberger Reichsabschied gebunden fühlen.

Über den weiteren Lebensweg Gaißlins ist nichts bekannt. Im Jahr 1534 wird ein Martin Eble (Eblin) als erster protestantischer Pfarrer in Markgröningen genannt.

7. Nachhall in Markgröningen

Ludwig Heyd widmet in seiner 1829 erschienenen Stadtgeschichte, der ersten Markgrönungens, dem Armen Konrad ein eigenes Kapitel, in dem er Stadtpfarrer Dr. Gaißlin thematisiert und seine Predigten an Jubilate und Trinitatis inhaltlich wiedergibt.¹⁵⁴ Wesentlich umfangreicher ist das Thema bei Hermann Roemer in seiner 1933 publi-

zierten Stadtgeschichte »Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte« dargestellt. Vor der Schilderung der landesweiten Ereignisse beleuchtet er das Geschehen in Markgröningen. Sein Satz: »Gaißer ist der erste Sozialrevolutionär auf einer württembergischen Kanzel, von dem wir näheres wissen«¹⁵⁵, ist noch heute vielen Markgröningern bekannt. Auf Roemers Vorschlag hin erinnert seit 1933 das »Gaißergäßle« an den mutigen Kämpfer für die Armen. Es führt an der ehemaligen Lateinschule vorbei auf den Kirchplatz zur zentralen Wirkungsstätte Gaißlins hin. Selbstverständlich fehlte die Person des streitbaren Stadtpfarrers nicht im »Gröninger 1200-Jahr-Spiel«, einem Rückblick auf die geschichtliche Vergangenheit der Stadt anlässlich der Jubiläumsfeier 1979 zur urkundlichen Ersterwähnung.¹⁵⁶

Dem 500-jährigen Jubiläum des Aufstandes wurde 2014 landesweit in vielen Aktionen, Ausstellungen und Publikationen gedacht. So auch in Markgröningen. Vorträge und thematische Stadtführungen ließen den Geist des streitbaren Pfarrers Dr. Reinhard Gaißlin wieder aufleben. Dr. Walter Ebner, beeindruckt durch Gaißlins Wirken, realisierte die Idee einer Sondermarke. Seit dem 27. Juni 2014 erinnert die von Veit Müller gestaltete Marke an den Stadtpfarrer. Die erste Auflage mit 1000 Exemplaren war rasch vergriffen, so dass er eine zweite Auflage von 1000 Stück in Auftrag gab. Der Küfermeister Wolfgang Trautwein ließ eine Sonderedition »Pfarrer Gaißlin« abfüllen. Den Trollinger mit Lemberger kann man im örtlichen Getränkehandel erwerben.

Das Theater unter der Dauseck war für seinen diesjährigen Theaterspaziergang »Schwabenaufstand« auf der Suche nach einem Spielort. Der erste Akt war dem Armen Konrad gewidmet, mit »Stuttgart 21« endete das Stück. Da bot die alte Ziegelei, eine Industriebrache in Markgröningen, den passenden Rahmen.

Anmerkungen

- 1 Peter Fendrich, Günter Frank und Erich Viehöfer: Bekanntes und Neues zum Markgröninger Schloss, in: Markgröninger Bauwerke und ihre Geschichte, Bd. 2: Städtische, herrschaftliche und Bürger-Häuser in der Oberen Stadt, Markgröningen 2004, S. 173–208.
- 2 Hilde Fendrich: Die Volland in Markgröningen unter die Lupe genommen, in: Südwestdeutsche Blätter für Familien- und Wappenkunde 23 (2001/2003) S. 353–367; Otto-Günter Lonhard: Ergänzungen und Berichtigungen zur Familie Volland in Markgröningen, in: ebd. S. 408–421.
- 3 Andreas Schmauder: Württemberg im Aufstand. Der Arme Konrad 1514, Leinfelden-Echterdingen 1998, S. 25.
- 4 Walther Pfeilsticker: Neues württembergisches Dienerbuch, Bd. 2, Stuttgart 1963, § 2191: bis 1501 war Claus Volland Keller auf dem Asperg; § 2438: von 1506 bis 1512 ist er als Amtsvogt, Vogt und Keller belegt.
- 5 Schmauder (wie Anm. 3) S. 25.
- 6 Die Allmende war »ein aus Weideland und Wald, Wegen und Rainen zusammengesetzter, im Eigentum der Stadt befindlicher Bezirk, der von den in der ländlichen Gemeinde dazu Berechtigten kollektiv genutzt wurde«; Schmauder (wie Anm. 3) S. 33.
- 7 Schmauder (wie Anm. 3) S. 25.
- 8 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 348 Bü 7.
- 9 Schmauder (wie Anm. 3) S. 25.
- 10 Ebd. S. 26.
- 11 Lothar Buck: Obere und Untere Kelter – Zehntscheuer – Landesfruchtkasten. Vier herrschaftliche Wirtschaftsgebäude im Dienst des Weinbaus und Zehnten, in: Markgröninger Bauwerke (wie Anm. 1) S. 127–172.

- 12 Wilhelm Bertz: Ich, Elisabeth Lyherin, Heinrich Vollands von Grieningen seligen Witwen ..., in: Durch die Stadtbrille 4 (1989) S. 53–76.
- 13 Peter Fendrich: Die Stadt und ihre Bürger im ausgehenden Mittelalter. Zur Sozialstruktur der württembergischen Amtsstadt Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte. Untersuchungen der Steuerlisten von 1448, 1471 und 1545, in: Durch die Stadtbrille 3 (1987) S. 94–119, hier S. 104–106.
- 14 Hermann Roemer: Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte, Bd. I.: Urgeschichte und Mittelalter, Markgröningen 1933, S. 192: Von 21 Kreuzern 5 Heller stieg er auf 2 Gulden 4 Kreuzer 2 Heller.
- 15 Ludwig Friedrich Heyd: Geschichte der vormaligen Oberamts-Stadt Markgröningen, Stuttgart 1829, S. 50; Wilhelm Abel: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa, Hamburg/Berlin 1974, S. 17–42.
- 16 Schmauder (wie Anm. 3) S. 39 f.
- 17 Ludwig Friedrich Heyd: Ulrich, Herzog zu Württemberg, Bd. 1, Tübingen 1841, S. 140–164.
- 18 Schmauder (wie Anm. 3) S. 41 f.
- 19 Ebd. S. 42. Ein Lot wog 14,612 g, somit waren 2,5 Lot 36,53 g.
- 20 Raimund J. Weber: Zum Rechtsverständnis beim »Armen Konrad«, in: Der »Arme Konrad« vor Gericht. Verhöre Sprüche und Lieder in Württemberg 1514. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Stuttgart 2014, S. 21–31, hier S. 27.
- 21 Tübinger Professorenkatalog, Bd. 1,1: Die Matrikel der Magister und Bakkalare der Artistenfakultät (1477–1535), bearb. v. Miriam Eberlein und Stefan Lang, Filderstadt 2006, S. 70.
- 22 Mehr Details zum Studium bei Wolfgang Dietz: Weisheit besteht nicht in Reichtum, sondern in Armut. Reinhart Gaisslin – Pfarrer und Revolutionär, in: 500 Jahre Armer Konrad. Der Gerechtigkeit einen Beistand thun, hg. v. d. Stadt Fellbach, Tübingen 2014, S. 136–159, hier S. 136–140.
- 23 Stefan Kötz: Die vorreformatorischen Matrikeln der Theologischen Fakultät (1480–1534) und der Medizinischen Fakultät (1497–1535) der Universität Tübingen, in: Tübingen in Lehre und Forschung um 1500, Ostfildern 2008, S. 254–294, hier S. 278 f.
- 24 Waldemar Teufel: Universitas studii Tuwingensis. Die Tübinger Universitätsverfassung in vorreformatorischer Zeit (1477–1534), Tübingen 1977, S. 59 f.
- 25 Historisch-statistisches Handbuch der Universität Tübingen, bearb. v. Irmela Bauer-Klöden, Tübingen 2010.
- 26 Freundliche Auskunft von Dr. Wischnath, Universitätsarchiv Tübingen, mit Hinweis auf Johannes Haller: Die Anfänge der Universität Tübingen 1477–1537, Bd. 2, Stuttgart 1929, S. 70. Haller weist die darauf gründende Annahme von Heinrich Hermelink: Die theologische Fakultät in Tübingen vor der Reformation, Stuttgart 1906, S. 83 f. und 201, zurück, Gaißer sei Ordinarius bzw. Inhaber eines besoldeten Lehrauftrags gewesen.
- 27 Freundliche Auskunft von Dr. Wischnath mit Hinweis auf Reinhold Rau: Die Tübinger Pfarrkirche vor der Reformation, in: Tübinger Blätter 46 (1959) S. 33–44, hier S. 39 f.
- 28 Schmauder (wie Anm. 3) S. 81 f.
- 29 Dietz (wie Anm. 22) S. 138 f.
- 30 Hugo Ott: Zur Wirtschaftsethik des Konrad Summenhart ca. 1455–1502, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 53 (1966) S. 1–27.
- 31 Dietz (wie Anm. 22) S. 139.
- 32 HStAS, Bistumsarchiv Konstanz und Stadtarchiv Esslingen. Roemer (wie Anm. 14) S. 198: Er wird »in den Berichten des Vogts Gaißlin genannt«.
- 33 Stadtarchiv Esslingen: Katharinenhospital, U 709.
- 34 Altwürttembergische Lagerbücher aus der österreichischen Zeit (1520–1534), Bd. 5: Ämter Asperg, Bietigheim, Besigheim, Markgröningen, Leonberg und Vaihingen, bearb. v. Thomas Schulz, Stuttgart 1989, S. 137.
- 35 »Wylhelmus Gaysser ex Geisslingen« schrieb sich am 19. März 1506 an der Universität Tübingen ein; Heinrich Hermelink (Hg.): Die Matrikeln der Universität Tübingen, Bd. 1: Die Matrikeln von 1477 bis 1600, Stuttgart 1906, S. 152.
- 36 Die Kapläne waren nicht zugelassen. Freundliche Auskunft von Dr. Roman Janssen, Herrenberg.

- 37 Das Landkapitel Markgröningen deckte sich mit dem ehemaligen Glemsgau: Hemmingen, Heimerdingen, Hirschlanden, Höfingen und Ditzingen sowie höchstwahrscheinlich auch Gebersheim, Leonberg und Eltingen, nur die Zugehörigkeit von Rutesheim ist unsicher; vgl. Alois Seiler: Studien zu den Anfängen der Pfarrei- und Landdekanatsorganisation in den rechtsrheinischen Archidiakonaten des Bistums Speyer, Stuttgart 1959, S. 178. Seit 1456 hatte Tamm eine eigene Pfarrei und gehörte seitdem vermutlich auch zum Markgröninger Bezirk; vgl. Paul Sauer: Tamm. Geschichte einer Gemeinde, Ulm 1980, S. 42 f.
- 38 HStAS A 602 U 10533.
- 39 Der Zelebrant, vom lateinischen Wort *celebrare* (= feiern, preisen) abgeleitet, ist ein der heiligen Messe oder einer anderen Liturgie vorstehender Kleriker. Bis zum Zweiten Vatikanum gab es vier Zelebranten. Freundliche Auskunft von Heinz Oechsner, Markgröningen.
- 40 Gustav Hoffmann: Kirchenheilige in Württemberg, Stuttgart 1932.
- 41 Es ist die südöstliche Kapelle der Bartholomäuskirche.
- 42 HStAS A 349 Bü 6.
- 43 Schulz (wie Anm. 34) S. 137.
- 44 HStAS H 14 Bd. 391, Nr. 38.
- 45 Petra Schad: Häusernamen und was sich dahinter verbirgt. Ein Gang durch Markgröningen, in: Südwestdeutsche Blätter für Familien- und Wappenkunde 25 (2007) S. 25–56.
- 46 HStAS H 102/48 Bd. 14, fol. 326b (vermutlich gegenüber Kirchgasse 6).
- 47 HStAS A 288 Bü 2315. Das Gebäude wurde nach 1615 abgebrochen und dann vor der Stadtmauer neu errichtet, heute Hausplatz Schillerstraße 36.
- 48 HStAS H 14 Bd. 391, Nr. 40.
- 49 HStAS A 349 U 1; H 14 Bd. 391, Nr. 40.
- 50 Weber (wie Anm. 20) S. 22.
- 51 Das Schreiben ist undatiert. Es werden darin Ereignisse vom »Mittwoch oder Donnerstag nach *vinula petri*« (das waren der 2. oder 3. August) erwähnt, so dass der Bericht frühestens am 4. August, vermutlich später abgefasst wurde. Dietz (wie Anm. 22, S. 148) irrt, wenn er diesen Bericht auf 12. Oktober datiert.
- 52 Auch: Rönhardt, Renhardt bzw. Doctor Rönhart Gaißlin.
- 53 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 4a.
- 54 Bernd Breyvogel: Der »Arme Konrad« in Weinstadt. Wie alles begann, in: 500 Jahre Armer Konrad (wie Anm. 22) S. 36–57, hier S. 41 f.
- 55 HStAS A 45 Bü 1, Nr. 67/68.
- 56 Ebd., Nr. 20, S. 5 und 26.
- 57 Schmauder (wie Anm. 3) S. 52.
- 58 Hans-Martin Maurer: Der Arme Konrad als Schlüsselereignis württembergischer Geschichte, in: Der Arme Konrad. Die Vorträge und Referate des Schorndorfer Symposions 1986, hg. von Uwe Jens Wandel, Schorndorf 1991, S. 8–25, hier S. 10.
- 59 Schmauder (wie Anm. 3) S. 54.
- 60 HStAS A 45 Bü 4, Nr. 1.
- 61 Albrecht Gühring: Der Aufstand des »Armen Konrad« in Stadt und Amt Marbach, in: Der »Arme Konrad« vor Gericht (wie Anm. 20) S. 113–122, hier S. 113.
- 62 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 6b.
- 63 HStAS H 109 Bd. 1. Darin befindet sich auch ein Vergleich zwischen den Schäfereien Markgröningen und Pulverdingen (fol. 77 ff).
- 64 Pfeilsticker (wie Anm. 4) § 636: »Nikolaus (Claus) König genannt Koch, angeblich oberster Beamter der herzoglichen Schäfereien von 1507–1522.«
- 65 HStAS H 109 Bd. 1, fol. 77 ff.
- 66 Schmauder (wie Anm. 3) S. 157 (Anm. 80).
- 67 HStAS A 349 Bü 4. – Ein anderes Mitglied des Volland-Clans, Johannes Volland (ein Sohn von Claus Volland aus Pforzheim und somit ein Neffe des Vogtes), besaß seit 1514 als Inhaber der Vollandpfründe ebenfalls ein Fischwasser an der Glems; HStAS A 349 U 8 und U 9.
- 68 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 6a.
- 69 Ebd.

- 70 Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 7, Tübingen 1920: Speikatze = Lästerzunge, Speiredede = Lästerrede. Roemer (wie Anm. 14, S. 205) interpretierte »Spaymann« als »Ausspionierer«.
- 71 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 1a.
- 72 Schmauder (wie Anm. 3) S. 71; HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 2a.
- 73 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1., fol. 4b, 5b.
- 74 Schmauder (wie Anm. 3) S. 63 ff.
- 75 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 2b.
- 76 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 2, fol. 11.
- 77 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 2b.
- 78 Nicht Hundbiß; Roemer (wie Anm. 14, S. 206) ist zu berichtigen.
- 79 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 1b.
- 80 Schmauder (wie Anm. 3) S. 123.
- 81 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 3a.
- 82 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1.
- 83 Freundlicher Hinweis von Hilde Fendrich, Markgröningen, auf den Hausbesitzer.
- 84 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 6a.
- 85 Ebd.
- 86 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 4b.
- 87 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 2, fol. 12a.
- 88 Gühring (wie Anm. 61) S. 121.
- 89 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 2.
- 90 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 6b.
- 91 Ebd. fol. 5b.
- 92 HStAS H 14 Bd. 391, Nr. 47; H 102/48 Bd. 3.
- 93 HStAS A 45 Bü 4, Nr. 1.
- 94 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 2, fol. 8a.
- 95 Ebd. fol. 5a.
- 96 Schmauder (wie Anm. 3) S. 119.
- 97 Ebd. S. 118 ff.
- 98 Ebd. S. 123.
- 99 HStAS A 348 Bü 7. Roemer (wie Anm. 14, S. 209) erwähnt an dieser Stelle einen »Obervogt Hieronymus von Helmstedt«, den Schmauder (wie Anm. 3, S. 25) in seiner Aufzählung der 22 Obervögte, die beim Armen Konrad in Erscheinung traten, jedoch nicht nennt.
- 100 Schmauder (wie Anm. 3) S. 145.
- 101 HStAS A 348 Bü 7.
- 102 Ebd. fol 11a und 11b.
- 103 Gühring (wie Anm. 61) S. 114.
- 104 Schmauder (wie Anm. 3) S. 194: Backnang, Bietigheim, Besigheim, Bottwar, Brackenheim, Güglingen, Lauffen, Leonberg, Marbach, Markgröningen, Schorndorf, Vaihingen, Waiblingen und Winnenden.
- 105 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 2, fol. 8a.
- 106 Dietz (wie Anm. 22) S. 147 f.
- 107 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 2, fol. 10b.
- 108 Wilfried Setzler: Geschichtliche Bedeutung, in: Der Tübinger Vertrag vom 8. Juli 1514, Tübingen 2014, S. 27–31.
- 109 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 2, fol. 15a.
- 110 Ebd. fol. 15b.
- 111 Ebd. fol. 12a.
- 112 Ebd. fol. 12b.
- 113 Schmauder (wie Anm. 3) S. 240.
- 114 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 2, fol. 13b.
- 115 Schmauder (wie Anm. 3) S. 258.
- 116 Gerhard Fritz: Der Arme Konrad in Großbottwar und Murrhardt, in: Der Arme Konrad (wie Anm. 58) S. 78–82.

- 117 Datiert auf Donnerstag nach Dionisii (= 9. Oktober). Roemer (wie Anm. 14, S. 228) nennt dafür fälschlicherweise den 12. August.
- 118 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 3.
- 119 Pfeilsticker (wie Anm. 4) § 2591: seit 1501 Vogt in Markgröningen; Oktober 1514 sowie 1518/19 als Keller auf dem Hohenasperg bezeugt; 1521 »alter Vogt«; 1524 als markgräflicher Schultheiß in Pforzheim bezeichnet; ab 1534 wieder Vogt in Markgröningen.
- 120 Volker Trugenberger: Der Leonberger Raum an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, in: Leonberg. Eine altwürttembergische Stadt und ihre Gemeinden im Wandel der Geschichte, Stuttgart 1992, S. 83–120, hier S. 90.
- 121 HStAS H 109 Bd. 1, fol. 77a.
- 122 Ebd. fol. 79a.
- 123 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 3b.
- 124 Freundlicher Hinweis von Hilde Fendrich, Markgröningen.
- 125 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 2, fol. 13a.
- 126 HStAS H 102/48 Bd. 2.
- 127 Schulz (wie Anm. 34) S. 141.
- 128 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 2, fol. 11b.
- 129 Schulz (wie Anm. 34) S. 143–145.
- 130 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 2, fol. 11a.
- 131 Ebd. fol. 13b.
- 132 1523 wird seine Witwe als Besitzerin von Weingärten genannt; Schulz (wie Anm. 34) S. 149.
- 133 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 3a.
- 134 HStAS A 348 Bü 1.
- 135 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 2, fol. 12a.
- 136 HStAS H 109 Bd. 1, fol. 77a.
- 137 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 2, fol. 14.
- 138 Ebd. fol. 12a.
- 139 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 5b.
- 140 Ebd. fol. 13b/14a; vgl. auch fol. 15a: »Denn mein gnädiger Herr ist am Anfang, als sy byeinander gelegen synd, zu inen geritten und hat inen gesagt, er wöll sie by irem alten Bruch und Herkommen plyben laußen.«
- 141 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 1, fol. 6a.
- 142 Ebd. fol. 8a–9a.
- 143 Dietz (wie Anm. 22) S. 147 f.
- 144 HStAS A 348 Bü 7, Nr. 3.
- 145 HStAS H 14 Bd. 391, Nr. 40; Roemer (wie Anm. 14, S. 228) datiert den Streit irrtümlich auf 1521.
- 146 Roemer (wie Anm. 14, S. 200 und 228) war ihm nicht nachgegangen.
- 147 Moritz von Campenhausen: Der Klerus der Reichsstadt Esslingen 1321–1531, Esslingen 1999, S. 159 und 244 f.
- 148 Ebd. S. 87.
- 149 Ines Bechinger: Das Bürgerbuch der Reichsstadt Esslingen 1482–1552. Wissenschaftliche Zulassungsarbeit zur Prüfung für das Lehramt an Gymnasien, März 1981, S. 58 und S. 115: »Doctor Renhart Gaißlin ist 3 Jar lang erlaupt gen Grienyngen: mit reichung burgerlichen beschwerden. Actum Dinstag nach judica anno 30.«
- 150 450 Jahre Reformation in Esslingen (Ausstellungskatalog), Sigmaringen 1981, S. 119 f. Freundlicher Hinweis von Dr. Monika Balzert, Markgröningen.
- 151 Tilmann Matthias Schröder: Das Kirchenregiment der Reichsstadt Esslingen, Esslingen 1987, S. 91 ff.
- 152 Helmuth Krabbe, Hans-Christoph Rublack: Akten zur Esslinger Reformationsgeschichte, Esslingen 1981, S. 165 f.
- 153 Ebd. S. 157.
- 154 Heyd (wie Anm. 15) S. 51–57.
- 155 Roemer (wie Anm. 14) S. 201.
- 156 Stadtarchiv Markgröningen M 10 Bü 175.

Die steinreiche Erbtante

Die Gräfin Christina Wilhelmina von Würben in Berlin

von Daniel Schulz

Welcher Wissenschaftler träumt nicht insgeheim davon, Abenteuer zu erleben wie die Filmfigur »Dr. Henry Walton Jones, Jr.« – besser bekannt als »Indiana Jones« – oder auf Spurensuche zu gehen, wie in Gisela Graichens Archäologiereihen »C 14« und »Schliemanns Erben«? Auch ich verfiel diesem narzisstischen Traum, stellte mir vor, die Grabstätte einer Frau zu finden, von der es kein gesichertes Portrait gibt, die sterblichen Überreste zu heben, eine Gesichtsrekonstruktion zu veranlassen – und den Kameras wird präsentiert: das wahre Antlitz der »Landesverderberin«. Kurzum: Ich habe zwar den Begräbnisort der Gräfin von Würben gefunden, aber von der Grabstätte oder gar den sterblichen Überresten ist nichts geblieben. Auch ein gesichertes Portrait ist bisher nicht aufgetaucht. Dann stellte sich im September dieses Jahres noch einmal dieses Expeditions-Gefühl ein, als in Schilde die Familiengruft derer von Grävenitz geöffnet wurde.

Die Spur unserer Geschichte führt ins Berlin des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Dort verstarb am 21. Oktober 1744 eine der ungewöhnlichsten Frauen des 18. Jahrhunderts: Christina Wilhelmina Gräfin von Würben, geb. von Grävenitz (1685–1744), die als Mätresse Herzog Eberhard Ludwigs von Württemberg in die Geschichte einging.

Es existiert nur ein vermutliches Portrait der Gräfin Würben, jene von Catharina Elisabeth de Quiter 1721 gemalte Miniatur im Landesmuseum Württemberg.¹ 1735 gibt ein Bericht im »Genealogischen Archivarius« eine Beschreibung der Gräfin wieder: »Wie nun der Herzog ein sehr verliebtes Naturell hatte, also fand die junge Fräulein, die damahls 18 Jahr alt war, und alle Eigenschaften eines schönen Frauenzimmers besaß, gar bald in den Augen und Herten des verliebten Fürsten Platz. Sie war wohl gewachsen, hatte eine erhabene Brust, schöne muntere Augen, und die wenigen Bocken-Gruben, die sich im Gesichte zeigten, waren so wenig vermögend ihren Annehmlichkeiten einigen Abbruch zu thun, daß sie dieselben vielmehr auf eine ganz ausserordentliche Weise erhöhten; wobey sie mit einem scharfsinnigen Verstand und sehr aufgeräumten Gemüthe begabt war.«² Krippendorf dagegen schrieb, dass »diese Person nicht unter die sonderbahr, sondern vielmehr unter die gemeinen Schönheiten, deren viele tausend in bemelten Alemannien befindlich, zu zählen ist«.³

Der Aufstieg der Grävenitz begann mit einer 1706 eingefädelten Intrige, mittels der die junge Frau dem Herzog zugeführt wurde – und die so erfolgreich war, dass Christina Wilhelmina die folgenden 25 Jahre an der Seite Herzog Eberhard Ludwigs verbrachte. Durch die 1707 geschlossene Doppelhehe war sie kurze Zeit sogar Herzogin von Württemberg. Nach Auflösung dieser Ehe und einem kurzen Intermezzo in der Schweiz heiratete Christina Wilhelmina den verarmten Grafen Johann Franz Ferdinand von Würben (ca. 1647–1720) und kehrte 1711 als Landhofmeisterin an den württembergischen Hof zurück. Friedrich August von Württemberg-Neuenstadt schrieb über

den Grafen Würben: »Der neue Landhofmeister ist ein Greis von siebzig Jahren, er hat sein Wort gegeben, Madame nicht anzurühren, ein sehr armer Herr, man wird noch schreckliche Folgen erleben, die Landhofmeisterin hat der regierenden Herzogin ihre Ankunft anzeigen lassen und ersucht um den Antrittsbesuch, die Buchholz aber, die gerade Dienst tat, ließ ausrichten, daß die Herzogin zu Bette sei und man sie nicht sehen könne. Ein schöner Anfang.«⁴

Der Herzog lehnte seine aus politischen Gründen geschlossene Ehe mit Herzogin Johanna Elisabetha (1680–1757) stets ab und pochte auf sein Recht auf individuelles Glück. 1722 schrieb er an den Kaiser: »[...] also es wohl keines Menschen, sondern allein Gottes Sache ist, die Herzen und Gemüther zur Lieb zu regiren, welches dann ehender abzuwarthen, als zu vermuthen ist, daß zwey von Natur, Affecten und Naigung ganz wiedrige Gemüther sich wahrhaftig und ehelich wider solten zusammen aussöhnen und vereinigen können.«⁵

Die Familien Grävenitz, Schütz und Thüngen regierten das Land, eigentlich in einer knapp 20 Jahre währenden politischen Stabilität, während der Herzog sich dem Ludwigsburger Schlossbau, Jagden und Festen widmete. Der Bruder der Gräfin, Friedrich Wilhelm von Grävenitz (1679–1754), war Premierminister. Freilich handelten die genannten Familien nicht uneigennützig, sondern auch zu ihrem Vorteil, häuften Besitz und Vermögen an und brachten ihre Familienmitglieder im Staatsdienst unter. Es ist nicht zu bezweifeln, dass die Gräfin von Würben im Hintergrund an der aktiven Politik Anteil hatte und an den Sitzungen des Kabinettsministeriums teilnahm. Dennoch gibt es keine von ihrer Hand unterzeichneten Anordnungen oder Dokumente, aus denen ihre aktive politische Rolle hervorgeht.⁶ Sowohl von Seiten des Herzogs als auch von Seiten der Gräfin ist von einer echten Liebesbeziehung auszugehen.

Die Gräfin von Würben ging in die Geschichte als »Landesverderberin« ein – so sahen sie die Zeitgenossen, gaben der »Frau« alle Schuld, sahen den »Mann« als schuldlos. Dieses Bild der Gräfin ist durch die vielfältigen Forschungen von Sybille Oßwald-Bargende längst widerlegt, die Gräfin rehabilitiert. Sie war vielmehr eine selbstbewusste Frau, die in einer von Männern bestimmten Politikwelt als »maitresse régnante« oder »maitresse en titre« bzw. die Frau Landhofmeisterin ein Maximum an Selbstverwirklichung erreichte und der man auch nach ihrem Weggang aus Württemberg keine Verfehlungen nachweisen konnte.

Die Gräfin von Würben und der König von Preußen

Rund zehn Monate vor dem Sturz der Gräfin Würben (im Mai 1731) begab sich König Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1688–1740) in Begleitung des Kronprinzen Friedrich und des kaiserlichen Gesandten Friedrich Heinrich von Seckendorff auf eine Reise, die ihn vom 15. Juli bis 26. August 1730 zu verschiedenen deutschen Höfen führte. Ziel war es, die Fürsten angesichts neuerlich drohender Kriegsgefahren mit Frankreich auf Seiten des Kaisers zu halten. Seckendorff führte ein Tagebuch über die Reise, die deshalb in die Annalen einging, weil Kronprinz Friedrich von Sinsheim seinen Fluchtversuch unternahm.⁷ Am 2. August erreichte die Reisegesellschaft Ludwigsburg.

Nun wurde bereits von Baron Pöllnitz kolportiert, der preußische König habe die Verbindung zwischen Eberhard Ludwig und Christina Wilhelmina kritisiert und den Herzog zur Aussöhnung mit seiner Gemahlin gedrängt.⁸ Er behauptete fälschlich,



*Vermutliches Portrait der Christina Wilhelmina Gräfin von Würben,
Miniatur von Catharina Elisabeth de Quiter 1721.*

der König »wollte doch nicht die Gräfin von Würben, die Mätresse desselben [des Herzogs] sehen; denn unter allen Sünden verabscheute er den Ehebruch am meisten.«⁹ Dass dies nicht den Tatsachen entsprach, stellte der gräfliche Sekretär Heinrich August Krippendorff richtig, der aber auch darauf verweist, dass Pöllnitz es nicht besser wusste, »weil es die ganze Welt damahlen also glaubete. Dieser König ist ein Monarch, welcher nach dem Wahlspruch seines königlichen Haußes zwar jedem das seinige gönnet, allein um Artamenes [d.i. Eberhard Ludwig] Ehehändel hat er sich nicht nur niemahlen in geringsten bekümmert, sondern vielmehr Fredegonde [d.i. Christina Wilhelmina von Würben] sehr außerordentliche Gnade und Distinction erwiesen, wie jedermann mit Erstaunen gesehen. Er schenckte ihr auch sein mit Diamanten reich besetztes Bildniß und andere Kostbarkeiten, da er hingegen Argande [d.i. Herzogin Johanna Elisabetha] weder gesehen, noch von ihr gesprochen; nicht weniger hat sich nachhero erwiesen, daß der König Fredegonden öffentlich in seinen Schuz, worinnen sie dato noch zu Orbilumen [d.h. Berlin] lebet, genommen.«¹⁰

Es mag zwar sein, dass Friedrich Wilhelm sich zur Erreichung seiner politischen Ziele zu einem Treffen mit der Mätresse überwand, aber da gab es nach Seckendorffs Bericht, der Krippendorffs Aussagen bestätigt, offenbar mehr als nur politisches Kalkül. Es kam also zum Treffen zwischen dem König und der Landhofmeisterin, über das Seckendorff berichtet: »Da der König die Landhofmeisterin Gräffin von Gräbenitz sich zur Consortin [Gefährtin, Genossin, Mitbeteiligte] ausgebethen und weil er vermerckte, daß diese Dame alda in großen Credit, so versprach er ihr auff ihr Ersuchen sein mit Diamants versetztes Portrait. Der König hat auch, wie nach der Hand erfahren, mit ihr von den jetzigen Weltläufften gesprochen und, gleichwie er den Hertzog von Würtemberg selbst schon ermahnet, auch sie ersuchet, sich durch französische Parthey nicht einschläffern zu laßen, sondern fest bey dem Kayser und Reich zu halten.«¹¹

Am Abend wurde ein Fest zu Ehren des preußischen Königs gegeben. Im Festinbau war eine runde Tafel für 80 Personen aufgestellt worden. In deren Mitte »war ein großer, mit Spiegeln ausgezierter Garthen, in welchem das Waßer, so lang die Taffel währte, beständig sprang; und weiln etliche 1000 Lichter und Lampen den schönen Saal erleuchteten, so thate dieses einen sehr schönen und guten Effect.«¹² Nach beendigter Tafel wurde bis 1 Uhr nachts getanzt.

Für den folgenden Morgen war der König zum Frühstück in die Zimmer der Landhofmeisterin geladen. Zuvor führte Seckendorff Gespräche mit dem Premierminister Friedrich Wilhelm von Grävenitz, dem Geheimrat Schütz und dann mit der Gräfin Würben selbst. Das Ziel Preußens war es, eine Verbindung von Württemberg mit Frankreich oder Bayern, das bereits auf französischer Seite stand, zu verhindern. Dabei bestand für das Herzogtum immer eine besondere Problematik: die Nähe zu Frankreich, die linksrheinische Besitzung Mömpelgard, die zu geringe eigene Truppenstärke und zu wenig kaiserliche Truppen in Vorderösterreich. Württemberg hielt sich deshalb in der Regel stets Verhandlungen mit beiden Seiten offen. Schon 1711 gab es Geheimverhandlungen mit Frankreich, bei denen Eberhard Ludwig die utopische Forderung auf den Titel eines Königs von Franken stellte.¹³

Seckendorff überlieferte sein Gespräch mit der Gräfin von Würben, die zuerst des Herzogs patriotische Neigung für Kaiser und Reich betonte. Dann stellt sie die alte württembergische Forderung nach Subsidien, in diesem Fall jährlich 100 000 Reichstaler, um die Truppen im Stande einer Gegenwehr zu halten. Die Gräfin verweist auf die Verwüstungen, die Württemberg durch Frankreich im letzten Krieg erlitten hatte.

Daher könne niemand dem Herzog raten, sich sogleich gegen Frankreich zu stellen, solange die kaiserliche Seite nicht auf diese württembergischen Forderungen einginge oder selbst Truppen stationiere, über die der Herzog im Notfall verfügen könne. »So lange aber weder eines noch das andere, müste man den Hertzog nicht verdercken, wenn er es mit der Gegenparthey nicht gantz verderben wolte.« Dann kam die Gräfin auf ihre eigene Person und die Angelegenheiten ihrer Familie zu sprechen. Man habe ihr schon lange Hoffnungen auf eine Erhöhung in den Fürstenstand gemacht und auch versprochen, für ihre Familie Sorge zu tragen. Doch solange dies nicht geschehe, »könnte sie auch nicht so eyfrig das kayerliche allerhöchste Interesse befördern helfen, als sie zu thun schuldig, wenn man auff ihre wenige Persohn allergnädigste Reflexion machte«. ¹⁴

Seckendorff erstattete dem König noch vor dem Frühstück Rapport mit der Empfehlung, auf die württembergischen Wünsche einzugehen. Gegen 11 Uhr führte der Herzog den König in die Gemächer der Landhofmeisterin im Erdgeschoss des Alten Corps de logis. Der König berief noch den Grafen Grävenitz zur Runde hinzu, den die Schwester nicht eingeladen hatte. Im Verlauf des Frühstücks ermahnte König Friedrich Wilhelm eben nicht den Herzog, sondern Erbprinz Friedrich Ludwig von Württemberg und seine Gemahlin Henriette Marie von Brandenburg-Schwedt (1702–1782), die eine königliche Cousine war, »zu besserer Harmonie [...] und reiste [...] sehr vergnügt von Ludwigsburg ab«. ¹⁵

Was ersehen wir aus Seckendorffs Bericht? Die Gräfin von Würben war also tatsächlich in die aktive Politik eingebunden und war ein bestimmender Faktor. Sie hatte ein ausgeprägtes Machtbewusstsein, das sie zunächst für die Interessen des Herzogs einsetzt, aber dann auch zu ihren Gunsten, indem sie ihre weitere Unterstützung der kaiserlichen Sache von ihrer Rangerhöhung abhängig macht.

In diesem Sommer 1730 ist ihre Position nach wie vor unangefochten, obwohl man vielleicht einen ersten Schatten darin sehen könnte, dass sie ihren Bruder nicht zum Frühstück geladen hatte, der preußische König ihn aber dazu holen ließ. ¹⁶ »Fraglos nahmen ganze Historikergenerationen die Mitwirkung Friedrich Wilhelms I. von Preußen am Sturz der herzoglichen Favoritin als gegeben hin« ¹⁷, aber der König hatte sich offiziell weder negativ über die Gräfin von Würben geäußert, noch dem Herzog zu einer Trennung geraten. Wahrscheinlich war er sogar beeindruckt von der galanten Frau, sonst hätte sie ein weniger kostbares Portrait als Geschenk erhalten. Als Gegengeschenk übersandte die Gräfin dem König für seine Garde den »großen Mann« Hans Georg Ostertag, was insgesamt 417 Gulden an Reisekosten und Handgeld ausmachte. ¹⁸

Im weiteren Verlauf der Geschichte hat König Friedrich Wilhelm I. Christina Wilhelmina von Würben nicht nur in Berlin aufgenommen, sondern in allen Forderungen gegen Württemberg unterstützt, z. B. als sie im Dezember 1733 um die Bestätigung der Belehnung mit Welzheim nachsuchte. Im Uracher Rezess war ihr das lebenslange Nutzungsrecht zugestanden worden, bevor Welzheim als Mannlehen an ihre Brüder fallen sollte. Als Herzog Carl Alexander darauf nicht reagierte, reichte die Gräfin von Würben 1734 eine Klage beim Reichshofrat ein. Die preußische Regierung intervenierte am Wiener Kaiserhof zur Wahrung der Würbenschen Rechte und versuchte, die fränkischen Kreisstände für die Sache der Gräfin zu gewinnen. 1735 versicherte ihr der König, bereits alle Schritte zu ihrer Unterstützung unternommen zu haben und »vor erst den Effect von solchem allem abzuwarten, und sich bis dahin zu beruhigen«. ¹⁹ Letztlich zog aber Carl Alexander Welzheim als sogenanntes Kammer-schreibereigut wieder an sich. ²⁰

Trennung und Sturz

Was führte dann aber ein knappes Jahr später zur Trennung zwischen dem Herzog und der Gräfin? Hier spielte sicherlich eine Vielzahl von Faktoren eine Rolle, aber eindeutige Aussagen des Herzogs fehlen. Da gab es zum einen dynastische Gründe: das absehbare Erlöschen der evangelischen Linie mit dem Tod des kränklichen Erbprinzen (gestorben 23. November 1731). Eberhard Ludwig wollte sich sogar von Mätresse und Ehefrau trennen und weihte seine Minister Friedrich Wilhelm von Grävenitz und Johann Heinrich von Schütz am 24. April 1731 in diesen Plan ein.²¹ Dieser erforderte die Entfernung der Landhofmeisterin, da sie in ihrem Bestreben nach Machterhalt einen unkalkulierbaren Störfaktor darstellte und eine standesgemäße Heiratskandidatin wäre kaum bereit, neben sich eine mächtige Konkurrentin zu dulden.

Am Ende hat sich der Herzog von seiner Favoritin getrennt und sich mit Herzogin Johanna Elisabetha ausgesöhnt. Dieser Schritt kam völlig überraschend, denn über Jahre hinweg hatte Eberhard Ludwig unmissverständlich auf seine zerrüttete Ehe hingewiesen, die er von Anfang an unerträglich fand. Er nannte Johanna Elisabetha eine »von Gott auferlegte Strafe«, mit der er niemals zusammenleben könnte.²² Die ganze Geschichte wurde noch skurriler durch die folgende ominöse Scheinschwangerschaft der Herzogin, die das gebärfähige Alter doch längst überschritten hatte. Doch wurde ihre späte Mutterschaft mit der biblischen Sarah verglichen und als Wunder gefeiert. Im Juli 1732 hatte das Hofmarschallamt bereits alle notwendigen Vorbereitungen

für das freudige Ereignis getroffen und sogar eine Amme eingestellt, aber die Scheinschwangerschaft Johanna Elisabethas verlief stillschweigend im Sande. Im Mai 1733 wurden schließlich die Bediensteten der Kindsstube entlassen.²³

Anlässlich der Schwangerschaft wurde vermutlich eigens das Deckenfresko im Schlafzimmer der Herzogin im Neuen Corps de logis des Ludwigsburger Schlosses angebracht. Die bisher ungedeutete Allegorie verherrlicht die Ausdauer der Herzogin während der »Affäre Grävenitz«. Dargestellt ist die Beständigkeit, von der Klugheit umarmt, in einem von Hirschen gezogenen Wagen, der von der Göttin Diana gelenkt wird.²⁴ Eine ungewöhnliche Szene für ein Schlafzimmer. Allerdings war Diana in der



Portrait der Herzogin Johanna Elisabetha von Württemberg.

Antike mehr als nur eine Göttin der Jagd, des Mondes und der Nacht. Sie war auch eine Helferin der Frauen bei der Niederkunft, stand für Fruchtbarkeit und Schutz vor äußeren Einflüssen.²⁵

Dann gab es zum anderen sicher persönliche Gründe für die Trennung von Christina Wilhelmina von Würben, die Lion Feuchtwanger im Roman »Jud Süß« anführt, nämlich die Ermüdung der Beziehung: »Er, Eberhard Ludwig, einem alten Weib verhaftet? Alle Flüche, Drohungen, Beschimpfungen waren an ihm abgeglitten wie Wasser von geöltem Körper. Aber: ein altes Weib?«²⁶ Angeblich hatte der Herzog mit der Gräfin von Sayn-Wittgenstein bereits eine neue Mätresse ins Auge gefasst. Es ist die bekannte Geschichte, die wir heute noch in jeder Regenbogenpresse lesen: Der ältere Mann verlässt seine gealterte Geliebte oder Ehefrau und wendet sich einer jüngeren zu. Die Gräfin von Würben ist zu diesem Zeitpunkt 45, die Gräfin von Sayn-Wittgenstein 31 und Herzog Eberhard Ludwig 55 Jahre alt.

Pikant daran ist nicht nur, dass Friederike Wilhelmine Gräfin von Sayn-Wittgenstein (1700–1780) verheiratet war, sondern als geborene von Wendessen war sie eine Cousine der Gräfin Würben mütterlicherseits! Friederike Wilhelmine war eine Hofdame der Erbprinzessin Henriette Marie. Zuvor versah diesen Dienst ihre ältere Schwester Amalie Magdalene von Wendessen (1697–1738), bis sie 1720 die vierte Ehefrau des Premierministers Friedrich Wilhelm von Grävenitz wurde. Friederike Wilhelmine heiratete 1724 den Grafen Ludwig Alexander von Sayn-Wittgenstein (1694–1768), württembergischer Generalmajor, Generalfeldmarschall-Leutnant des schwäbischen Kreises und Obervogt von Leonberg.

Scheinbar bahnte sich die »Beziehung« zwischen Eberhard Ludwig und Friederike Wilhelmine kurz vor der Trennung von der Gräfin Würben an. Der Herzog »suchte sich einen unschuldigen Zeitvertreib, der in einer bloßen Freundschaft bestand«²⁷, wie Krippendorf betont. Er mochte Friederike Wilhelmine »wohl leiden, diese besuchte er zu weilen, aber niemahlen allein«.²⁸ Was genau zwischen dem Herzog und der Gräfin Sayn-Wittgenstein passierte, lässt sich nicht nachvollziehen. Im Testament von 1732 bedachte Eberhard Ludwig jedenfalls das Ehepaar Sayn-Wittgenstein äußerst großzügig.²⁹ Laut Krippendorf hatte die Gräfin von Würben den Herzog zu jener Zeit massiv bedrängt, ihr endlich zu einer Rangerhöhung zu verhelfen, und gegen die Freundschaft mit ihrer Cousine scharf opponiert und angeblich sogar gedroht, sie vor den Augen des Herzogs zu erschießen.³⁰ Bis zur Abreise Eberhard Ludwigs nach Berlin führt sich die Gräfin Würben als »Plageteuffelin«³¹ auf, ein Verhalten, das ihre zahlreichen Feinde für sich zu nutzen wussten.

Feinde hatte die Gräfin von Würben genug, nicht nur in ihrer eigenen Familie. Inwieweit auch ihr Bruder Friedrich Wilhelm an ihrem Sturz aktiv beteiligt war, ist ungewiss. Streit zwischen den Geschwistern hatte sich schon um die Herrschaft Welzheim entzündet, die deshalb von besonderer Bedeutung war, weil damit Sitz und Stimme auf der fränkischen Grafenbank verbunden waren. Daher ist die Einschätzung des Grafen durch Sybille Oßwald-Bargende glaubhaft: »Friedrich Wilhelm zeigte sich als bedenkenloser Karrierist. Im Unglück der Schwester witterte er seine Chance und keine Gefahr für sich selbst. Besonders verlockend war für ihn wohl der Gedanke, endlich in den unangefochtenen Besitz Welzheims zu kommen. [...] Seine ganze Sensibilität war darauf ausgerichtet, jede Veränderung im höfischen Machtgefüge frühzeitig wahrzunehmen und die Konsequenzen für die eigene Person richtig einzuschätzen. Solidarität ließ diese höfische Persönlichkeitsstruktur nur so lange zu, wie sie als Instrument für individuelles Wohlergehen

nützlich war. So ist Christina Wilhelmina von Würben mit großer Wahrscheinlichkeit am Ende nicht zuletzt den konkurrierenden Interessen ihres Bruders zum Opfer gefallen.«³²

Die Intrige, die zum Sturz der Gräfin von Würben führte, bleibt ebenso verschwommen wie jene, die ihr zum Aufstieg verhalf. Letztlich war es eine Verflechtung verschiedener Faktoren: dynastische Überlegungen des Herzogs, eine Ermüdung der Beziehung, eine etwaige neue »Freundin«, Feinde innerhalb und außerhalb der Familie und letztlich vielleicht auch ein zunehmend herrscheres Gebaren der Gräfin von Würben selbst.

Einen ersten Versuch des Herzogs, sie vom Hof zu verbannen, konnte die Gräfin von Würben zunächst noch einmal abwenden. Ihrem Bruder schrieb sie Ende April 1731 von ihren Ängsten, dass »Serenissime mir nicht verstoßen, den sonst bin ich ein Spettaquel der ganzen Welt und ein Prostütion meiner lieben Familie.«³³ Am 11. Mai 1731 war dann ihr Schicksal besiegelt und eine 25 Jahre dauernde Beziehung mit Herzog Eberhard Ludwig beendet. Der Herzog brach an jenem Tag mit großem Gefolge zum Gegenbesuch nach Berlin auf und ließ durch Johann Heinrich von Schütz der Gräfin von Würben den Befehl erteilen, den Hof endgültig zu verlassen. Schütz wurde angewiesen, dass die Gräfin nicht mehr »in das Schloß eingelassen, auch die Zimmer zu räumen aufgeleget, ahnmit unter aller schärfsten Bedrohung sich zu der einmahl fest gesetzten Retirade zu bequehmen ernstlich angehalten werden solle.«³⁴ Eberhard Ludwig hatte sich um eine weitere persönliche Aussprache gedrückt und hüllte sich fortan in Schweigen.

Dennoch scheint er sich in einer zwiespältigen Gefühlslage befunden zu haben. Er berichtete im Oktober 1731 Friedrich Karl von Schönborn, Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, von Beängstigung, Schweißausbrüchen, Ohnmachten und Verzweiflung. Beide sahen dies als Folge schwarzer Magie, verursacht durch die Gräfin Würben. Oßwald-Bargende vermutet hier eine »psychosomatische Störung oder die Manifestation von Schuldgefühlen.«³⁵ Krippendorf hingegen führte die Unpässlichkeiten auf übermäßige Festgelage zurück, »wobey mehr alß ordinair getrunken ward.«³⁶

Schließlich schlugen die Gefühle Eberhard Ludwigs gegen Christina Wilhelmina in Wut und Hass um. Am 14. Oktober 1731 ließ er die Gräfin von Würben in ihrem Schloss Freudental gewaltsam festnehmen. Diese Aktion war umso skandalöser, da dieser Besitz ein freies Rittergut war und kein württembergisches Territorium. Die Gräfin wurde nach Urach gebracht und bis zum Frühjahr 1733 gefangen gehalten. Da die Gräfin von Würben unter dem Schutz des preußischen Königs stand, sah sich Herzog Eberhard Ludwig genötigt, ihre Verhaftung gegenüber Friedrich Wilhelm I. zu begründen.³⁷ Der Herzog unterstellte ihr, sie habe sich »nicht entblödet, allerlei meine Ehe störende Intrigues von neuem anzuführen« und zur Erreichung »ihres bösen Endzwecks in der Nähe meiner Residenz wieder ihre Wohnung zu nehmen«. Sie habe einige von seinem Hof verfolgt – wie wir bereits wissen, ist besonders die Gräfin Sayn-Wittgenstein gemeint – und einen ihrer eigenen Bedienten bedrängt, »den sie zu Erkaufung etlicher Banditen gebrauchen und jemand ins Gesicht schießen lassen wollen«. Und schließlich habe sie gedroht, dass sie »gewisse heimliche mein Erbe und Gesundheit betreffende Dinge wiße«. Allein, an der Unterstützung Preußens für die Familie von Grävenitz änderte dieser Vortrag nichts.

Am 16. Mai 1732 wurde die bis dahin im Uracher Schloss gefangen gehaltene Gräfin von Würben gewaltsam auf die Festung Hohenurach gebracht. In einem Bittschreiben an Preußen fleht »die in den zehenden Monath wiederrechtlich gefangene,

von aller Welt verlassene unglückliche Gräfin von Würben und Graveniz in aller-tieffester Erniedrigung« den König an, gegen »den unbeschreiblichen elenden Zu-stand und mit einem fast grausamen Tractament vermehrt und beschwertem Arrest« zu protestieren.³⁸ Ein dem Gesuch beiliegender Bericht erzählt von den haarsträu-benden Ereignissen jenes 16. Mai. Der kranken, bettlägerigen Gräfin wurde die Order des Herzogs überbracht, sie unverzüglich auf die Festung zu verbringen. In einem vier Stunden währenden Prozedere, in dessen Verlauf sie mehrfach ohnmächtig wurde, flehte die Gräfin, »umb Gottes Barmherzigkeit« ihr doch die Gefälligkeit zu erweisen und dem Herzog zu berichten, dass es »einmahl nicht möglich seye, daß sie wegen Unpäßlichkeit aus dem Bett könnte heute aufstehen«. Zur Antwort gab man ihr: »Sie müeste fort, und wann er Sye auch Todt hinauf bringen sollte.« Sie wurde schließlich aus dem Bett gezerrt, sollte sogar an einen Tragsessel gebunden werden, wogegen sie sich wehrte und dann doch zu Fuß zur Kutsche ging. Zusammen mit ihren Dienern wurde sie in der Festung in Zimmer gesperrt, denen noch die Möblie-rung fehlte, die voll Ungeziefer und Gestank waren und unmittelbar neben dem Lochgefängnis lagen.

Wie demütigend die Gräfin ihre Haft empfand, geht aus Gedichten hervor, die sie in Urach geschrieben hat: »Gott der die Herten prüft, der kennet auch mein Herte; Auf den beruff ich mich, drum bringt mir gar kein Schertz, waß böse Mund aus-speyt, waß falsche Schlangen zischen; es reicht mir nur zur Ehr, und sie wird selbst verwischen, das Unglück, daß ihr Sinn hat andern zudedacht, darum mir dein Geiffer auch gar wenig Kummer macht.«³⁹ Oder: »Größeren Scheusal weiß ich nicht als ein Maul, das ohne Nutz fräch die derbsten Lügen spricht, ein falsche Maul der Höllen Rachen sind mir zwei gleiche verhaßte Sachen. Wenn da die von hören sagen ander mit Lügen plagen nachverdinß gestraft würden, dürften manger unlustbürden bald verschwinden und das Schwetzen würde sich zu Ruhe sezen, O wie würden sich die drollen, so von Mist fil wißen wollen.«⁴⁰

Die Gräfin in Berlin und der Vergleich mit Herzog Carl Alexander

Auch in der Haft kam der Gräfin von Würben keine Kritik an der Person des Herzogs über die Lippen. Ihre missliche Lage schrieb sie ihren Feinden zu. Zwar spricht aus den Gedichten Resignation und Verzweiflung, aber vor allem ein gewisser Trotz. Auch aus der Haft heraus konnte sie Kontakt zur Außenwelt halten und so vor allem ihre Besitzangelegenheiten regeln.

Nach Abschluss des Uracher Rezesses (19. Dezember 1732) wurde die Gräfin von Würben schließlich im Frühjahr 1733 entlassen, wenige Monate vor dem Tod Herzog Eberhard Ludwigs. Ihre Besitzungen hatte sie zwar verloren, dafür aber eine immense Abfindung von 150 000 Gulden erhalten. Nach ihrer Haftentlassung reiste sie so-gleich über Mannheim und Heidelberg nach Berlin ab.

Wie sollen wir uns die Gräfin vorstellen? Trat aus dem Tor der Festung Hohenurach ein gebrochenes, »altes Weib«? Wohl kaum, obwohl ihr Gesundheitszustand durch die Haft sicher angegriffen war. Sie bewies während ihrer Gefangenschaft immer noch Zähigkeit und eine starke Willenskraft, was ihr half, »in dieser Lebenskrise wenn schon nicht ihr Liebesglück, dann wenigstens ihre gesellschaftliche Existenz zu retten«.⁴¹ So kommt in der preußischen Hauptstadt eine stolze, hochvermögende Gräfin an. Doch dieses Vermögen wird ihr erneut zum Verhängnis werden.

Gleich nach seinem Regierungsantritt versuchte Herzog Carl Alexander die Gräfin von Würben erneut zu belangen und strebte einen Prozess mit umfangreichen Ermittlungen an. Gegenüber Friedrich Wilhelm I. protestierte er, der König solle »einer so famosen Persohn in dero Landen kein Asylum verstatten, viel weniger aber derselben gegen die rechtliche Ansprüche, welche mir und meines Hause gegen sie zustehen, einigen Beystand leisten«. Carl Alexander behauptete, durch die »vielen erwiesenen strafbaren Fakten« berechtigt zu sein, ihre Güter und Kapitalien an sich zu ziehen. Er gab dem König zu bedenken, dass die Grävenitzsche Familie bettelarm nach Württemberg gekommen sei, große Zerrüttung angerichtet und durch einen Pakt mit den Geheimen Räten Schütz und Schunck für die Abschottung Eberhard Ludwigs von den Regierungsgeschäften gesorgt hätte. So habe er bei seinem Regierungsantritt das Land »in einer unaussprechlichen Verwirrung und ungläublichen vielen Schulden, welche auf gantze Millionen hinauslaufen« vorgefunden – ohne allerdings die kostspielige Hofhaltung und die Kosten des Ludwigsburger Schlossbaus zu erwähnen. Deshalb wolle er die Grävenitzsche Familie belangen, »die aufgeschwollenen Schwämme wieder auszudrücken«. Der Herzog forderte den König auf, sich nicht der Familie Grävenitz anzunehmen und die Gräfin von Würben bis zur Klärung der Sache in Arrest zu nehmen, und verspricht ihm für die Unterstützung tatsächlich »einige große Leute«, also »lange Kerls« für seine Garde.⁴²

Aber auch diese Intervention brachte Preußen nicht von seiner Linie ab, sondern man ging auch gegen die Verhaftung Friedrich Wilhelms von Grävenitz vor. König Friedrich Wilhelm I. erneuerte die 1709 durch seinen Vater Friedrich I. und 1716 durch ihn selbst der Familie von Grävenitz erteilten Schutzzusagen und verfügte endgültig, dass die Gräfin von Würben »königl. Special-Protection nicht nur vor ihre Persohn, sondern auch vor ihre bey sich habende Verwandte, Bediente, Domestiquen, Effecten und Sachen überall in unseren Landen zu genießen haben solle und sich darinnen sicher und ruhig etablieren könne«.⁴³

Der durch Herzog Carl Alexander angestrebte Prozess war wohl von vornherein aussichtslos und kam nie zustande. Vielmehr gab es einen neuen Vergleich, bei dem die ursprüngliche Abfindungssumme auf sagenhafte 357 000 Gulden mehr als verdoppelt wurde! Beauftragt, den Vergleich zu schließen, waren der preußische Oberhof- und Kriegsfaktor Moses Levy Gumbertz, der Freiherr von der Goltz (der Schwiegersonn der Gräfin Würben)⁴⁴ und der Sekretär der Gräfin, Rotterberg. Nach Abschluss des Vergleichs kam es wohl wegen Nachforderungen für seine Dienste zum Streit mit dem Hoffaktor Gumbertz, der zeitweilig in Haft kam. Die Gräfin behauptete, er habe Geld an sich gezogen, und die Rede ist von schlechten Münzen. Gumbertz hingegen begründete seine Forderung mit Ausgaben, die erforderlich gewesen seien, um »sämtliche Creditoren zu liquidieren«.⁴⁵

Zu der Abfindungssumme kommt noch ihr eigenes Vermögen. In der Anfangszeit der Ära Grävenitz in Württemberg ist eine persönliche Bereicherung sicher nicht von der Hand zu weisen, was aber auch auf viele andere Familien im damaligen Herzogtum zutrifft. Der größte Teil ihres Vermögens dürfte aber aus der erfolgreichen Bewirtschaftung der ihr überlassenen oder von der Gräfin käuflich erworbenen Güter und Herrschaften stammen. Der »Genealogische Archivarius« berichtete 1735, sicher übertrieben: »Sie hatte einen Schatz von etlichen Tonnen Goldes an baaren Gelde, ohne die vielen Juwelen, Kleinodien und Silber-Geschirre, gesammelt.«⁴⁶ Weder ist die Gesamtsumme ihres Vermögens zu erfahren – auch nicht aus dem Testament –, noch wo und wie die Gelder angelegt waren.

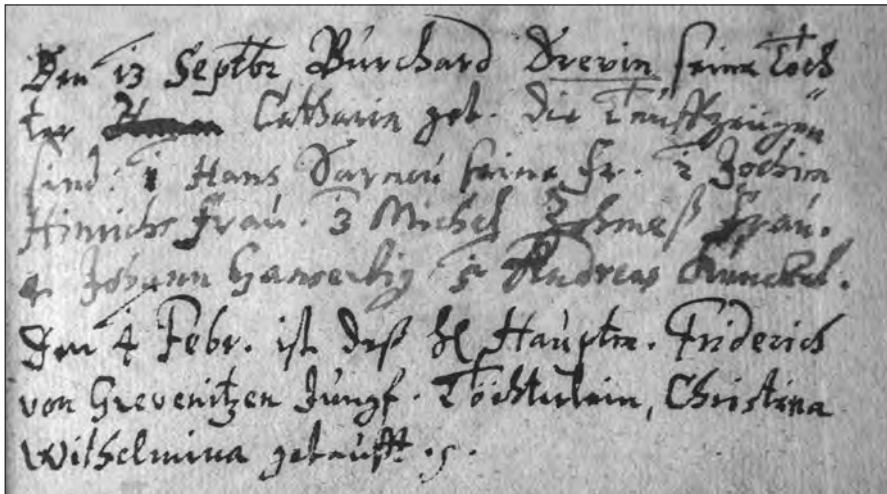
Schilde – Stammsitz der Familie von Grävenitz

Die Gräfin von Würben war nun also sicher in ihrer alten preußischen Heimat. Immer wieder ist falsch zu lesen, Christina Wilhelmina stamme aus Mecklenburg. Richtig ist, dass sie in Güstrow aufwuchs, weil ihr Vater Hans Friedrich von Grävenitz (1637–1697) mecklenburgischer Hofmarschall, Kammerpräsident und Oberlandeshauptmann war. Ihre Mutter Dorothea Margaretha von Wendessen (gest. 1718) stand in besonderer Gunst der verwitweten Herzogin Christine Wilhelmine von Mecklenburg. Der frühe Tod des Vaters war insofern problematisch, als dessen Kinder aus der ersten Ehe mit Katharina von Pentz erbrechtlich bevorzugt waren.

Der Stammsitz der Familie befand sich im brandenburgischen Schilde, einem kleinen mittelalterlichen Angerdorf in der Prignitz, unweit von Perleberg und rund 150 km nordwestlich von Berlin.⁴⁷ Seit 1426 sind die von Grävenitz (Graevenitz) Herren zu Schilde, die sich wie viele in jener Zeit als Raubritter verdingten. Der Ort Grevenitz in der Altmark bei Stendal weist vermutlich auf die Herkunft der Familie südlich der Elbe hin.

Das Gut Schilde blieb bis 1945 im Besitz der Familie von Grävenitz, die dann den Ort verließ. Das zweigeschossige Gutshaus mit L-förmigem Grundriss stand südlich der Kirche. Es wurde 1875 von Heinrich und Bertha von Grävenitz im damals sehr beliebten Schweizer Stil, ein historisierender Heimatstil, in Fachwerkbauweise errichtet. Eventuell waren im Kern dieses Gebäudes noch Teile des Gutshauses aus dem 18. Jahrhundert erhalten bzw. verbaut. Um 1950 wurde das Gutshaus, das an sich die Kriegswirren relativ gut überstanden hatte, abgebrochen.

Bis heute erhalten ist die um 1250 errichtete gotische Saalkirche. Sie zählt zu den ältesten Feldsteinkirchen der Prignitz. Das Kirchenschiff ist aus behauenen Feldsteinen errichtet, der Choranbau aus Backsteinen. Der Fachwerkturm wurde im 17. Jahrhundert errichtet und 1723 mit einem verschieferten Dach und oktogonaler Laterne versehen. Das Kirchenschiff ist durch einen Triumphbogen vom Chorraum getrennt, in



Ausschnitt aus dem Taufbuch von Schilde mit dem Taufeintrag vom 4. Februar 1685 für Christina Wilhelmina von Grävenitz (letzte drei Zeilen).



*Oben: Die Kirche in Schilde (am rechten Bildrand der Gruftanbau).
Darunter: Wappentafel über der Tür der Altarschranke. Wappen des Vaters
Hans Friedrich von Grävenitz und seiner ersten Frau Katharina von Pentz.*

dem ein Kanzelaltar aus dem Jahr 1709 steht.⁴⁸ An dessen Säulen befindet sich das Patronatswappen derer von Grävenitz: Es zeigt in Silber einen liegenden roten Baumstamm, aus dem nach oben zwei, nach unten ein grünes Blatt hervorsprosseln. Auf dem Helm darüber liegt ein weiterer roter Baumstamm, auf dem ein Dachs (Greving) schreitet, hinter dem drei grüne Blätter aufwärtssprosseln.

In dieser Kirche fand 1685 die Taufe der späteren Gräfin von Würben statt. Der Eintrag im Taufbuch lautet: »Den 4. Februar ist deß Hauptmann Friderich von Grevenitzen Jungf. Töchterlein Christina Wilhelmina getauft.«⁴⁹ Der Eintrag steht außerhalb der chronologischen Reihe, am Ende der Seite der Taufen des Jahres 1685, als ob der Pfarrer die Eintragung nachträglich vorgenommen hätte.

Ortstermin, Kirche Schilde, 26. September 2014, 10 Uhr: Öffnung der Gruft

An den Chor der Kirche schließt sich ein großer rechteckiger Gruftbau an, der zur Bestattung der Patronatsfamilie von Grävenitz diente, aber seit langer Zeit vermauert ist, so dass bis heute niemand weiß, wer darin bestattet ist.

Anlässlich der bevorstehenden Kirchenrestauration musste die Gruft aus konservatorischen Gründen geöffnet werden. Das war eine große Chance, aktuelle Forschungsergebnisse und neue Erkenntnisse über die Familie Grävenitz zu bekommen. Daher nahm ich nur zu gern die Einladung des Brandenburgischen Landesdenkmalamts und der Denkmalpflege des Kreises Prignitz an, der Gruftöffnung beizuwohnen. Allerdings stellte sich sehr schnell Ernüchterung ein, denn Vorstellung und Realität lagen weit auseinander. Das ca. 4 auf 4 m große Gewölbe war der dicken Fundamentmauern wegen deutlich kleiner als von außen vermutet. Das Gewölbe ist mit Särgen so dicht zugestellt, dass man nur im vorderen Bereich stehen konnte. Einige Säрге waren aufgerissen, die Gebeine durcheinander geworfen. Vermutlich waren Dachdecker durch das Gewölbe eingedrungen. An die geäußerte Vermutung, Soldaten der Roten Armee hätten die Gruft aufgebrochen, glaubte man nicht, da die Vermauerung älteren Datums und bis zum Tag der Öffnung intakt war.

Wessen Gebeine nun dort liegen, blieb weiter ungeklärt, da man zwischen den Särgen nicht gehen konnte. Klarheit wird die Räumung und Restaurierung der Gruft im kommenden Frühjahr bringen. Anzunehmen ist, dass dort der Vater der Gräfin Würben und wahrscheinlich seine Nachkommen aus der ersten Ehe bestattet sind. Angehörige der gräflichen Linie sind weniger zu erwarten. Dass die Gräfin von Würben hier nicht bestattet ist, war mir längst bekannt, denn ihr Grab befand sich in der Berliner Nikolaikirche.

Das Haus der Gräfin von Würben in der Berliner Burgstraße

Als die Gräfin von Würben nach Berlin kam, quartierte sie sich im Haus der Frau Generalin von Gersdorff ein. Offensichtlich wollte sie keinen eigenen Besitz erwerben. Vielleicht wollte sie sich angesichts des Verlusts aller Güter in Württemberg, insbesondere des Schlosses in Freudental, nicht mehr an eine Immobile binden. Jedenfalls wurde sie durch den König immer wieder gedrängt, ansässig zu werden, und der Hauswerb spielte eine große Rolle im Konflikt mit dem Ehepaar Goltz, worauf wir später zu sprechen kommen. So erwarb sie schließlich 1738 das Haus Nr. 13 (neu Nr. 17) in der Berliner Burgstraße.⁵⁰ Heute stehen in der Burgstraße keine Gebäude aus dem

18. Jahrhundert mehr. Die Straße liegt an der Spree, gegenüber dem ehemaligen Stadtschloss und dem Dom. Das Haus stand etwa dort, wo sich heute die Grünfläche mit dem Marx-Engels-Denkmal befindet. Das Grundstück Burgstraße 13 ist aber gut erkennbar auf dem »Grundriss von Berlin« von J. C. Selter aus dem Jahre 1804 eingezeichnet. Zeitgenössische Ansichten des Berliner Schlosses zeigen die Häuserzeile an der Spree im Hintergrund.

Durch einen Mittelsmann, den Kaufmann Johann Christian Förster, ließ sie das Haus von der Frau Generalin von Lilien für 7100 Reichstaler erwerben. Zuvor hatte dort eine Zeitlang der russische Gesandte Albrecht von der Lieth (1659–1718) gewohnt. Das Haus mit Hof und Hintergebäude lag zwischen dem des Herrn Kriegsrat Müller und dem des Goldschmieds Sandrat, gegenüber dem General-Direktorium.⁵¹ Das Anwesen bestand 1808 aus einem Wohnhaus mit zwei Seitengebäuden rechts und links, einem Quergebäude, Hof- und Hauswiese.⁵²

Über das rechts daneben stehende Müllersche- oder Herrenhaus heißt es 1756: »In diesem Haus ist nachher von dem Hofrat und Bürgermeister Nicolai das sogenannte Herren-Logement angelegt, welches zu mehrerer Bequemlichkeit noch einige nahe gelegene Häuser dazu gemietet; das Litische Haus kaufte hernach die Gräfin von Würben, nach deren Tode es von dem izzigen Inhaber Vogt erkaufte worden und heisset es noch diesen Tag das Herren-Haus.«⁵³ Womöglich wurden die Häuser später zusammengefasst. Das Herrenhaus oder »Herren-Logement« (Nr. 12, ehem. Müllersche Haus, auch »Logis zur Spree« genannt) war eine berühmte Herberge, in der König Friedrich Wilhelm I. öfters sein Bier trank. Später wurde das Etablissement unter dem Namen »König von Portugal« geführt und war das »Adlon« des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Alles, was Rang und Namen hatte, stieg dort ab.⁵⁴

Aufnahmen vom Ende des 19. Jahrhunderts zeigen die umgebauten oder durch Neubauten ersetzten Häuser. Das Haus Burgstraße 17 (die alte 13) war vermutlich um 1873 neu gebaut oder zumindest umgebaut worden – ob unter Verwendung alter Bausubstanz, ist nicht mehr zu eruieren, da es im Zweiten Weltkrieg vollständig zerstört und 1949 abgetragen wurde.⁵⁵ Um 1885 befand sich hier »Cassel's Hotel« mit einem jüdischen Restaurant, das nach 1911 mit dem Hotel »König von Portugal« vereinigt wurde.

Nach Erwerbung des Hauses stellte die Gräfin Würben beim König den Antrag, ihr Haus als Freihaus zu deklarieren und von allen Lasten zu befreien, vor allem von Einquartierungen.⁵⁶ Dem wurde seitens des Königs entsprochen und das Haus in die Eximierten-Rolle eingetrag.

In ihrem Testament bestimmte die Gräfin den Verkauf des Hauses. Der Gastwirt Johann Gottlieb Voigt erwarb 1746 den Besitz und veräußerte ihn 1753 an den Bankier Carl Friedrich Werstler.

Der Freiherr von der Goltz

Die Gräfin von Würben war von ihrer Nichte Charlotte Wilhelmine von Grävenitz (1720–1771) nach Berlin begleitet worden. Sie war die Tochter des Bruders Karl Ludwig von Grävenitz (1688–1733), württembergischer Generalmajor, Obervogt von Lauffen und Heidenheim. Nach dem Tod des Vaters adoptierte die Gräfin ihre Nichte. Diese sollte erst mit dem Grafen Josef von Thurn und Taxis vermählt werden, »welches sich aber zerschlug«,⁵⁷ Charlotte Wilhelmine heiratete 1735 im Alter von 15 Jahren den doppelt so alten Freiherrn von der Goltz.

Georg Konrad Freiherr von der Goltz (1704–1747) war ein bedeutender preußischer Generalmajor, der das besondere Vertrauen der Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. genoss, von denen er mehrfach mit geheimen Missionen betraut wurde. Er stand zuerst in polnisch-sächsischen Diensten und war 1727 polnischer Gesandtschaftsattaché in Paris. 1730 trat er in preußische Dienste über, wurde 1733 anlässlich der Königswahl zu einer Beobachter-Mission nach Warschau geschickt (Tod August des Starken) und nahm 1734 am Feldzug am Rhein teil. 1741 hatte er im Ersten Schlesischen Krieg wesentlichen Anteil an der Eroberung von Glogau und vermittelte den Waffenstillstand mit Österreich von Klein-Schnellendorf, der Preußen in den Besitz Niederschlesiens brachte. 1743 wurde er Generalmajor und Chef des Regiments Gendarmes, mit dem er sich bei Hohenfriedberg und Soor auszeichnete, General-Kriegskommissar und Ritter des Ordens Pour le merite.⁵⁸

Über die Hochzeit Goltz-Grävenitz berichtet eine Zeitungsmeldung: »Bey dem am 4ten dito gehaltenen Hochzeit-Festin deß Hrn. Obrist-Lieutenants von Goltze mit der jungen Baaß [Fehler, richtig Nichte] der Frau Gräfin von Würben beehrten Ihre Königl. Majestät [Friedrich Wilhelm I.] dasselbe mit Dero höchsten Gegenwart und verweilten höchstvergnügt allda, biß auf den Abend um 5 Uhr, da Sie noch zuletzt an einer Pfeiffe Toback ergötzten, welches die Vermehrung Dero Wohlseyns umb so mehr bekräftiget, als man versichert, daß das gewöhnliche Tobacks-Collegium des Abends wider gehalten werden solle.«⁵⁹ Eine knappere Notiz in den historischen Nachrichten bemerkt: »am 4ten beehrten Sie [der König] das Hochzeit-Festin des Obrist-Lieutenants von Goltz mit der jungen Gräfin Grävenitz, einer Anverwandtin der Gräfin Würben, die 100 000 Thaler Braut-Schatz besitzt, mit Dero Gegenwart bis Abends um 6 Uhr.«⁶⁰

Aus der Ehe gingen sieben Kinder hervor, drei Töchter und vier Söhne, u.a. Wilhelm Bernhard (1736–1795), preußischer Gesandter in St. Petersburg, später in Versailles, und Karl Franz (1740–1804), preußischer Kriegsminister.

Stammssitz der Familie Goltz war Heinrichsdorf in Westpommern (heute Siemczyno, Gmina Czaplinek). In Berlin besaß Goltz ein Haus in der Wilhelmstraße (früher Nr. 68, Ecke Wilhelm-/Behrenstraße) in der Dorotheen- oder Neustadt, südlich von Unter den Linden. Stadtpläne des 18. Jahrhunderts zeigen an dieser Stelle der Wilhelmstraße eine Blockrandbebauung mit rückwärtigen Gärten. Das Grundstück wurde 1901 durch den preußischen Staat erworben, zur Nutzung als »Königliches Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten«. 1901 bis 1903 wurde darauf der Erweiterungsbau des Preußischen Kultusministeriums durch Paul Kieschke errichtet (heute Wilhelmstraße 60, gegenüber der Britischen Botschaft). Bis 1989 diente das Gebäude, das den Krieg überstanden hatte, als Ministerium für Volksbildung der DDR. 1993/94 wurde es zum Bürogebäude für Mitglieder des Deutschen Bundestages umgebaut.⁶¹

Ende 1746 erkrankte Georg Konrad von der Goltz. Er erholte sich davon nicht mehr und erlitt schließlich einen Blutsturz. »Der König, der den Umgang des Generals um seiner gediegenen Kenntnisse willen liebte und zu ihm in vertrautestem Verhältnis stand, besuchte ihn häufig, besonders in seinen letzten Lebenstagen. Als ihm gemeldet wurde, dass das Ende bevorstehe, kam er schleunigst von Charlottenburg her geritten, sprang, noch ehe das Gefolge heran war, vor dem Goltz'schen Hause, Wilhelmstraße Nr. 68, vom Pferde und eilte in das Krankenzimmer. Hier hatte er eine lange Unterredung mit seinem sterbenden General.«⁶² Zurück blieb die schwangere Gattin mit sechs unmündigen Kindern; der nachgeborene Sohn Georg Konrad starb nach wenigen Monaten.

Friedrich II. hat dem General mit seiner »Gedächtnisrede auf Goltz«, die der König 1748 in der Akademie der Wissenschaften verlesen ließ, ein bleibendes Denkmal gesetzt. Seine militärische Laufbahn und staatspolitischen Aufgaben sowie seine Wandlungsfähigkeit werden ausführlich gewürdigt. Der König schließt die Rede mit den Worten: »Es gebührt sich zu sagen, daß Goltz zu jenen Geistern gehörte, von denen drei bis vier genügen, um eine ganze Regierung auszuzeichnen. Er lebte lange; denn sein Leben ging



*Georg Conrad von der Goltz und seine Frau
Charlotta Wilhelmina geb. von Grävenitz, 1745/46.*

in Gedankenarbeit und Taten hin. Der Tod hielt ihn ab, Größeres zu vollbringen. Auf ihn trifft das bekannte Wort von Rousseau zu: Ein Heldenleben mißt man nach der Zahl der Jahre nicht.«⁶³ Ein Standbild von Goltz befindet sich in Lebensgröße neben dem anderer Militärs am Sockel des berühmten Reiterdenkmals Friedrichs II. in Berlin Unter den Linden, das Christian Daniel Rauch seit 1836 plante, aber erst 1851 enthüllt wurde.

Die Beisetzung erfolgte wohl in aller Stille, denn der König erwähnt in seiner Gedächtnisrede: »Seine Bescheidenheit ging so weit, daß er nicht mit dem Trauergepränge beerdigt werden wollte, durch das die Eitelkeit der Lebenden noch über die Macht des Todes zu triumphieren wähnt.«⁶⁴ In der Familiengeschichte wird vermutet, Goltz sei in Heinrichsdorf bestattet worden. Die dortigen Kirchenbücher bestätigen diese Annahme aber nicht.⁶⁵ Die Kirche in Heinrichsdorf war 1854/56 neu erbaut worden, unter Einbeziehung der alten Herrschaftsloge von 1699 mit der darunter liegenden Gruft, die heute seit langem vermauert ist.⁶⁶ Berichte zur Öffnung der Gruft erwähnen nur Särge der Eltern, eines jüngeren Bruders und anderer Familienmitglieder.⁶⁷

Als Charlotte Wilhelmine von der Goltz 1771 starb, wurde sie in der Gruft der Berliner Garnisonskirche bestattet.⁶⁸ Nach der Zerstörung der Kirche im Zweiten Weltkrieg wurden die verbliebenen Gebeine 1949 aus dem Grabgewölbe in ein Sammel-

grab auf dem Südwestkirchhof Stahnsdorf überführt. Einen Nachweis, dass darunter die Gebeine der Charlotte Wilhelmine waren, gibt es nicht. Im Gewölbe befand sich auch der Sarg ihres Sohnes Karl Franz und ihres Cousins 2. Grades Georg Friedrich von Grävenitz (1742–1778), Rittmeister des Regiments Marwitz.⁶⁹

Konflikt mit dem Ehepaar Goltz

1737 entzündete sich wegen des Geldes und des in Aussicht stehenden Erbes ein fast eineinhalb Jahre dauernder Konflikt mit dem Ehepaar Goltz, der für die Gräfin äußerst entwürdigend war. Georg Konrad von der Goltz erscheint hier nicht mehr in ganz so glänzendem Licht. Beteiligt an der Intrige waren: Georg Konrad von der Goltz (seine Frau tritt in den Akten nicht direkt in Erscheinung), sein jüngerer Bruder Carl Christoph (er vertrat den beim Möllendorf-Regiment in Insterburg/Ostprien weilenden Bruder), der königliche Minister Johann Moritz von Viebahn (1684–1739) und König Friedrich Wilhelm I. höchstpersönlich.

Die Gräfin Würben wollte im März 1737 zu einer Badekur nach Wiesbaden aufbrechen und in Frankfurt einige »affaires in mögliche Richtigkeit« bringen.⁷⁰ Weder ist ihre genaue Absicht zu erfahren, noch der Inhalt dieser Geschäfte. Jedenfalls schrieb Goltz dem König, »daß die Gräfin Würben willens ist, unter dem protext einer Reise nach dem Baade Berlin zu verlaßen. Ich habe große Ursache zu glauben, daß sie nicht wird wieder kommen. Weil sie nun Eurer Königlichen Majestät versprochen hat, ihr Vermögen in dero Landen anzulegen, solches aber biß dato noch nicht geschehen, und weil ich auch von ihr nicht befriediget bin,« solle man die Gräfin nicht reisen lassen, bis sie sich ansässig gemacht oder eine Kautio hinterlegt hätte.⁷¹ Goltz bittet den König, in der Sache alles Nötige zu veranlassen, ihn allerdings herauszuhalten. Goltz hatte anlässlich der Hochzeit mit Charlotte Wilhelmine von Grävenitz 30 000 Gulden erhalten, weitere 24 000 seien dem Ehepaar versprochen worden, und der König war gewillt, eine derart reiche Person unbedingt in seinen Landen zu halten. Unverzüglich nahm der Minister von Viebahn die Angelegenheit in seine Hände.

Der Gräfin wurde die Reise mit dem Hinweis auf ihren offenen Streit mit dem Hoffaktor Gumbertz, der den Vergleich mit Carl Alexander ausgehandelt hatte, verweigert. Sie witterte aber sogleich Goltz hinter der Sache, befürchtete erneuten Arrest und versicherte dem König, alle Versprechen, die sie Goltz gegeben hatte, einzuhalten. Sie wohnte damals noch im Haus der Frau Generalin von Gersdorff und bot an, ihr dortiges Silber und Möbel als Pfand zu hinterlassen.⁷² Der König versicherte ihr, dass von Arrest keine Rede sei, Viebahn prüfte den Wert des Pfandes, aber im Hintergrund wurde das Generalpostamt angewiesen, der Gräfin von Würben keine Pferde zu geben. Am 14. April 1737 verfügte der König, es sei das Beste, »wenn sie die Reise einstellt und in Berlin bleibet, weil sie auch daselbst den Brunnen allenfalls brauchen kann«. ⁷³

In einer erneuten Unterredung mit Viebahn bot die Gräfin an, die 24 000 Gulden für Goltz mit Silber und Juwelen in einer versiegelten eisernen Kiste im Hause Gersdorff zu hinterlegen. Sie sollte sogar noch ihre Ohrringe dazulegen, erwiderte aber, dass sie »solche zum Gebrauch nicht entbehren könnte«. ⁷⁴ Die ganze Badereise fiel dann buchstäblich ins Wasser – man wollte die Gräfin nicht fortlassen. Verbittert schrieb sie dem König: »Man hat von leiblichen Eltern kein Exempel, daß sie sich

das Brodt entziehen, und ihren Kindern geben sollen, viel weniger von einer Nichte, so mich dazu forcieren will.«⁷⁵ Der König solle Goltz ermahnen, ihr gegenüber dankbarer zu sein und mit ihr die gütliche Einigung zu suchen.

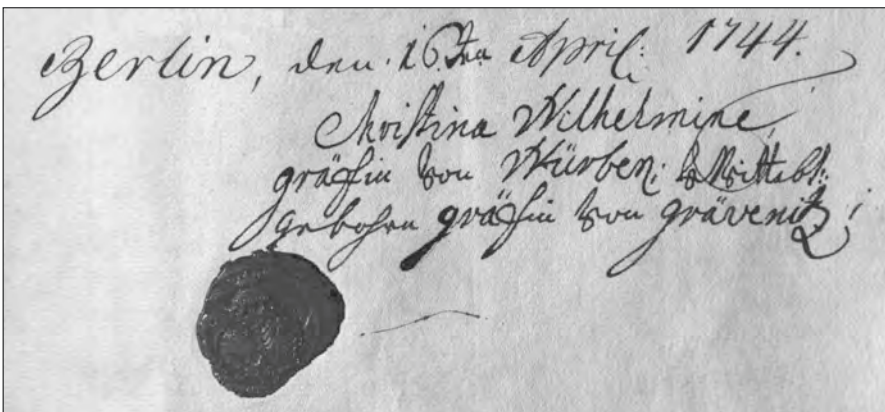
Im Juli 1737 kam es zu einem Vergleich mit Goltz, und beide Brüder baten den König, ihre Freiheit wieder völlig herzustellen und sie reisen zu lassen.⁷⁶ Allein, ihre häusliche Niederlassung war noch nicht erfolgt, und bei einer weiteren geplanten Reise – diesmal wollte die Gräfin in Halle jemanden aus Frankfurt geschäftlich treffen – äußerte Georg Konrad von der Goltz immer noch Bedenken, weil »er und seine Frau nach ihrem Tod eine in den Ehe-Pacten fundirte Prätension auf ihren Nachlaß haben«.⁷⁷ Nachdem der Minister sich überzeugte, dass alle ihre Sachen zurückbleiben, wird ihr im Oktober 1737 diese Reise gestattet.

Als sie dann 1738 erneut eine Reise ins Bad nach Schwalbach in der Nähe von Wiesbaden plante, bat Goltz den König selbst, ihr dies zu gestatten, »welches ihr kränklicher Zustand nothwendig erfordert«.⁷⁸ Als ihr die Reise erneut verwehrt wurde, schrieb Goltz, die Gräfin werfe auf ihn »Feuer und Flammen« und man solle von ihm den Verdacht nehmen.⁷⁹ Letztlich gab der König durch den Minister Viebahn der Gräfin zu verstehen, sie solle ein Haus bauen lassen, wie sie an Goltz schrieb. Der wiederum meinte gegenüber dem König, es genüge doch, sie kaufe ein Gut oder würde »sonst Baar Geld im Lande aushun«.⁸⁰

Das ganze Drama endete erst mit dem Erwerb des Hauses in der Burgstraße. Erst mit dem Erwerb einer Immobilie, die ihre Niederlassung und Bindung des Kapitals in Berlin besiegelte, war die Gräfin von Würben wieder frei, sich innerhalb und außerhalb Preußens nach ihrem Willen zu bewegen.

Testament der Gräfin von Würben

Im Testament der Christina Wilhelmina von Würben – ihr drittes, 1744 wenige Monate vor ihrem Tod verfasst – bekam das Ehepaar Goltz dann die Quittung für seine Intrige. Sie warf ihnen vor, dass sie ihr »diejenige Liebe, Treue und Hülffe, so sie mir versprochen und schuldig gewesen, nach der Zeit in keinem Stücke erwiesen« hätten.⁸¹ Sie erwähnt



Berlin, den 16.ten April 1744.
Christina Wilhelmine
gräfin von Würben: Wittib:
geborene gräfin von Gravenitz:

Unterschrift der Gräfin von Würben auf ihrem Testament von 1744.

die vereitelte Badereise und mangelnde Unterstützung im Konflikt mit Herzog Carl Alexander um ihren württembergischen Besitz. Sie habe allen Grund, ihre Tochter zu enterben, die schon zu ihren Lebzeiten viel erhalten habe. »Ich will aber dennoch, zu Bezeugung meiner mehr als mütterlichen Liebe, denjenigen, was ich einmahl versprochen und intentioniret gewesen, auch vor izetzo weither nachkommen.«⁸²

Charlotte Wilhelmine bleibt zwar die Haupterbin, aber sie erbt nur die Hälfte des Vermögens, und darauf müssen alle Gelder und Wertgegenstände, die sie schon zur Hochzeit 1735 und im Vergleich von 1737 erhalten hatte, angerechnet werden! Die ihr dann noch zustehenden Gelder mussten in einem Fideikommiss dergestalt angelegt werden, dass sie und ihre Kinder zwar Nutznießer waren, sie aber nichts auf ihren Ehegemahl Goltz übertragen konnte. Mit ihrem bzw. der Kinder Ableben musste dieses Vermögen auf die Familie von Grävenitz übergehen.

Da die Gräfin von Würben noch immer auf ihren Bruder schlecht zu sprechen war, ging die zweite Hälfte ihres Vermögens als Fideikommiss an ihre Neffen Friedrich Wilhelm von Grävenitz d. J. (1700–1760) und Eberhard Wilhelm von Grävenitz (1719–?), Bruder der Charlotte Wilhelmine. Die Nutzung blieb immer den männlichen Erben vorbehalten. Hier zeigt sich, dass der Gräfin von Würben neben der Verhinderung einer Zersplitterung des Vermögens vor allem an der Statussicherung ihrer Familie gelegen war, mit der sie trotz aller Konflikte verbunden blieb.⁸³

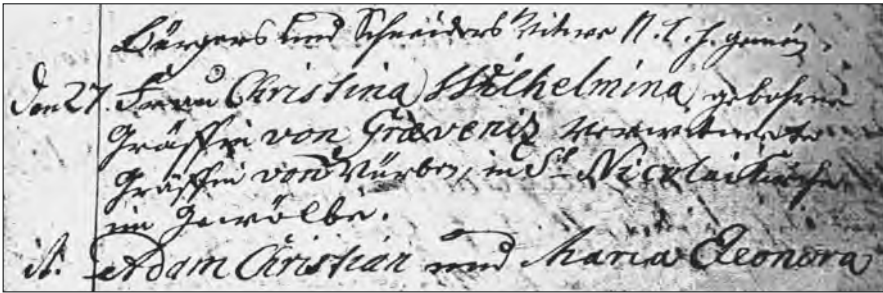
Ansonsten wurde im Testament noch der Neffe Graf Victor Sigmund (1701–1766) mit 1000 Reichstalern bedacht, 500 Taler gingen an die Nikolaikirche mit der Verfügung, die jährlichen Zinsen an die Armen zu verteilen, und alle ihre Domestiken erhielten einen halben Jahressold. Was ihr Haus in der Burgstraße und den sonstigen Besitz an Gold, Silber, Juwelen, Möbel etc. betraf, verfügte die Gräfin, alles an den Meistbietenden zu verkaufen. Besonders ausgezeichnet wurde ihre vertraute Cousine Maria Margaretha von Wendessen, die mit ihr die Uracher Haft geteilt und damals schon 4000 Gulden erhalten hatte. Sie erhält als einzige persönliche Gegenstände aus dem Besitzstand: ein aufgemachtes Bett mit sechs verschiedenen Garnituren, Servietten und Tafeltücher, eine Tapete, Stühle, Silberbesteck und ein Bett für ihre Diener.

Bestattung in der Nikolaikirche

Bereits im Testament von 1723 bat die Gräfin Herzog Eberhard Ludwig um die Genehmigung einer Familiengrablege in der Kirche von Stetten im Remstal, das zu ihren Besitzungen gehörte. Dort wurde neben zahlreichen früh verstorbene Nichten und Neffen ihre 1718 gestorbene Mutter Dorothea Margaretha von Wendessen bestattet.⁸⁴ Eine Bestattung dort kam natürlich nicht in Frage, da Stetten längst nicht mehr in ihrem Besitz war. Die Gruft im Geburtsort Schilde war vermutlich den Nachkommen aus der ersten Ehe des Vaters vorbehalten. Tatsächlich besitzt die mit ihr und ihrem Bruder Friedrich Wilhelm d. Ä. begründete gräfliche Linie keine eigene Familiengrablege.

Die Gräfin von Würben starb am 21. Oktober 1744 im Alter von 59 Jahren. Sie wurde in der Berliner Nikolaikirche bestattet. Das Totenbuch von St. Nikolai enthält dazu folgenden Eintrag: »den 27. Oktober Frau Christina Wilhelmina gebohrene Gräffin von Graeveniz, verwitwete Gräffin von Würben, in St. Nicolai Kirche im Gewölbe.«⁸⁵

Der Verkauf von Begräbnisstellen war eine wichtige Einnahmequelle der Kirche. In den Seitenkapellen befanden sich Familiengrüfte, im Kirchenschiff lagen Einzelgrüfte dicht aneinander und 1739 und 1751 wurden zwei unterirdische Grab-



*Auszug aus dem Totenbuch von St. Nikolai
mit dem Eintrag über den Tod der Gräfin von Würben.*

kammern, jede für 30 Leichen, angelegt.⁸⁶ Die Anlage der Gräfte erfolgte nicht planvoll, sondern sie wurden über die Jahrhunderte immer wieder nach Bedarf hinzugefügt oder erweitert.

Wo sich die Grabstelle der Gräfin von Würben genau befand, lässt sich nicht mehr eruieren. Wahrscheinlich handelte es sich aber um eine einzelne gemauerte Gruft. Grabungskampagnen 1940/41, 1956/57 und in den frühen 1980er Jahren ermöglichten keine Zuordnung einzelner Bestattungen. Zum einen gibt es keine detaillierten Pläne, in denen die Bestattungen verzeichnet sind, zum anderen wurden die Gräfte gleich nach dem Ende der Kriegshandlungen geplündert und fast alle Sargbeschläge und Schilder fielen Buntmetalldieben in die Hände.⁸⁷ Beim Wiederaufbau der kriegszerstörten Nikolaikirche von 1980 bis 1987 sind sämtliche Gewölbe innerhalb der Kirchenhalle zugunsten einer Betonplatte beseitigt worden.

Unter diesen Umständen kommt es einem Hauptgewinn im Lotto gleich, dass sich das Sargschild der Gräfin Würben in der Sammlung des Stadtmuseums befindet und über das Altinventar nachgewiesen werden konnte! Die vergoldete Tafel trägt folgende Inschrift: »Christina / Wilhelmina Gräffin / von Wirben gebohrne / Gräffin von Gravenitz / ist geboh:[ren] den 4. Februarii 1685 / selig gestorb:[en] 21 Octob: / 1744 / Hier liegt ein Gott versöhntes Kind / in Christi Blut gebunden / Dem Gott geschenkt all seine Sünd / Durch Christi Todt und Wunden / Die Seele ist im Himmel rein / Ihr Gott bewahret ihr Gebein / Läst sie mit Freuden / auferstehn.«⁸⁸ Die Tafel wurde laut Inventareintrag am 5. Dezember 1879 »aus dem Schutt geborgen«, und zwar offensichtlich in Zusammenhang mit der »Restaurierung« der Nikolaikirche durch Hermann Blankenstein in den Jahren 1876 bis 1879.

Der Architekt Hermann Blankenstein (1829–1910), Stadtbaurat und Leiter der Berliner Hochbauverwaltung, hatte in Berlin zahlreiche öffentliche Bauten erstellt. 1877 wurde nach seinen Plänen die Doppelturmfassade der Nikolaikirche wiederhergestellt.⁸⁹ Blankenstein ließ offensichtlich auch den Innenraum renovieren, neu ausmalen und eine Heizung einbauen⁹⁰, obwohl sich sein Engagement in damaligen Veröffentlichungen und in den Magistratsprotokollen immer nur auf die Türme bezieht, nie auf Arbeiten im Inneren der Kirche.⁹¹

Beim Einbau der Fußbodenheizung wurden zwangsläufig Gräfte gestört, die insbesondere im Chor dicht gedrängt, unmittelbar unter dem Fußboden lagen. Die gestörten menschlichen Überreste wurden damals wahrscheinlich umgebettet. Erst vor



CHRISTINA
WILHELMINA GRAEFIN
VON WIRBEN GEBOHRNE
GRAEFFIN VON GRAEVENIZ
IST GEBOR: DEN 4 FEBRVARII: 1688
SELIG GESTORB: ZI OCTOB:
17 44
HIER LIEGT EIN GOTT VERSÖHNTES KINDE
IN CHRISTI BLVT GEBVNDEN
DEM GOTT GESCHENCKT ALLE SINE SÜNDE
DVRCH CHRISTI TODT VND WVNDEN
DIE SEELE IST IM HIMMEL REIN
IHR GOTT BEWAHRET IHR GEBEIN
LAST SIE MIT FREVDEN
AVFER STEHN

Sargtafel der Gräfin von Würben.

ein paar Jahren wurden bei der Renovierung der Seitenkapelle allerhand menschliche Knochen zu Tage gefördert, die vermutlich aus den von Blankenstein zu verantwortenden Umbettungen stammen.

Was war nun mit dem Grab der Gräfin von Würben geschehen, wie ist der Inventar- eintrag »aus dem Schutt geborgen« zu verstehen? Das Grab befand sich vermutlich im Chorbereich und war zum Zeitpunkt der Bodenöffnung 1879 wahrscheinlich längst durch Nachbestattungen zerstört gewesen und man fand die Tafel im Schutt, den diese Öffnungen verursacht und hinterlassen hatten.

Was bleibt letzten Endes von Christina Wilhelmina Gräfin von Würben, geborene von Grävenitz? Was bleibt von einer einst so einflussreichen Frau, was bleibt von all dem Reichtum? Was bleibt wirklich Greifbares von ihr übrig?

Es bleiben: eine nicht ganz sicher zuweisbare Portraitminiatur, ihre Unterschrift auf diversen Dokumenten, ein Tauf- und ein Sterbeeintrag, wenige zeitgenössische Überlieferungen, ca. zwölf laufende Meter Prozessakten in 109 Büscheln im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und ihre Sargtafel – und vermutlich noch ein Sekretär im Jagdpavillon



Schreibschrank von Isaac Roos aus Kirchheim/Teck 1729, Jagdpavillon Schloss Ludwigsburg. Das Monogramm kann als CWvW aufgeschlüsselt werden: Christina Wilhelmina von Würben.

des Ludwigsburger Schlosses, der meiner Meinung nach das Monogramm »CWvW« (Christina Wilhelmina von Würben) trägt. Kritiker mögen entgegenhalten, man könne aus diesem Monogramm auch andere Namen bilden. Könnte man. Genauso könnte die Miniatur eine ganz andere Frau darstellen. Wir wollen stets den wissenschaftlichen Beweis, aber alles an dieser Person bleibt rätselhaft und verschwommen. Stellen wir uns doch die Gräfin von Würben einfach so vor, wie sie Sabine Servinhohmann in ihren Kostümführungen verkörpert, denn für den wissenschaftlichen Beweis stehen ihre Gebeine nicht mehr zur Verfügung.

Anmerkungen

Abkürzungen

ELAB	= Evangelisches Landeskirchliches Archiv Berlin
GStA PK	= Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz
HStAS	= Hauptstaatsarchiv Stuttgart

- 1 Ein zweites der Grävenitz zugeschriebenes verschollenes Jugendbildnis, von dem in diversen Publikationen Schwarzweißabbildungen kursieren, zeigt in Wahrheit die junge Franziska von Hohenheim. Die angebliche Grävenitz trägt nämlich exakt dieselbe Kleidung und denselben Hut, wie Franziska in einem Portrait von Philipp Gottfried Lohbauer 1779.
- 2 Der genealogische Archivarius, welcher alles, was sich unter den jetztlebenden hohen Personen in der Welt an Geburten, Vermählungen, Avancements und Todes-Fällen veränderliches zuträgt, mit Eindrückung vieler Lebens-Beschreibungen sorgfältig anmercket, 16. Teil, Leipzig 1735, S. 95. Der Bericht erschien anlässlich der falschen Behauptung, die Gräfin habe sich mit dem Freiherrn von Goltz vermählt, der aber ihre Nichte geheiratet hatte.
- 3 Procopius Vessadiensis [d.i. Heinrich August Krippendorf]: Anecdota von dem Alemannischen Hofe, sonderlich von der Fredegonden, bis zum Tode Herzog Artamenis 1733 den 31. October, Handschrift Mannheim 1740 (Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Cod. hist. fol. 1115), S. 1
- 4 In Französisch verfasster Brief vom 9.2.1711 an seinen Bruder; HStAS A 48/05 Bü 45. Übersetzung zitiert nach Sybille Oßwald-Bargende: Eine fürstliche Hausaffäre. Einblick in das Geschlechterverhältnis der höfischen Gesellschaft am Beispiel des Ehezerwürfnisses zwischen Johanna Elisabetha und Eberhard Ludwig von Württemberg, in: Ulrike Weckel (Hrsg.): Ordnung, Politik und Gesselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert, Göttingen 1998, S. 65–88, hier S. 82.
- 5 Kopie eines Briefs Eberhard Ludwigs an Kaiser Karl VI. vom 7.8.1722; zitiert nach Oßwald-Bargende (wie Anm. 4) S. 83.
- 6 Sybille Oßwald-Bargende: Die Mätresse, der Fürst und die Macht. Christina Wilhelmina von Grävenitz und die höfische Gesellschaft, Frankfurt/M./New York 2000, S. 110 f.
- 7 Hans Wagner: Das Reisejournal des Grafen Seckendorff, in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 1957, S. 186–243.
- 8 Karl Ludwig Baron von Pöllnitz: Des Freyherrn von Pöllnitz Briefe, 1. Teil, Frankfurt 1738, S. 387; vgl. Oßwald-Bargende (wie Anm. 6) S. 179.
- 9 Karl Ludwig Baron von Pöllnitz: Memoiren zur Lebens- und Regierungsgeschichte der vier letzten Regenten des Preußischen Staats, Band 2, Berlin 1791, S. 337.
- 10 Procopius (wie Anm. 3) S. 199 f. – Der aus Dessau stammende Heinrich August Krippendorf, Sekretär der Gräfin von Würben, zugleich Geheimer Sekretär im herzoglichen Kabinett, verfasste 1740 in Mannheim die »Anecdota von dem Alemannischen Hofe«. In verschlüsselter Form und unter dem Pseudonym Procopius Vessadiensis (der Dessauische Prokop) schrieb er die Ereignisse aus dem Leben seiner früheren Herrin nieder. Das Pseudonym spielt auf den antiken Geschichtsschreiber Prokop an, der die Geheimgeschichte (Historia Arcana bzw. Anekdoten) über Kaiser Justinian verfasst hatte.

- 11 Wagner (wie Anm. 7) S. 217 f.
- 12 Ebd. S. 218.
- 13 Oßwald-Bargende (wie Anm. 6) S. 114 ff.
- 14 Wagner (wie Anm. 7) S. 220.
- 15 Ebd. S. 221.
- 16 Seckendorff berichtete hier fälschlich, man habe den Oberhofmarschall von Grävenitz dazu gebeten. Gemeint war aber wohl der Premierminister Friedrich Wilhelm d. Ä. von Grävenitz, während dessen Sohn Friedrich Wilhelm d. J. Oberhofmarschall war.
- 17 Oßwald-Bargende (wie Anm. 6) S. 179.
- 18 Staatsarchiv Ludwigsburg E 258 VI Bü 180, Abschrift einer Abrechnung vom 10.5.1731 in einer Sammlung historischer Dokumente zur Landesbeschreibung des Statistischen Landesamts.
- 19 GStA PK, I. HA GR, Rep. 11 Akten, Nr. 11989, Resolution vom 9.4.1735.
- 20 Oßwald-Bargende (wie Anm. 6) S. 212 ff., 231.
- 21 Ebd. S. 179; HStAS A 6 Bü 223.
- 22 Postskriptum eines herzoglichen Briefs an Kaiser Karl VI. vom 7.8.1722; zitiert nach Oßwald-Bargende (wie Anm. 6) S. 301, Anm. 138
- 23 Sybille Oßwald-Bargende: Der Raum an seiner Seite. Ein Beitrag zur Geschlechtertopographie der barocken Höfe am Beispiel von Schloss Ludwigsburg, in: Jan Hirschbiegel und Werner Paravicini (Hrsg.): Das Frauenzimmer. Die Frau bei Hofe in Spätmittelalter und früherer Neuzeit, Stuttgart 2000, S. 205–231, hier S. 221; vgl. auch Sybille Oßwald-Bargende: Amme gesucht. Die wundersame Schwangerschaft der Herzogin Johanna Elisabetha von 1732, in: Hofgeschichten. Die Ludwigsburger Residenz und ihre Bewohner, Stuttgart 2004, S. 28 f.
- 24 In den Schlossführern bezeichnet als »Artemis auf einem Hirschgespann (?)«; vgl. Michael Wenger: Schloss Ludwigsburg. Die Innenräume, München 2004, S. 25.
- 25 Sabine Poeschel: Handbuch der Ikonographie, 4. Auflage Darmstadt 2011, S. 294.
- 26 Lion Feuchtwanger: Jud Süß, Frankfurt 1988, S. 11 f. Allerdings geht auch Feuchtwanger von der falschen Annahme einer Intervention Preußens aus.
- 27 Procopius (wie Anm. 3) S. 194.
- 28 Ebd. S. 195.
- 29 Oßwald-Bargende (wie Anm. 6) S. 78, 269.
- 30 Procopius (wie Anm. 3) S. 195.
- 31 Ebd. S. 199.
- 32 Oßwald-Bargende (wie Anm. 6) S. 220.
- 33 HStAS A 6 Bü 223, Schreiben vom 28.4.1731.
- 34 HStAS A 48/05 Bü 7, zweites Reskript an den Minister Johann Heinrich von Schütz, 1731.
- 35 Oßwald-Bargende (wie Anm. 6) S. 182.
- 36 Procopius (wie Anm. 3) S. 206.
- 37 GStA PK, I. HA, Rep. 96, Nr. 15 Mm, Schreiben Eberhard Ludwigs an König Friedrich Wilhelm I. vom 22.10.1731.
- 38 GStA PK, I. HA GR, Rep. 11 Akten, Nr. 11779, Bittgesuch der Gräfin von Würben an Preußen 1732.
- 39 HStAS A 48/05 Bü 6, Lit. X, Nr. 11.
- 40 Ebd. Nr. 12.
- 41 Oßwald-Bargende (wie Anm. 6) S. 183.
- 42 GStA PK, I. HA GR, Rep. 11 Akten, Nr. 11784, Schreiben Herzog Carl Alexanders an König Friedrich Wilhelm I. vom 24.8.1734.
- 43 GStA PK, I. HA GR, Rep. 11 Akten, Nr. 11784, Schreiben König Friedrich Wilhelms I. an das Kabinettsministerium vom 4.10.1734.
- 44 Georg Konrad von der Goltz war schon zuvor mit Angelegenheiten der Gräfin Würben befasst, z. B. 1735 wurde er über die Besetzung Freudentals informiert; GStA PK, I. HA GR, Rep. 11 Akten, Nr. 11990, Kopie eines Schreibens des Freudentaler Amtmanns an Goltz vom 26.8.1735.
- 45 GStA PK, I. HA GR, Rep. 11 Akten, Nr. 11992, Brief Gumbertz an den König vom 8.5.1737 mit sämtlichen Abrechnungen und der Abschrift des Vergleichs; GStA PK, I. HA, Rep. 96, Nr. 304 D, Brief der Gräfin Würben an den König vom 28.4.1737.
- 46 Genealogischer Archivarius (wie Anm. 2) S. 103.

- 47 Für Hinweise und Material zu Schilde danke ich: Georg-Wilhelm von Grävenitz, Familienverband Grävenitz Sankt Augustin; Pfarrerin Brigitte Worch, Wittenberge; Dr. Silke Schwarzländer, Archäologisches Dokumentationszentrum, Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege; Kay Richter und Gordon Thalmann, SB Denkmalschutz Landkreis Prignitz; Torsten Foelsch, Sorkwity.
- 48 Theodor Goecke (Hrsg.): Die Kunstdenkmäler des Kreises Westprignitz, Berlin 1909, S. 277 f.; Wolf-Dietrich Meyer-Rath: Kirchen Kulturlandschaft Prignitz, hrsg. vom Evangelischer Kirchenkreis Perleberg-Wittenberge 2013, S. 29.
- 49 ELAB, Gesamtkirchenbuch Schilde, Sig. 23904 (Film 5).
- 50 Man hatte ihr offensichtlich zunächst den Kauf des Ascherslebischen Hauses in der Friedrichstadt nahegelegt. Davon nahm sie aber Abstand, wie sie dem König mitteilte, weil sie gerne in der Stadt Berlin wohnen wollte und dieses Haus noch nicht völlig ausgebaut sei; GStA PK, I. HA, Rep. 96, Nr. 304 D, Brief der Gräfin an den König vom 22.6.1738.
- 51 GStA PK, I. HA, Rep. 96, Nr. 304 D, Kaufvertrag vom 21.6.1738.
- 52 Reinhard Lüdicke: Berliner Häuserbuch. Geschichte der Berliner Stadtgrundstücke seit der Einführung der Grundbücher Ende des 17. Jahrhunderts, Berlin 1933, S. 490; Grundstück Nr. 263, Burgstraße 17 (früher 13). Bis 1716 war es nur das Hinterhaus der Heiligeist-Straße, Grundstück Nr. 293. Hausnummern wurden in Berlin erst 1799 flächendeckend eingeführt. Für freundliche Hinweise, Reproduktionen und Pläne danke ich: Klaus Tempel, GStA PK; Klaus Janetzki, Landesarchiv Berlin; Steffi Mittenzwei, Staatsbibliothek zu Berlin.
- 53 Georg Gottfried Küster: Des Alten und Neuen Berlin dritte Abtheilung, Berlin 1756, S. 44 f.
- 54 Renate Düttmann: »...der König von Portugal ... im Hotel de Rôme ...« Berliner Gasthöfe des 18. und 19. Jahrhunderts, in: Die Reise nach Berlin. Ausstellungskatalog Berlin 1987, S. 180–191, hier S. 186; vgl. Friedrich Nicolai: Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten und der umliegenden Gegend, Bd. 2, Berlin 1786, S. 966.
- 55 Benedikt Goebel: Der Umbau Alt-Berlins zum modernen Stadtzentrum. Planungs-, Bau- und Besitzgeschichte des historischen Berliner Stadtkerns im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 2003, Topographientabelle (Anhang 5.3.2).
- 56 GStA PK, II. HA, Abt. 34 Serviceregistratur III, Nr. 107, Schreiben an den König vom 22.8.1738.
- 57 Carl Friedrich Pauli: Georg Conrad Freiherr von der Goltz, in: Leben großer Helden des gegenwärtigen Kriegs, 4. Teil, Halle 1759, S. 207–226, hier S. 224.
- 58 Allgemeine Deutsche Biographie 9 (1879) S. 355 f.; Friedrich von der Goltz (Bearb.): Nachrichten über die Familie der Grafen und Freiherrn von der Goltz, Straßburg 1885, S. 180 ff.; Hans Gerlach (Bearb.): Nachrichten über die Familie der Grafen und Freiherren von der Goltz 1885–1960, Neustadt an der Aisch 1960, S. 24. Dank für Hinweise zur Familie Goltz gebührt: Freiherr Hans von der Goltz; Silvia Rose, GStA PK; Jerzy Dudź, Muzeum Szczecinek; Jarosław Leszczelowski; Robert A. Dydula, Siemczyno.
- 59 Mercurii Relation oder wochentliche Ordinari [Post]-Zeitungen (Extra Ordinari-Zeitungen), Num. 10, Anno 1735, Littera K, 5. Martii München, Meldung Berlin, den 10. Febr. [1735].
- 60 Kurtz-gefaßter historischer Nachrichten zum Behuf der neuern europäischen Begebenheiten, auf das Jahr 1735, 9. Stück, Regensburg, S. 171.
- 61 Laurenz Demps: Berlin-Wilhelmstraße. Eine Topographie preußisch-deutscher Macht, Berlin 1994, S. 302 f.
- 62 Fritz Bahr: Georg Conrad Freiherr von der Goltz, in: Unser Pommerland 17 (1932) S. 157–161, hier S. 160.
- 63 Gustav Berthold Volz: Die Werke Friedrichs des Großen, Bd. 6, Berlin 1913, S. 363.
- 64 Ebd.
- 65 Bahr (wie Anm. 62) S. 161.
- 66 Julius Kohte: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Köslin, 3. Band, Stettin 1934, S. 80.
- 67 Fritz Bahr: Das Grabgewölbe in der Kirche zu Heinrichsdorf, maschinenschriftliches Manuskript 1925.
- 68 <http://www.garnisonfriedhof-berlin.de/112.html>.

- 69 Er stammt aus jener Grävenitz-Linie, die aus der 1. Ehe des Vaters der Gräfin Würben hervorging. Ferner waren in der Garnisonskirche bestattet: Christoph Friedrich Wilhelm von Grävenitz (gest. 1777) und ein namenloser von Grävenitz (gest. 1742), deren Herkunft sich jedoch nicht eruieren lässt.
- 70 GStA PK, I. HA, Rep. 96, Nr. 304 D, Protokoll der Unterredung zwischen der Gräfin und dem Minister Viebahn vom 12.4.1737.
- 71 GStA PK, I. HA, Rep. 96, Nr. 304 D, Schreiben von Goltz an den König vom 30.3.1737.
- 72 Ebd., Schreiben der Gräfin von Würben an den König vom 9.4.1737.
- 73 Ebd., Schreiben an den Minister Viebahn vom 14.4.1737.
- 74 Ebd., Schreiben von Viebahn an den König vom 24.4.1737.
- 75 Ebd., Brief der Gräfin Würben an den König vom 28.4.1737.
- 76 Ebd., Schreiben des Carl Christoph von Goltz vom 2.7.1737.
- 77 Ebd., Schreiben Viebahns an den König vom 27.9.1737.
- 78 Ebd., Anzeige Viebahns vom 30.5.1738.
- 79 Ebd., Schreiben Goltz an den König vom 31.5.1738.
- 80 Ebd., Schreiben Goltz an den König vom 18.6.1738.
- 81 HStAS A 48/05 Bü 104, Testament vom 16.4.1744.
- 82 Ebd.
- 83 Oßwald-Bargende (wie Anm. 6) S. 130 f.
- 84 Ebd. S. 131; Adolf Kaufmann: Geschichte von Stetten im Remstal, Stetten 1962, S. 331. Quelle: HStAS J 1, Bd. 126c, Bl. 323–325, Übersicht über Bestattungen von Grävenitzschen Familienangehörigen nach Auskunft des Stettener Pfarrers Kleiber vom 9. November 1838. – Nach Öffnung der Gruft 1817 wurden die Särge andernorts bestattet.
- 85 ELAB 33/98, St. Nicolai Totenbuch 1725–1746, A 29 b, S. 234.
- 86 Richard Borrmann: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin, Berlin 1893, S. 224. – Für Hinweise zu St. Nikolai danke ich: Uwe Michas, Landesdenkmalamt Berlin; Jürgen Stenzel, ELAB; Daniel Krebs, Berlin; Renate Veigel, Albrecht Henkys und Andreas Teltow, Stiftung Stadtmuseum Berlin.
- 87 ELAB, Bestand St. Marien – St. Nikolai, Nr. 164, Begräbnisgewölbe in der Nikolaikirche, und Nr. 574, Gewölbe und deren Überlassung an Privatpersonen 1715–1814. Beide Bestände erbrachten keinen Hinweis auf die Gräfin von Würben.
- 88 Stiftung Stadtmuseum Berlin, Inventar-Nr. VI 6358, Kupfer vergoldet, 50 x 32 cm.
- 89 Manfred Klinkott: Hermann Blankenstein, in: Baumeister, Architekten, Stadtplaner. Biographien zur baulichen Entwicklung Berlins, Berlin 1987, S. 235–256, hier S. 241; Uwe Michas: Hermann Blankenstein – der vergessene Baumeister, in: Die Mark Brandenburg 76 (2010) S. 10–17, hier S. 16.
- 90 ELAB, Bestand St. Marien – St. Nikolai, Nr. 18 und Nr. 330, Heizungseinbau. Die Akten enthalten Projektierungen zum Heizungseinbau in St. Marien und St. Nikolai, aber keine konkreten Abrechnungen oder Protokolle der tatsächlich ausgeführten Arbeiten und schon gar keine Hinweise auf Funde während der Bauarbeiten.
- 91 Landesarchiv Berlin, A Pr.Br.Rep. 042, Preußische Bau- und Finanzdirektion (enthält Unterlagen über die Erstellung der Türme ohne Hinweise auf Maßnahmen im Kircheninneren).

Carl Friderich Herbolt

Ein Kaufmann und sein Ladengeschäft in Bietigheim

von Wilfried Lieb

In den Archiven der Städte und Gemeinden unseres Landes zählen die Inventarbücher zu den interessantesten und aufschlussreichsten Zeugnissen der Vergangenheit, und für die kulturgeschichtliche Forschung sind sie als authentische Quelle von großer Bedeutung. Grund genug also, anhand umfangreicher Unterlagen – Inventarverzeichnis, Tagebuch, Ladeninventar, Schriftverkehr, Warenlager – zu untersuchen, mit welchen Waren der Bietigheimer Kaufmann Herbolt die Bevölkerung einer Landstadt und deren Umgebung im Herzogtum Württemberg gegen Ende des 18. Jahrhunderts versorgt hat.

Um das Ganze in den geschichtlichen Zusammenhang um 1780 einzuordnen, sind einige Hinweise hilfreich: In Preußen regierte Friedrich II. der Große, Carl Eugen war Herzog von Württemberg, Goethe stand seit 1776 im Staatsdienst in Weimar, Schiller war nach den ersten bestandenen medizinischen Examina aus dem Militärdienst entlassen worden und arbeitete an den »Räubern« und Mozart war Hoforganist des Erzbischofs in Salzburg. Könige, Fürsten und Bischöfe als Feudalherren hielten große Höfe und bestimmten das gesellschaftliche Leben, zu dem auch eine mit erlesenen, teils exotischen Lebensmitteln und Gerichten reich gedeckte Tafel gehörte.

Von Interesse ist bei dieser Betrachtung auch die Untersuchung von Sheilagh Ogilvie, Markus Küpker und Janine Maegraith für die Stadt Wildberg im Schwarzwald, veröffentlicht in der Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie (Bd. 59/2011) unter dem Titel »Krämer und ihre Waren im ländlichen Württemberg zwischen 1600 und 1740«. Darin wird anhand von Inventaren aufgezeigt, dass um 1740 im ländlichen Raum um Wildberg – ebenfalls mit Stadtrecht ausgestattet, mit rund 1300 Einwohnern allerdings etwas kleiner als Bietigheim – die Händler ihren Kunden nur die Güter des täglichen Bedarfs angeboten und verkauft haben, aber keine »Luxuswaren«.

Die vorliegende Untersuchung beschäftigt sich zwar mit einem Ladengeschäft, wie es um 1780 in einer Stadt mit etwa 1800 Einwohnern betrieben wurde, aber es wird deutlich, dass hier nicht nur Artikel des täglichen Bedarfs angeboten wurden, sondern, mit einem bemerkenswerten Anteil am Gesamtangebot, auch Luxuswaren. Herbolt hielt ein Angebot vor, das sicher auch Läden in größeren Städten gut angestanden hätte. Das erklärt die zahlreichen Besucher aus den umliegenden Ortschaften, aber auch aus der noch jungen Residenzstadt Ludwigsburg und anderen Nachbarstädten. Der Kauf- und Handelsmann Herbolt hatte zwar mit einer wirtschaftlichen Talfahrt zu kämpfen – erst nach seinem Tod ging es mit dem Geschäft wirtschaftlich wieder bergauf –, lag aber mit seinem Angebot im Trend der Zeit. Seine Kundschaft aus der Stadt und der Umgebung hat dies offensichtlich zu schätzen gewusst und sich hier mit über den täglichen Bedarf hinausgehenden Waren eingedeckt.

Carl Friderich Herbolt wurde 1745 als Sohn eines Handelsmanns und Eisenfaktors geboren und führte nach dem Tod seines Vaters 1769 das Ladengeschäft bis zu seinem eigenen frühen Tod 1784 weiter. Da sein einziger überlebender Sohn aus

erster Ehe – seine zweite Ehe war kinderlos geblieben – in Stuttgart Jura studiert und das Geschäft nicht übernommen hatte, wurden Haus und Laden samt Inventar im folgenden Jahr versteigert. Anlass für die Bestandsaufnahme des Vermögens war die Aufteilung des Erbes (»Erbauseinandersetzung«) unter den beiden Berechtigten, seiner zweiten Ehefrau und seinem Sohn.

Herbort wird als »Kaufmann, Eisenfaktor und Oberakziser« beschrieben und gehörte von 1775 bis zu seinem Tod dem Rat der Stadt an. Er war ein angesehener und, wie das Inventar zur Erbauseinandersetzung von 1785 belegt, einer der wohlhabendsten Bürger Bietigheims. Seine für damalige Verhältnisse umfangreiche Bücherliste – sie umfasst über 70 Titel mit religiösen und anderen Themen und war somit wesentlich reichhaltiger als die 20 bis 30 Andachtsbücher und Postillen in üblichen Haushaltungen – weist ihn zudem als einen gebildeten und frommen Zeitgenossen aus, der dem Pietismus nahestand, der sich für Wein-, Acker- und Gartenbau interessierte und sein Geschäft mit Erfolg, wenn auch wegen der schwierigen gesamtwirtschaftlichen Umstände nicht so erfolgreich betrieb, wie man es um 1770/1780 bei drei Handelsleuten und Krämern in der 1800-Einwohner-Stadt erwarten würde. Darauf weisen zwei Tagebücher, das Inventar von 1785 und weitere Dokumente hin, die im Stadtarchiv erhalten sind. Als Beleg für seinen Bildungsstand mag auch die Tatsache dienen, dass sein Sohn Christoph Samuel auf der Universität eine akademische Laufbahn eingeschlagen und es später bis zum Oberjustiz-Prokurator gebracht hatte.

Die Aufzeichnungen des Kaufmanns sind in zwei Tagebüchern enthalten für den Zeitraum 1778 bis 1780 und 1781 bis 1785. Im älteren Tagebuch sind die Käufer in chronologischer Reihenfolge mit ihren eingekauften Waren samt deren Preis aufgeführt, während das jüngere Tagebuch die Käufer alphabetisch gegliedert nach ihren Wohnorten enthält. Dieses neu gewählte System war für den Kaufmann übersichtlicher, konnte er doch unmittelbar feststellen, was seine Kunden aus den einzelnen Orten eingekauft hatten und wieviel sie ihm gegebenenfalls schuldeten.

Die Tagebücher spiegeln einen Teil des täglichen Lebens in der Stadt im zu Ende gehenden 18. Jahrhundert wider und zeugen eindrucksvoll von den Kaufgewohnheiten ihrer Bewohner und der offensichtlichen Bedeutung des Krämerladens. Die Kundenliste umfasst etwa 400 einheimische Namen sowie rund 250 Namen von Kunden aus allen umliegenden, auch weiter entfernten Dörfern und Städten: Besigheim, Bissingen, Bönningheim, Brackenheim, Bromberg, Egenhausen, Eglosheim, Freudental, Geisingen, Großbottwar, Großingersheim, Großsachsenheim, Güglingen, Gündelbach, Heilbronn, Hemmingen, Hohenhaslach, Hohenheim, Kirbach, Kirchheim am Neckar, Kleiningersheim, Kleinsachsenheim, Kochersteinsfeld, Lauffen, Leonberg, Löchgau, Ludwigsburg, Marbach, Markgröningen, Metterzimmern, Murr, Ochsenbach, Pfitzenhof, Pleidelsheim, Rechentshofen, Schwäbisch Hall, Sersheim, Spielberg, Stuttgart, Tamm, Untermberg, Unterriexingen, Urach, Urbach, Weiler zum Stein, Weinsberg und Wimpfen.

Das angebotene Warensortiment ist vielschichtig und steht dem von »Kaufhäusern« früherer Prägung oder Kolonialwarenläden, wie sie außerhalb der größeren Städte bis nach dem Zweiten Weltkrieg betrieben wurden, nicht nach: Neben Lebens- und Genussmitteln gab es Haushaltswaren, Kleidung und Stoffe, diverse teils exotische Materialien zum Färben, Werkzeuge und Baustoffe für Handwerker, und zwischendurch wurde auch ein Stier und eine Geiß oder mal ein Bockfell verkauft und ein Pferd ausgeliehen.

6. Juni 1779. K. 62.
 J. Fingert. Marting Bündel Soll 7. 16
 8 2^{te} ff Silber 7. 16
 2 Pbl. 3^{te} ff Kay. 35
 12 A. Am. Prück ein Jahr 8 21
 Leib wäpfer Bartholomaj
 Einm. Ann. Dm. Prück ff. Prück
 Zu Einzelne Frau Prück 1779
 F. Markt in Lück. Prück
 Löffingen 7 H. Prück Prück Soll p. Prück
 1^{te} Prück 8^{te} Prück 12x
 Löffingen Prück Prück Soll p. Prück
 3^{te} ff Prück 3Ax
 M. A. Marquard. Soll
 Ein Prück 1779 26x
 7^{te} Prück Prück Soll Soll 1^{te} ff Prück
 no. 3. 2Ax
 Prück Soll Prück 1x
 Prück Prück Soll Prück Soll 12x
 Marbach M. A. Prück Soll
 8^{te} ff Prück
 Prück Prück Soll p. Prück Prück
 1. Prück Prück
 Adam Prück Soll 1. Prück 6x
 Prück Prück Soll 2^{te} ff Prück 30x
 Prück Prück Soll
 1^{te} ff Prück 24x
 1. Prück 26x
 M. A. Prück Soll Prück
 7^{te} ff Prück 4Ax

Seite aus dem Tagebuch mit Einträgen vom 6. Juni 1779.

Die große Auswahl an Lebens- und Genussmitteln überrascht und belegt gleichzeitig, dass ein Teil der Einwohnerschaft einem gewissen Luxus nicht abgeneigt war. Da gab es nicht nur Erbsen, Dinkel, Weizen, Flachs, Mehl, Reis, dürre Zwetschgen, Birnen und Kirschen je nach Jahreszeit, Stockfisch und Fischschmalz, Heringe, Essig, Raffinade und Zucker, Holländischen, Schweizer und Limburger Käse, Salz in Scheiben, Zitronen, Kaffee aus Java und der Dominikanischen Republik, Buchelesöl von Urach, Leinöl und Öl aus der Provence, Tabak verschiedener Sorten, Pfeifen und gesondert messingene Pfeifendeckel dazu, es gab auch Anis, Kandis, Ingwer, Pfeffer, Piment, Rosinen, Safran, Rosmarin und Zimt, Muskat und Muskatblüte, Marzipan und Lebkuchen, Mandeln aus Valence, Tee und Wein. Da die Waren nicht abgepackt in Schubladen oder Säcken aufbewahrt wurden, werden die Kunden schon damals durch die verschiedenartigsten, betörenden Düfte zum Kaufen angeregt worden sein – lange bevor mit diesen Reizen psychologisch gearbeitet wurde –, sofern sie sich das in den schwierigen Zeiten leisten konnten.

Im Sortiment des Ladens fällt auf, dass Grundnahrungsmittel wie Butter, Milch, Eier, Brot, Kartoffeln, Kohl oder dergleichen nicht im Angebot sind, aber damit versorgten sich die Leute selber, die Bauern hielten Kühe und Hühner, und bei weniger begüterten Stadtbewohnern standen noch Ziegen im Stall.

Einen größeren Raum in Herborts Laden nahm die Stoffabteilung mit den Accessoires ein. Es würde zu weit führen, das ganze Angebot darzustellen, das bei der Ladeninventur 1785 in ca. 1100 Positionen aufgelistet ist. Die folgende Auswahl bietet aber einen guten Überblick. Kleider und Kleiderstoffe für Männer und Frauen gab es in unterschiedlicher Qualität und vielen Farben: Barchet, Baumwolle/Kattun aus Hamburg, Kamelhaar, Krepp, Loden, Samt, Mousseline, Seidenstoffe (»Serge de Rom«, »Serge de Bern«), Flor, englischer Flanell und Manchester, Taft, Drillich aus Köln und Suhl, Ulmer und französische Leinwand, Trauerwaren, Tübinger und englischer Zeug, holländisches Tuch und Tuch aus Görlitz, rotgeblümter und aschengerauer Golgas für Röcke, Futterstoffe, Schnupftücher, Hosenflicken, Halstücher, Elberfelder Faden, Strickgarn und Seide, dazu mit Stoff überzogene Knöpfe und solche aus Glas, Stein, Stahl oder Horn, Gummi aus dem Senegal, türkisches Garn, Glufen, vielerlei Bänder, Hüte und Kappen für Kinder und Fuhrleute, Schnallen für Frauen, Männer und Kinder, alles für die Haube der Frau, Marlin, Strümpfe für die ganze Familie und Schuhe sowie diverse andere Kleinigkeiten des mittel- und auch langfristigen Bedarfs.

Mit den unter dem Begriff Haushaltswaren erwähnten Artikeln verhält es sich ebenso. Deswegen kann auch hier nur eine Auswahl dargestellt werden: Da gab es zum Schreiben verschiedene Papiere, auch in Buchform, Pappendeckel, Tintenzeug und Bleistifte, Kiele, Kreide und Schreibtäfel, Siegellack, Federrohr und Federmesserle, für die Küche wurden Töpfe, Häfen, Waffeisen und Flädlespfannen sowie Messer, Wetzsteine, beinerne und blecherne Löffel vorgehalten, zum Feuermachen Feuerstein, Dochte, Zuntel, Schwefelhölzer und Lichter, zur Pflege der Kleidung und für die tägliche Toilette Bügeleisen, Kämmen, Haarnadeln, Haarpomade, Scheren, Seife und Schwämme, Puder und Bürsten, daneben lagerten »Madenschlösser« – ausdrücklich erwähnt werden französische Schlösser – und Messer, deutsche und französische Kartenspiele, Koffer, eine Goldwaage, und gelegentlich verkaufte Herbort eine Bibel, Hausfarbe, Kästchen und eine Kommode, Vorhangstangen und die dazugehörigen Ringle, Seile, Pulver, holländische Pfeifen und Spanisches Rohr. Ebenso zum Sortiment gehörten Geigensaiten und Klaviersaiten aus Messing.

Ähnlich umfangreich war das Angebot an Werkzeug und Materialien für die Bauern, Weingärtner und Handwerker: Eisen in unterschiedlichen Formen, Bleche, Draht und verzinkte, halbe und »Schönnägel«, Fässer und Fassreifen, Hufnägel, Hufstab und Rosseisen, Hämmer, Hauen, einfache und doppelte Schippen, Spaten, Gras- und Erntesicheln, Hölzer und Pfähle, Striegel und Rosskämme, Stecheisen, Pinsel und Leim, Sensen, Trensen und Wagenräder, Radschienen, ewigen Klee- und Rübensamen, Hanf, Säcke, Pflugscharen, Schrauben und Schraubstöcke, Strohmesser.

Herborts Laden hatte also ein äußerst umfassendes Sortiment. Es war ein Sortiment, das zu der Zeit in der Stadt erwartet werden konnte und, soweit es sich um anspruchsvollere Waren handelte, eben auch nur in der Stadt und nicht auf dem Lande ange-



Hauptstraße 42 in Bietigheim, in dem sich um 1780 Herborts Laden befand (später: Konditorei Böhler, Foto um 1900).

boten werden durfte. Denn die württembergische Landesordnung von 1621 hatte festgelegt, dass »in den Dörfern kein Handel mit Tuch, Barchet, Sammet, Seyden, Gewürz, auch Salz getrieben« werden durfte.

Auch die beiden Färber, die in den Jahren um 1780 in der Stadt ihr Gewerbe betrieben, konnten sich mit dem Notwendigsten in Herborts Laden eindecken und hatten offenbar reichlich mit Schwarz- und Schönfärberei zu tun. Im Angebot waren Alaun, Blauholz, Bleiweiß, Krapp, Pernambuk, Gallus, Grünspan, Indigo, Königsgelb, Kupferwasser, Löschblei, Pottasche, Sandel, Vitriol, Waid und Zinnober.

Können wir uns das Warenangebot vergleichsweise mit dem heutigen Angebot in einem »Kaufhaus« vorstellen, wird es beim Preis problematisch. Die Preise werden fast ausschließlich in der Währungseinheit Gulden (fl) und Kreuzer (kr) angegeben

(1 fl = 60 kr). Andere Währungseinheiten (z. B. Konventionstaler, Louisd'or, Dukaten oder Laubtaler) sollen hier außer Betracht bleiben. Eine Umrechnung ähnlich der vom Jahr 2002 von Deutscher Mark in Euro ist nicht möglich und zulässig. Die Bewertung von Gebäuden und Grundstücken, die Lebenshaltungskosten, der Lebensstandard und dgl. sind zu unterschiedlich, als dass ein korrekter Umrechnungsfaktor ermittelt werden könnte. Um 1780 besaß ein Gulden eine Kaufkraft, die heute etwa (als grobe Orientierung) 30 bis 35 Euro entspräche. Für 1 fl musste ein Arbeiter, z. B. der im Tagebuch genannte Strohschneider, bei einem Tagesverdienst von 12 kr fünf Tage arbeiten. Bei der Erbaueinandersetzung 1785 wurde den beteiligten Bürgermeistern oder dem Landschafts-Assessor pro Tag 40 kr vergütet, der Stadtschreiber erhielt 1 fl pro Tag und der Schreiber 30 kr, der Floßverwalter und Handelsmann Renz aus Marbach rechnete für einen Tag 2 fl ab, genauso wie der Waisenhaus-Direktor aus Ludwigsburg. Der Schreinermeister berechnete bei Reparaturarbeiten für 2 ½ Tage 1 fl 10 kr, sein Geselle erhielt für dieselbe Zeit 1 fl. Dagegen musste sich ein Amtsknecht wie der bereits erwähnte Strohschneider mit 12 kr pro Tag abfinden.

Von Interesse sind auch die »Vergleiche« der damaligen Preise untereinander:

1 Pfund (467 g) Kaffee	32 kr	1 Pfund Salz	24 kr
1 Pfund Käse	16 kr	1 Pfund Zucker	32 kr
1 Pfund Reis	9 kr	1 Pfund Mandeln	28 kr
1 Pfund Hering	4 kr	1 Stockfisch	6 kr
1 Lot (14,6 g) Zimt	16 kr	1 Lot Ingwer	1 kr
1 Lot Muskatnuss	10 kr	1 Lot Tee	8 kr
1 Liter Buchelesöl	24 kr		

Schon diese wenigen Beispiele zeigen, dass die Preise für die sogenannten Luxuswaren wie Salz, Zucker, Kaffee, Mandeln und Gewürze verhältnismäßig hoch waren im Vergleich zu den Preisen für Waren des täglichen Bedarfs und zu heutigen Preisen.

Wo kamen nun die Waren her, die Herbort verkaufte? Die Lieferanten sind im Inventar mit ihren Guthaben – als Passiva bei der Erbaueinandersetzung deklariert – exakt aufgelistet. Sie kamen sowohl aus der näheren Umgebung als auch aus den großen Handelsstädten. Gedörnte Zwetschgen kaufte Herbort in Ochsenbach und Häfnerhaslach und Buchelesöl in Urach. Mehrere Lieferfirmen kamen aus Frankfurt, Stuttgart und Cannstatt (mit Neckarhafen seit 1713), einige aus Heilbronn, andere hatten ihren Sitz in Basel, Tübingen, Straßburg, Calw, Salach oder Sontheim. Einer seiner Tabaklieferanten saß in Ludwigsburg, von wo er auch Seife bezog. Ende des 18. Jahrhunderts wurden Salz aus Hall/Tirol, Zucker und Kaffee über Hamburg, Stockfisch und Heringe aus Holland, Reis aus Italien, Öle aus der Provence, Mandeln aus Valence in Frankreich und die Gewürze über einen Händler aus Schaffhausen eingeführt. Feine Leinwand kam aus der Schweiz, Baumwolle aus England und der Schweiz, feine Tuchwaren über Basel, Schaffhausen und Berlin und Seidenwaren aus Frankreich und Italien. Lieferant sämtlicher Eisen- und Metallwaren war die Eisenhütte (»Herzogliche Eisen-Admodiation«) in Königsbronn und Silber- und Schmuckartikel wurden von Silberschmieden in Schwäbisch Gmünd geliefert.

So zeigen uns die Tagebücher und Inventarverzeichnisse des Bietigheimer Kaufmanns für die Zeit um 1780 einen Trend hin zu einer Lebensweise, in der außer den Dingen für den alltäglichen Lebensunterhalt auch Luxuswaren konsumiert werden, und Herborts Kunden machten von seinem Warenangebot je nach ihren Möglichkeiten Gebrauch.

Der Hohenasperg aus der Vogelperspektive

Eine bisher unbekannte Ansicht
von Friedrich Carl Fulda (1724–1788)

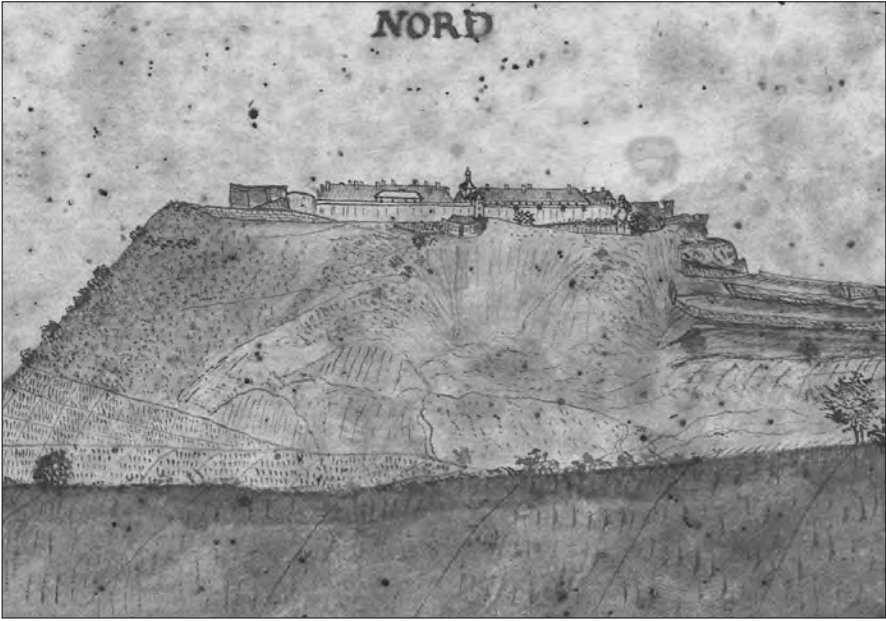
von Wilfried Lagler

Die Universitätsbibliothek Tübingen besitzt seit langem eine eigentümliche handgefertigte Ansicht der Festung Hohenasperg aus dem Jahre 1763, die bis jetzt unbekannt geblieben ist – jedenfalls findet sich in den einschlägigen Veröffentlichungen über den Hohenasperg kein Hinweis darauf. Die Ansicht war zwar im Katalog der Universitätsbibliothek verzeichnet, bis vor kurzem jedoch noch ohne jeden Hinweis auf ihren Urheber. Erst eine nähere Betrachtung anlässlich der Restaurierung dieses Werkes ergab, dass sich am Rand der Darstellung die Initialen F.C.F. finden, die es ermöglichen, sie dem gelehrten Pfarrer und Sprachwissenschaftler Friedrich Carl Fulda (1724–1788) zuzuordnen, der von 1751 bis 1758 Garnisonspfarrer auf der Festung war.

Fulda hat, abgesehen von einigen gedruckten und nahezu vergessenen Werken, zahlreiche Manuskripte und Exzerpte vornehmlich aus der Sprach- und Geschichtswissenschaft hinterlassen, darunter die »Darstellung eines genealogischen Stammbaums der Geographie«, eine eindrucksvolle Tafel im Format von 73,5 x 50 cm.¹ Die Manuskripte gelangten im Sommer 1820 durch seinen Sohn, Professor Friedrich Karl von Fulda (1774–1847), als Schenkung in den Besitz der Tübinger Universitätsbibliothek. Dieser lehrte an der Universität Tübingen von 1798 bis 1817 Kameralwissenschaft, von 1817 bis 1837 Theorie der Staatswirtschaft.²

Bei diesen Handschriften handelt es sich um Studien und Vorarbeiten zu Wörterbüchern, Grammatik, Rechtschreibung und Geschichte der deutschen Sprache bzw. der germanischen Sprachen, vor allem auch zur gotischen Sprache und zu der im 4. Jahrhundert entstandenen Übersetzung der Bibel ins Gotische durch Bischof Wulfila. Fulda interessierte sich für die Stammwurzeln aller Sprachen und suchte nach der gemeinsamen Ursprache der Menschen. Ferner enthält Fuldas Nachlass Untersuchungen und Überblicke zur biblischen Geschichte und Weltgeschichte sowie einige Korrespondenz.³ Dieses Material harret noch einer wissenschaftlichen Aufarbeitung. Joann Vogt, die 1974 eine Untersuchung über die linguistischen Veröffentlichungen Fuldas vorlegte, gab an, dass sie Fuldas umfangreichen handschriftlichen Nachlass damals nicht ausfindig machen konnte.⁴

Das Vorhandensein der von Fulda gezeichneten Ansicht des Hohenaspergs wird kurz erwähnt in der biographischen Einleitung von Johann Christian Zahn, die dieser der erst 1805 erfolgten Veröffentlichung Fuldas über die Bibelübersetzung Bischof Wulfilas vorangestellt hat. Dort heißt es in der Aufzählung seiner hinterlassenen Arbeiten: »Ein Calendarium perpetuum und ein Grundriss nebst dem perspectivischen Horizonte der Vestung Hohenasperg füllten daselbst seine Nebenstunden.«⁵ In dem von dem Bibliothekar Jeremias David Reuss begonnenen Handschriftenkatalog der Universitätsbibliothek Tübingen heißt es dann: »v. Herr Prof. Fulda, Nachträglich



Zwei der vier Miniaturansichten aus dem Nachlass Fuldas.

*Die große Tafel mit der Ansicht der Festung Hohenasperg
aus der Vogelperspektive.*

Grund Riß

von der Hohen

vollendet

L. II. 13.

Die Örter des Prospect nach den Graden der Horizonts

grad	Örter
0	Pulverdinger Hof
1	Pörschinger Wirtshaus
2	Glattbach
3	Pörschinger Schloß
4	Schmalz
5	Schmalz
6	Schmalz
7	Schmalz
8	Schmalz
9	Schmalz
10	Schmalz
11	Schmalz
12	Schmalz
13	Schmalz
14	Schmalz
15	Schmalz
16	Schmalz
17	Schmalz
18	Schmalz
19	Schmalz
20	Schmalz
21	Schmalz
22	Schmalz
23	Schmalz
24	Schmalz
25	Schmalz
26	Schmalz
27	Schmalz
28	Schmalz
29	Schmalz
30	Schmalz
31	Schmalz
32	Schmalz
33	Schmalz
34	Schmalz
35	Schmalz
36	Schmalz
37	Schmalz
38	Schmalz
39	Schmalz
40	Schmalz
41	Schmalz
42	Schmalz
43	Schmalz
44	Schmalz
45	Schmalz
46	Schmalz
47	Schmalz
48	Schmalz
49	Schmalz
50	Schmalz
51	Schmalz
52	Schmalz
53	Schmalz
54	Schmalz
55	Schmalz
56	Schmalz
57	Schmalz
58	Schmalz
59	Schmalz
60	Schmalz
61	Schmalz
62	Schmalz
63	Schmalz
64	Schmalz
65	Schmalz
66	Schmalz
67	Schmalz
68	Schmalz
69	Schmalz
70	Schmalz
71	Schmalz
72	Schmalz
73	Schmalz
74	Schmalz
75	Schmalz
76	Schmalz
77	Schmalz
78	Schmalz
79	Schmalz
80	Schmalz
81	Schmalz
82	Schmalz
83	Schmalz
84	Schmalz
85	Schmalz
86	Schmalz
87	Schmalz
88	Schmalz
89	Schmalz
90	Schmalz
91	Schmalz
92	Schmalz
93	Schmalz
94	Schmalz
95	Schmalz
96	Schmalz
97	Schmalz
98	Schmalz
99	Schmalz
100	Schmalz

- 1. Unter-Speise
- 2. Im Brunnen
- 3. Invaliden hause
- 4. der äußere Turm
- 5. officis Logi auf dem Turm
- 6. der innere Turm
- 7. die Kellerei
- 8. die neue Caserne
- 9. der herrschaftl. Keller
- 10. der Commendanten Baue
- 11. der Stall und Osuhaus
- 12. der officers Saal
- 13. der zerfallene Strahlische Burg
- 14. die Fleischhaus
- 15. die Handwerkererei
- 16. die Caserne
- 17. das Schellenwerker hauselein.

und Prospect

Göftung

Asperg

1763. F.C.E.

Die Örter des Prospect nach den Graden der Horizonts

grad	Örter
78	Ebesperg
79	
80	
81	
82	
83	
84	
85	
86	
87	Poppenweiler
88	
89	
90	
91	
92	
93	
94	
95	
96	
97	
98	
99	
100	

- 18. Pulverturm
- 19. das Wasserwerkhaus
- 20. das Pumpenhauslein
- 21. der Springbrunnen
- 22. die Cisternen
- 23. der Linden Baum
- 24. Schöpfbrunnen
- 25. das Wasserwerkhaus
- 26. das Pumpenhauslein
- 27. der Springbrunnen
- 28. die Cisternen
- 29. der Linden Baum
- 30. Schöpfbrunnen
- 31. das Wasserwerkhaus
- 32. das Pumpenhauslein
- 33. der Springbrunnen
- 34. die Cisternen
- 35. der Linden Baum
- 36. Schöpfbrunnen
- 37. das Wasserwerkhaus
- 38. das Pumpenhauslein
- 39. der Springbrunnen
- 40. die Cisternen
- 41. der Linden Baum
- 42. Schöpfbrunnen
- 43. das Wasserwerkhaus
- 44. das Pumpenhauslein
- 45. der Springbrunnen
- 46. die Cisternen
- 47. der Linden Baum
- 48. Schöpfbrunnen
- 49. das Wasserwerkhaus
- 50. das Pumpenhauslein
- 51. der Springbrunnen
- 52. die Cisternen
- 53. der Linden Baum
- 54. Schöpfbrunnen
- 55. das Wasserwerkhaus
- 56. das Pumpenhauslein
- 57. der Springbrunnen
- 58. die Cisternen
- 59. der Linden Baum
- 60. Schöpfbrunnen
- 61. das Wasserwerkhaus
- 62. das Pumpenhauslein
- 63. der Springbrunnen
- 64. die Cisternen
- 65. der Linden Baum
- 66. Schöpfbrunnen
- 67. das Wasserwerkhaus
- 68. das Pumpenhauslein
- 69. der Springbrunnen
- 70. die Cisternen
- 71. der Linden Baum
- 72. Schöpfbrunnen
- 73. das Wasserwerkhaus
- 74. das Pumpenhauslein
- 75. der Springbrunnen
- 76. die Cisternen
- 77. der Linden Baum
- 78. Schöpfbrunnen
- 79. das Wasserwerkhaus
- 80. das Pumpenhauslein
- 81. der Springbrunnen
- 82. die Cisternen
- 83. der Linden Baum
- 84. Schöpfbrunnen
- 85. das Wasserwerkhaus
- 86. das Pumpenhauslein
- 87. der Springbrunnen
- 88. die Cisternen
- 89. der Linden Baum
- 90. Schöpfbrunnen
- 91. das Wasserwerkhaus
- 92. das Pumpenhauslein
- 93. der Springbrunnen
- 94. die Cisternen
- 95. der Linden Baum
- 96. Schöpfbrunnen
- 97. das Wasserwerkhaus
- 98. das Pumpenhauslein
- 99. der Springbrunnen
- 100. die Cisternen

Grundriß u. Prospekt v. d. Vestung Hohenasperg vollendet 1763 v. F. C. Fulda in 4. Stk. bestehend.«⁶ Allerdings wurde diese erst später eingegangene Mappe nicht wie alle anderen Manuskripte Fuldas mit einer Handschriftensignatur versehen, sondern mit einer Buchsignatur. Und da dieses Stück wie erwähnt im Bibliothekskatalog der UB Tübingen keine Eintragung unter dem Verfassernamen erhielt, geriet dieses »anonyme« Werk in Vergessenheit.

Fuldas Zeichnung, die keiner der sonst bekannten Ansichten gleicht, ist sehr eigentümlich gestaltet. Sie zeigt die berühmte Festungsanlage aus der Vogelperspektive, und zwar aus sehr großer Höhe, wie von einem Fesselballon aus gesehen. Eine solche Ansicht mit einfachen Mitteln anzufertigen, dürfte nicht ganz einfach gewesen sein. Die gesamte Tafel hat das Format 65 cm (Breite) x 54 cm (Höhe). Die Darstellung des Hohenasperg befindet sich auf einer drehbaren Scheibe, umgeben von der Grad-einteilung des Horizonts. Am Rand der Tafel sind die den Hohenasperg umgebenden Örtlichkeiten mit der jeweiligen Gradangabe eingetragen. Mit Hilfe dieser Angaben lässt sich durch Drehen der Scheibe ermitteln, in welcher Blickrichtung ein bestimmter Ort vom Hohenasperg zu sehen ist. Trotz der Größe der Tafel sind die gezeichneten Details wie nahe gelegene Orte winzig klein, aber mit Hilfe einer Lupe gut zu erkennen. Der Tafel liegen noch weitere kleine Blätter bei: Außer einem kleinen handgeschriebenen Titelblatt (15,5 x 12 cm) sind es vier detailgenaue Miniaturansichten im Format 10 x 7 cm, die den Hohenasperg aus der Perspektive eines Fußgängers von den vier Himmelsrichtungen aus zeigen. Fulda beabsichtigte wohl keine künstlerische Darstellung, sondern eher eine möglichst detailgenaue topographische Arbeit. Sie wurde auch erst fünf Jahre nach Fuldas Weggang vom Hohenasperg fertig. Die Tafel liegt im digitalen Angebot der Universitätsbibliothek Tübingen vor.⁷

Wer war Friedrich Carl Fulda?⁸ Er wurde am 13. September 1724 in Wimpfen geboren. Zur Ergänzung seines Theologiestudiums im Tübinger Evangelischen Stift studierte er außerdem Philosophie und Mathematik. 1748 war er als Feldprediger mit einem Truppenkontingent in den Niederlanden unterwegs, seit Dezember 1749 hörte er in Göttingen Vorlesungen über historische Themen. Während seiner Amtszeit als Garnisonspfarrer auf dem Hohenasperg (1751–1758) heiratete er Eleonora Binder; aus dieser Ehe entstammten 13 Kinder, darunter der oben genannte Professor. 1758 wurde Fulda Pfarrer in Mühlhausen/Enz, 1785 schließlich in Ensingen, wo er am 11. Dezember 1788 starb.

In dem bereits erwähnten Buch über die Wulfila-Bibel ist ein sehr schönes ganzseitiges Porträt Fuldas abgedruckt, gestochen von dem Stuttgarter Hofkupferstecher Christian Wilhelm Ketterlinus (1766–1803). Es ist das einzige von ihm überlieferte Bildnis und wird umrahmt von symbolischen Hinweisen auf seine wissenschaftlichen Leistungen und Verdienste. In einigen älteren Nachschlagewerken wird die Persönlichkeit Fuldas charakterisiert. Hervorgehoben werden darin seine große Gelehrsamkeit, Originalität der Gedankenführung, aber auch seine Lauterkeit und Geselligkeit im Umgang mit anderen Menschen, schließlich seine handwerklichen Fertigkeiten, die es ihm ermöglichten, Teile seines Hausrats selbst herzustellen. Geradezu legendär war seine Eigenart, die Entwicklungsgeschichte sprachwissenschaftlicher, geographischer und historischer Vorgänge auf großen systematisch-genealogischen Tafeln darzustellen; diese Tafeln schmückten die Wände eines Raumes in seinem Wohnhaus.

Heinrich Döring schrieb über Fulda: »Mit regem und ausdauerndem Forschungsgeiste, großer Belesenheit, seltenem Scharfsinn und reifem Urtheil vereinigte Fulda in seinen Schriften Gründlichkeit und Präcision des Styls. Seine teutsche Sprach- und



Friedrich Carl Fulda (Kupferstich von Christian Wilhelm Ketterlinus).

Geschichtskennntniß verdient um so mehr Bewunderung, da er diese Studien erst in späteren Jahren betrieb, wo ihm seine Lage die Herbeischaffung der unentbehrlichsten Hilfsmittel gestattete. Die natürliche Trockenheit seiner Lieblingsbeschäftigungen gab seinem kurzen und gedrängten Styl mitunter eine gewisse Härte, die besonders seine Briefe charakterisirte. Durch Energie und Fülle der Gedanken suchte er diesen Mangel zu ersetzen.«⁹ Härter urteilte Johannes Franck in der »Allgemeinen Deutschen Biographie«: »Seine Schreibart ist äußerst gedrungen und oft selbst bis zum Räthselhaften kurz; häufige Sprünge in der Entwicklung der Gedanken erschweren das Lesen seiner Schriften und ließen manche seiner Aufstellungen als willkürlich und unerwiesen erscheinen.«¹⁰

Man geht sicher nicht fehl, Friedrich Carl Fulda als ein schwäbisches Original im Pfarrerstand zu bezeichnen, an denen die württembergische Kirche so reich ist. Seine hier vorgestellte Ansicht des Hohenaspergs ist zweifellos eine originelle Arbeit.

Anmerkungen

- 1 Universitätsbibliothek Tübingen (Md 249), Digitalisat: <http://idb.ub.uni-tuebingen.de/diglit/Md249>. Diese Tafel wurde 2013 vom Museum der Universität Tübingen in einer Ausstellung auf dem Schloss Hohentübingen gezeigt; vgl. Ernst Seidl (Hrsg.): *Wie Schönes Wissen schafft*, Tübingen 2013, S. 116.
- 2 Vgl. zur Biographie Prof. Fuldas Helmut Marcon (Hrsg.): *200 Jahre Wirtschafts- und Staatswissenschaften an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen*, Band 1, Stuttgart 2004, S. 98–102.
- 3 Ein von dem damaligen Oberbibliothekar Georg Leonhard Dresch angelegtes Verzeichnis der an die UB Tübingen übergebenen Handschriften befindet sich im Universitätsarchiv Tübingen (UAT 5/6, Bl. 275 f.).
- 4 Joann Vogt: *The linguistic work of Friedrich Karl Fulda*, The Hague 1974, S. 18.
- 5 Friedrich Karl Fulda/W.F.H. Reinwald: *Ulfilas gothische Bibelübersetzung*, Weissenfels 1805, S. IV.
- 6 *Catalogus Manuscriptorum Bibliothecae Academiae Tubingensis*, zu Nr. 1249c (Universitätsbibliothek Tübingen, Mh 546).
- 7 http://idb.ub.uni-tuebingen.de/diglit/LII13_grfol.
- 8 Vgl. für Informationen zu seiner Biographie: Friedrich David Gräter: *Ueber Fulda's Leben, Studien und sein System gemeinschaftlicher Urwurzeln aller menschlichen Sprachen*, Ludwigsburg 1831; Johann Christian Zahn (Einleitung, vgl. Anm. 5) und die Einleitung von Joann Vogt (vgl. Anm. 4); Wolfgang Wischmeyer: *Friedrich Carl Fulda*, in: *Vaihinger Köpfe. Biographische Porträts aus fünf Jahrhunderten*, Vaihingen/Enz 1993, S. 107–112.
- 9 Johann Samuel Ersch/Johann Gottfried Gruber: *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste*, 51. Teil, Leipzig 1850, S. 21.
- 10 *Allgemeine Deutsche Biographie*, Band 8, Leipzig 1878, S. 192.

Das Schloss in der Einsamkeit

Herzog Karl Eugen von Württemberg und sein Jagdschloss Solitude

von Eberhard Fritz

Ohne Zweifel gehörte das Schloss Solitude mit seinen weitläufigen Parkanlagen zu den spektakulären barocken Bauwerken in Deutschland. Obwohl vom Park und seinen Gebäuden nur noch Spuren übrig geblieben sind, erstaunt es heute noch, welche gewaltige Anlage hier innerhalb weniger Jahre gebaut worden ist. Herzog Karl Eugen steht mit seiner geradezu manischen Baulust auch im Vergleich mit seinen Zeitgenossen als Ausnahmeerscheinung da. Alle paar Jahre fasste er ein neues Bauprojekt ins Auge, so dass er schließlich über eine stattliche Anzahl an repräsentativen Herrschaftssitzen verfügte. Dazu zählt in erster Linie das Residenzschloss Ludwigsburg mit dem kleineren Jagdschloss Favorite und dem Schlösschen am Eglosheimer See, das im 19. Jahrhundert den Namen Monrepos erhalten sollte. Daneben entstand auf der Schwäbischen Alb das Jagdschloss Grafeneck, auf dem Einsiedel bei Tübingen ließ Karl Eugen neben dem alten herzoglichen Jagdschloss ein repräsentatives Gebäude errichten, und in der Nähe von Stuttgart unterhielt er ein kleineres Schlösschen Floride in dem Bereich, wo sich heute der Stadtteil Fasanenhof befindet.

In diese imposante Reihe der Schlösser fügt sich das Schloss Solitude ein, zu dem im November 1763 der Grundstein gelegt wurde. In einem weitläufigen Waldgebiet in der Nähe des Dorfes Gerlingen ließ der Herzog ein Schloss in der Einsamkeit mit zahlreichen Nebengebäuden und einer weitläufigen Parkanlage erbauen.¹ Die Ähnlichkeit mit dem Seeschloss bei Eglosheim dürfte nicht auf Zufall beruhen. Das Seeschlösschen war seit 1760 unter der Leitung des Architekten Philippe de la Guépière gebaut worden. Schon kurz nach Baubeginn verlor Herzog Karl Eugen das Interesse an dem kleinen Schloss mit seinem rechteckigen See, vermutlich deshalb, weil er nun auf der Solitude eine wesentlich größere Anlage erbauen ließ. Bei beiden Schlössern stand die Absicht im Vordergrund, abgelegene Orte abseits der Residenzen zu schaffen, in die man sich zurückziehen konnte. Das drückt sich bereits im Namen Solitude aus. Indessen machte Herzog Karl Eugen die Verbindung des Ludwigsburger Residenzschlosses mit dem Jagdschloss auch optisch deutlich, indem er die beiden Schlösser durch eine schnurgerade Allee miteinander verbinden ließ. Noch heute zeichnet sich die Solitude-Allee deutlich in der Landschaft ab und ist damit zu einem prägenden landschaftlichen Element im Mittleren Neckarraum geworden. Fast das gesamte Ensemble der Alleen im Raum Ludwigsburg blieb erhalten, wodurch die Barockzeit bis heute im Großraum Ludwigsburg signifikante Spuren hinterlassen hat.

Beschäftigt man sich mit der Geschichte des Schlosses Solitude, so stellt man dasselbe fest, was bis vor wenigen Jahren auch für die Ludwigsburger Schlösser galt: Die Baugeschichte wurde in verschiedenen Publikationen weitgehend aufgearbeitet², die Ausstattung in einer neueren Studie detailliert erfasst³, während über die Nutzung des Schlosses nur sporadisch geforscht wurde⁴. Schon vor über 100 Jahren wurden die Tagebücher eines Flügeladjutanten, des Freiherrn von Bouwinghausen-Wallmerode,

publiziert.⁵ In ihnen wird auch über zahlreiche Aufenthalte auf der Solitude berichtet und sind Einzelheiten zum höfischen Leben und zum Betrieb des Schlosses festgehalten. Noch nie ausgewertet wurden dagegen die – mit zeitlichen Lücken – erhaltenen Hofdiarien im Archiv des Hauses Württemberg.⁶ Diese beiden wichtigsten Quellen werfen ein Licht auf das höfische Leben im Schloss Solitude und zeigen die charakteristischen Eigenheiten des herzoglichen Hofes im Übergang vom Barock zur Aufklärung.⁷ Freilich muss man Schloss Solitude im Kontext der anderen Schlösser sehen, denn in der langen Regierungszeit des Herzogs Karl Eugen ist die höfische Repräsentation auch eine Reaktion auf die sich verändernden politischen und sozialen Rahmenbedingungen.

Die Erbauung des Schlosses

Auf dem Höhepunkt der Barockzeit trat Herzog Karl Eugen als junger Mann im Jahr 1744 die Regierung im Herzogtum Württemberg an. In den darauffolgenden beiden Jahrzehnten wurde er zum Inbegriff des barocken Fürsten. In den weitläufigen Gebäuden und Anlagen des Schlosses Ludwigsburg unterhielt er einen der glänzendsten Höfe seiner Zeit. Mit umfangreichen Baumaßnahmen ließ er das Schloss zu einer prächtigen Residenz ausbauen und auch das unweit davon gelegene Jagdschloss Favorite im barocken Stil umgestalten. Während das große Schloss Ludwigsburg als Schauplatz der Hofhaltung und Repräsentation diente, eignete sich das Schloss Favorite für kleinere Feste in einer »jagdlichen« Atmosphäre. Schließlich entdeckte Herzog Karl Eugen noch das alte Jagdhaus der württembergischen Herzöge am Eglosheimer See für sich. Er ließ es in den Jahren nach 1760 abbrechen und ein kleines Schlösschen erbauen. Der See wurde im Stil des Barock in einem großen rechteckigen Bassin gefasst.⁸ Kaum war das Schlösschen fertiggestellt, verlor der Herzog das Interesse daran. Bei einer Jagd in der Nähe von Gerlingen entdeckte er im Herbst 1763 einen Platz, der sich in seinen Augen wesentlich besser als idyllischer Rückzugsort eignete als das Seeschlösschen. Alles ging sehr schnell: Schon am 15. November 1763 wurde – offenbar ohne große Feierlichkeiten – der Grundstein gelegt, wie eine lapidare Notiz in den Hofdiarien belegt: »Giengen Serenissimus zu dem neu angelegte Jagdt-Hauß, die Solitude genandt, allwo der Grund-Stein gelegt worden.«⁹

Dieser Eintrag wie auch die Notiz über den ersten Besuch, wo es heißt, der Herzog sei zum neuen Bauwesen bei den fünf Eichen gefahren¹⁰, lassen darauf schließen, dass Karl Eugen tatsächlich zunächst an ein kleineres Schloss dachte. Vielleicht wollte er dort in einer intimeren Umgebung mit seiner Mätresse, der aus Venedig stammenden Opernsängerin Katharina Bonafini (1750–1826), leben. Innerhalb kurzer Zeit nahm die Bauplanung jedoch gigantische Dimensionen an.¹¹ Das Schloss wurde nach Plänen des Architekten Johann Friedrich Weyhing gebaut, aber als es immer größer wurde, musste man den erfahrenen Hofarchitekten Philippe de la Guêpière hinzuziehen.¹² In den Jahren 1764 bis 1766 wurden das Schlossgebäude und der Kavaliers- und Officenbau mit Kirche und Theater, die das Schloss im Zirkel umstehen, errichtet. Seitlich schlossen sich die beiden Bogen der jeweils zehn Kavaliershäuschen an. Diese Gebäude sind heute noch vorhanden.¹³

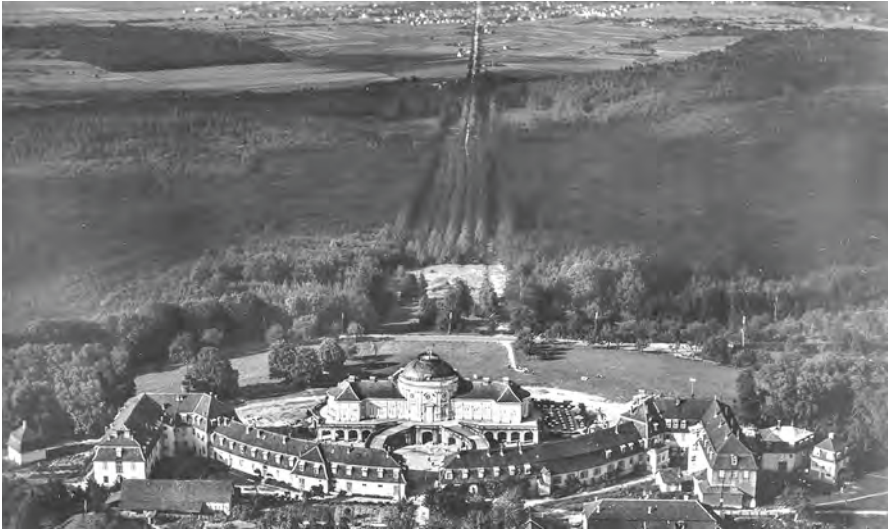
Wie die Hofdiarien ausweisen, begleitete der Herzog die Bauarbeiten an seinem neuen Schloss mit großem Interesse und besuchte ein bis zwei Mal im Monat die Baustelle.¹⁴ Im August 1764 zeigte Herzog Karl Eugen das im Bau befindliche Schloss



Schloss Solitude mit Kavaliershäusern. Luftbild von Albrecht Brugger, 1971 (Ausschnitt).

zum ersten Mal auswärtigen Besuchern. Zwei Mal führte er den englischen Lord Miles Stapleton (1750–1808) auf der Baustelle herum.¹⁵ Außerdem lud er zwei Gesandte und eine adelige Frau zu einem kalten Buffet auf die Solitude ein.¹⁶ Im November fand dann die erste offizielle Besichtigung des Bauwesens mit Angehörigen des Hofes und zwei Gesandten der großen protestantischen Mächte Dänemark und Preußen statt: »Morgens um 5 Uhr giengen Serenissimus [Herzog Karl Eugen] mit zerschiedenen Herren Cavalirs, auch denen beeden Königlich dänischen und preußischen Gesandte, welche von Stuttgart aus abgegangen, auf die Solitude, nahmen das dasselbige Bauwesen, welches Tags zuvor 1 Jahr ganz neue angeleget worden, in höchsten Augenschein und erhoben sich sodann auf das in selbigem Refier angestellte Hasen-Treibjagen. Nach selbigem wurde an einer Tafel zue 18 Couverts [Gedecke] gespeißt und Serenissimus gaben denen samtlichen Arbeits-Leuthen 7 Aymer Wein [etwa 2100 Liter] zue ihrer Ergötzlichkeit. Abends kamen Serenissimus zurück.«¹⁷

Die Bauarbeiten zogen sich über das ganze Jahr 1765 hin und verschlangen schließlich über eine Million Gulden.¹⁸ In großer Eile wurde ein riesiger Schlosskomplex erbaut, wodurch gelegentlich die Qualität des Bauwesens litt. Neben dem Schloss selbst entstanden 20 Wohngebäude, ein Kavaliersbau, ein Theater, eine Kapelle, Kasernen, ein großer Stall und ein langer »Lorbeersaal«, in dem man Feste feiern konnte.¹⁹ Hinter dem Schloss wurde ein etwa 300 Hektar großer Park angelegt und mit verschiedenen Gebäuden und Anlagen gestaltet.²⁰ Regelmäßig reiste der Herzog auf die Baustelle, um die im Bau begriffenen Gebäude und Gartenanlagen zu besichtigen und die Ausführung nach seinen Wünschen zu überwachen.²¹ Im Juni und im August ließ er erstmals kalte Buffets servieren, beim zweiten Mal für die ausländischen Gesandten aus Stuttgart.²² Im November fand dann mit einer »Jägerfestin« die erste offizielle Veranstaltung statt, bei der das Schloss sozusagen in Betrieb genommen wurde. Nach einer »Sauhatz«, also einer Wildschweinjagd, bei Bottwar reiste der Herzog mit seiner ganzen Suite auf die Solitude, wo sie mit Pauken und Trompeten empfangen wurden. Im Schloss war eine Tafel mit 40 Gedecken für den Herzog mit seinen Hofkavalieren und Damen angerichtet. Die hohen Hofbeamten und Militärs nahmen an zwei



Blick über die Schlossanlage auf die Allee nach Ludwigsburg. Postkarte von 1937.

Marschallstafeln mit je 30 Gedecken Platz. Während der Tafel erklangen erneut die Pauken und Trompeten. Danach begab sich die ganze Gesellschaft erneut auf die »Sauhatz«. ²³ Fünf Wochen später, im Dezember, lud der Herzog die Hofgesellschaft zum ersten Mal zur »Opera buffa«, einer in der Barockzeit beliebten komischen italienischen Oper ein. ²⁴ Vermutlich wurde damit das »Opernhaus« eingeweiht. ²⁵ Es war nach den Häusern in Ludwigsburg und Grafeneck das dritte Opernhaus, das der Herzog errichten ließ.

In den Tagebucheinträgen des Flügeladjutanten von Bouwinghausen-Wallmerode lassen sich die Bauarbeiten an den Gebäuden auf der Solitude verfolgen. An verschiedenen Stellen im Park wurden kleine »Lusthäuschen« erbaut, damit man sich an geschützten Stellen am Ausblick auf die Landschaft erfreuen konnte. ²⁶ Große Einrichtungen wurden für die Zucht und Haltung der Pferde und Kutschen geschaffen. Ein riesiger Marstall bot Platz für 376 Pferde ²⁷, in einem der größten Reithäuser Europas trainierte man sie. ²⁸ In der Nähe des Schlosses, am »Bruderhaus«, unterhielt Herzog Karl Eugen ein Gestüt. ²⁹ Im Frühjahr 1768 stellte man erstmals vier »Schimmelzüge« in einen Sommerstall, der in einem Orangeriehaus rechts neben dem Reithaus eingerichtet worden war. ³⁰ In einem großen Fasanengarten wurden Goldfasanen gehalten, darunter sehr seltene Exemplare. ³¹ Alleine in einer Nacht schlüpfen dort 600 Fasanenküken aus. ³²

Als das Schloss intensiver genutzt wurde, zeigten sich freilich auch die Probleme der abgeschiedenen Lage. Wegen des eklatanten Mangels an Wasser – bereits die Baumeister hatten mit dem Problem kämpfen müssen, dass es auf dem Bauplatz kein fließendes Wasser gab – musste es mit hohem Aufwand von weither geholt werden. Der Herzog sah sich veranlasst, auch den Angestellten und den anderen auf der Solitude befindlichen Personen Trinkwasser in Krügen zur Verfügung zu stellen, weil die Ärzte bei ungenügender Flüssigkeitsaufnahme gesundheitliche Nachteile be-

fürchteten.³³ An die Anlage von Fontänen und Wasserspielen in den Parkanlagen, wie sie eigentlich zwingend zu einem barocken Schlossgarten gehörten, war nicht zu denken.³⁴

Parallel zur Erbauung der wichtigsten zentralen Gebäude wurde ein sehr großes Gebiet südwestlich des Schlosses als weitläufiger Park angelegt.³⁵ Der Herzog sandte den Hofgärtner Böbert zusammen mit dem Major von Schwarzenfels auf eine sechswöchige Reise in die Niederlande. Sie sollten dort schön angelegte Gärten besuchen, Pflanzen und Samen kaufen und Pläne von den eindrucksvollsten Gartenanlagen mitbringen.³⁶ Eine fast 14 Kilometer lange schnurgerade Allee verband das neue Schloss Solitude mit der Residenz Ludwigsburg. Auf dem kürzesten Weg konnte der Herzog damit bequem und schnell zwischen den beiden Schlössern hin- und herreisen.

Eine besondere Attraktion bildete der nahe des Schlosses gelegene Bärensee, wo Herzog Karl Eugen einen Pavillon erbauen ließ. Für den See kaufte er prächtige Gondeln – sogenannte Péotes – aus Venedig und andere Schiffe. So konnte man sich bei festlichen Anlässen auf dem See herumrudern lassen, wobei Musikanten auf mitfahrenden Schiffen für Unterhaltung sorgten.

Alltag und Repräsentation auf der Solitude

Wie in allen Schlössern gestaltete sich der Alltag eher monoton, wenn es keine besonderen Feierlichkeiten gab. An einem gewöhnlichen Tag nahmen alle Mitglieder des Hofes am Morgen das Frühstück im privaten Rahmen ein und gingen ihren Tätigkeiten nach. Der Herzog erledigte seine Regierungsgeschäfte. Erst mit der Mittagstafel begann das zeremonielle höfische Leben. Nachmittags widmete man sich dem Vergnügen bis zur Nachttafel am späteren Abend. Gelegentlich folgte dann noch ein Spiel. Die Hofkavaliere spielten Billard, während die Damen Kartenspiele wie Quinze, Whist oder »Jeu de commerce« bevorzugten.³⁷ Daneben spielte man die an den Höfen üblichen Brettspiele an Spieltischen.³⁸

Im höfischen Leben wurden die offiziellen Anlässe mit allen entsprechenden Zeremonien begangen, während es sonst recht einfach zugehen konnte. Als Frühaufsteher setzte sich Herzog Karl Eugen spätestens um 5 Uhr morgens auf das Pferd, um nach den Arbeitern zu sehen.³⁹ Der Vormittag war an den normalen Tagen die Zeit, in welcher jeder seinen Geschäften nachgehen konnte. Herzog Karl Eugen erschien nur äußerst selten zur Mittagstafel, weil er um diese Zeit nicht zu speisen pflegte, sondern sich mehrmals am Tag mit einer Schüssel Milchkaffee zufrieden gab.⁴⁰ Stattdessen ritt er den Mittag über wiederum im Gelände umher, um die Bauarbeiten zu beaufsichtigen. Im Schloss speiste die Hofgesellschaft dann ohne ihn und vertrieb sich mit Gesprächen, Lesen, Spaziergängen oder Ausritten die Zeit, bis er wieder kam.⁴¹ Manchmal sah man den Herzog während des Tages überhaupt nicht, da er ständig herumritt oder sich ausfahren ließ.⁴² Auch die gewöhnliche Abendstafel dauerte kaum eine Stunde, denn Karl Eugen wollte nicht zu lange an der Tafel sitzen.⁴³ Wenn der Herzog auf der Solitude wohnte, nutzte er ein eher bescheiden eingerichtetes Appartement im Untergeschoss.

Leider sind die Hofdiarien der Solitude von 1766 nicht mehr erhalten. Das ist umso mehr zu bedauern, als erst in diesem Jahr die Solitude weitgehend als Residenz genutzt wurde. Dies lässt sich aus den häufigen mehrtägigen Aufenthalten schließen,

die bekannt sind; nur die wichtigsten Ereignisse sind dokumentiert.⁴⁴ Damit begann die Glanzzeit des Schlosses Solitude. Bei den mehrtägigen Feierlichkeiten anlässlich des Geburtstags von Herzog Karl Eugen führte dieser an einem Tag die Hofgesellschaft und die Fremden durch das Schloss, den neu angelegten Garten und die »Plantage«. Als kulinarischer Abschluss der Hoftafel mit 35 Gedecken gab es ein spektakuläres Dessert, für das die Hofkonditoren das Schloss Solitude und seine Umgebung modelliert hatten.⁴⁵ Zur Aufführung einer »Opera buffa« im Mai 1766 wurden die dazu erforderlichen Personen vom Theater in Ludwigsburg nachmittags auf die Solitude gebracht. Dieser Oper wohnten einige Adelige bei, die ebenfalls aus Ludwigsburg gekommen waren. Sowohl die Besucher als auch das Theaterpersonal kehrten nachts zurück, Herzog Karl Eugen übernachtete auf der Solitude.⁴⁶

Seine Residenzfunktion erfüllte das Schloss in zweierlei Hinsicht. Wenn der Herzog anwesend war, erledigte er hier die Regierungsgeschäfte und hielt regelmäßig Audienzen ab, bei denen die Untertanen ihre Anliegen vorbringen konnten. Gleichzeitig nutzte Karl Eugen die Solitude als diplomatische Bühne, indem er hier ausländische Gesandte empfing. Besonders dann, wenn die wichtigen Diplomaten der großen europäischen Staaten, also etwa der kaiserliche, der dänische oder der preußische Gesandte, auf der Solitude empfangen wurden, entfaltete der Hof seine ganze Pracht. Durch ausgefeilte Zeremonien erwies man den Gesandten die ihnen zustehende Ehre und demonstrierte gleichzeitig das Selbstbewusstsein des württembergischen Herzogs als Reichsfürst und Landesherr eines deutschen Territoriums.

Weitere Höhepunkte bildeten die regelmäßigen Besuche des jüngeren Bruders Prinz Friedrich Eugen von Württemberg (1732–1797) und seiner Gemahlin Dorothea Sophie, einer geborenen Prinzessin von Brandenburg-Schwedt (1736–1798).⁴⁷ Sie reisten aus ihrem Schloss Étupes in der linksrheinischen württembergischen Herrschaft Mömpelgard (Montbéliard) an und wurden häufig von ihrem ältesten Sohn Prinz Friedrich (1754–1816) begleitet. Für seine Schwägerin Prinzessin Dorothea Sophie hatte Herzog Karl Eugen in den Anlagen der Solitude ein eigenes Haus errichten lassen. Dass das Prinzenpaar jedes Mal mit besonders aufwändigen Zeremonien empfangen und mit einem abwechslungsreichen Programm unterhalten wurde, hing auch mit den familiären Verhältnissen zusammen. Herzog Karl Eugen hatte keinen Sohn, der seine Nachfolge hätte antreten können. Der nächstjüngere Bruder Herzog Ludwig Eugen war mit einer unebenbürtigen Frau verheiratet, wodurch seine männlichen Nachkommen aus der Thronfolge ausgeschlossen worden wären, aber er hatte lediglich zwei Töchter.⁴⁸ So war abzusehen, dass die Regierung nach dem Tod des Herzogs Karl Eugen an die Familie des Prinzen Friedrich Eugen fallen würde, was dann später auch tatsächlich geschah. Als künftigen Regenten standen aber dem Prinzen Friedrich Eugen und seinem Sohn Prinz Friedrich – später Herzog, Kurfürst und erster König von Württemberg – besondere Ehrenbezeugungen zu, welche sich auch im aufwändigen Besuchsprogramm niederschlugen.

Wenn das Prinzenpaar zu Besuch kam, ritt ihnen Herzog Karl Eugen entgegen. Bei der Ankunft der Reisegesellschaft in Weilimdorf feuerte man Schüsse ab, damit sich alle Hofangehörigen und die Mitglieder der höfischen Gesellschaft auf den Empfang auf der Solitude vorbereiten konnten. Sämtliche Hofkavaliere stellten sich an den beiden Treppen des Schlosses auf. Das Schießen wurde fortgesetzt, bis die Kutschen mit dem Prinzen und der Prinzessin den Schlosshof erreicht hatten. Ein Korps Trompeter und Pauker spielte auf dem Balkon beim Aussteigen des Prinzenpaares. Auf der Treppe ihres Wohngebäudes empfingen der Herzog und die ganze



*Herzog Karl Eugen als barocker Fürst mit dem Schloss Solitude im Hintergrund.
Kolorierte Zeichnung auf Papier aus dem späten 18. Jahrhundert.*

Hofgesellschaft das Paar, worauf der Herzog seinen Bruder und seine Schwägerin in die vorbereiteten Zimmer führte und dort etwa eine halbe Stunde bei ihnen blieb. Nachdem sich die beiden und ihre Hofchargen umgezogen hatten, schritt man zur Hoftafel. Die Bedeutung des Prinzenpaares wurde durch eine zahlreiche Dienerschaft in seiner Begleitung unterstrichen.⁴⁹

Allerdings diente die Solitude während ihrer zehnjährigen Glanzzeit lediglich der Rekreation des Herzogs und der Repräsentation bei wichtigen Besuchen. Seine Gäste wurden nie zum Übernachten auf die Solitude eingeladen, sondern sie kehrten am Ende des Tages nach Ludwigsburg zurück, wo sie im dortigen Schloss untergebracht waren. Nur einmal in der gesamten Zeit von der Erbauung der Solitude bis zum Tod des Herzogs Karl Eugen nächtigten hochrangige Gäste dort. Wohl auf besonderen Wunsch verbrachten 1782 Großfürst Paul und seine Gemahlin Großfürstin Maria Feodorowna einige Nächte im Schloss.⁵⁰

Bildung als höfisches Ereignis: Militärische Pflanzschule und Akademie

Schon rein äußerlich lässt sich beim Schloss Solitude eine grundlegende Verschiebung der Interessen des Herzogs Karl Eugen erkennen. Die Schlossanlage Ludwigsburg war ganz der barocken Repräsentation, der verschwenderischen höfischen Prachtentfaltung, gewidmet gewesen. Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, als mit dem Bau des Schlosses Solitude begonnen wurde, hatte sich der Zeitgeist jedoch bereits verändert und wies in die Richtung der allmählich einsetzenden Aufklärung. Nun geriet der in der Barockzeit maßgebliche Luxus um seiner selbst willen langsam, aber spürbar aus der Mode. Neben einer aufwändigen Repräsentation, wie sie auf der Solitude nach wie vor gepflegt wurde, wollte Herzog Karl Eugen Einrichtungen zum Nutzen seiner Untertanen schaffen. Gleichzeitig verfolgte er damit merkantilistische Ziele: Um den Aufwand für seine Hofhaltung und für die Staatsverwaltung zu senken, sollten einheimische Fachleute ausgebildet werden, die dann nach und nach die Ausländer ersetzen konnten. Obwohl der Herzog auf militärischem Gebiet keine Erfolge vorzuweisen hatte – die Beteiligung württembergischer Truppen am Siebenjährigen Krieg hatte in einem Fiasko geendet – begründete er 1770 auf der Solitude eine »Militär-Pflanz-Schule«.⁵¹ Innerhalb weniger Jahre zählte diese Schule 250 Schüler, darunter 30 Jungen aus der Herrschaft Mömpelgard.⁵² Von vornherein standen zwar die militärischen Fächer im Mittelpunkt, aber die Schüler sollten darüber hinaus eine breite Allgemeinbildung erhalten.

Der militärische Charakter der Schule drückte sich in einem straffen Lehrplan und in strenger Disziplin aus: »Aufstehen sommers 5 Uhr, winters 6 Uhr, danach Musterung, Rapport, Frühstück, danach Unterricht 7–11 Uhr, 11–12 Uhr Montursübungen und Musterung durch den Herzog. 13 Uhr Mittagessen, anschließend abteilungsweiser Spaziergang in Gegenwart von Aufsehern und erneut Unterricht von 14–18 Uhr. An eine Erholungsstunde von 18–19 Uhr schlossen sich Musterung, Rapport und Abendessen um 19.30 Uhr an. Schlafengehen war für 21 Uhr anberaumt. An Sonntagen waren größere Spaziergänge unter Aufsicht von Offizieren möglich. Besuche der Angehörigen wurden ebenso selten gestattet wie Urlaub. Ferien gab es keine.«⁵³

Einerseits stellte die »Pflanzschule« diese hohen Anforderungen an die »Eleven«, andererseits aber begleitete der Gründer Herzog Karl Eugen die Schüler seiner Schule mit seiner besonderen Fürsorge. Ganz im Geist der Zeit, welche zunehmend die

Pädagogik und die Wissenschaft schätzte, sah er die »Militärische Pflanzschule« als Vorzeigeprojekt. Neben die höfische Repräsentation auf der Solitude trat eine Anstalt, die dem Volk nützen und wohl teilweise auch zur Rechtfertigung der immens hohen Ausgaben für die Schlossanlage dienen sollte. Hier entstand eine Bildungsstätte, die einen Gegenpol zur Landesuniversität Tübingen darstellte, indem sie wissenschaftliche Betätigung mit praktischen Fächern verband.

Die Fürsorge des »Landesvaters« Karl Eugen drückte sich darin aus, dass er die »Eleven« der Schule als »Söhne« ansprach. Obwohl tatsächlich einige seiner illegitimen



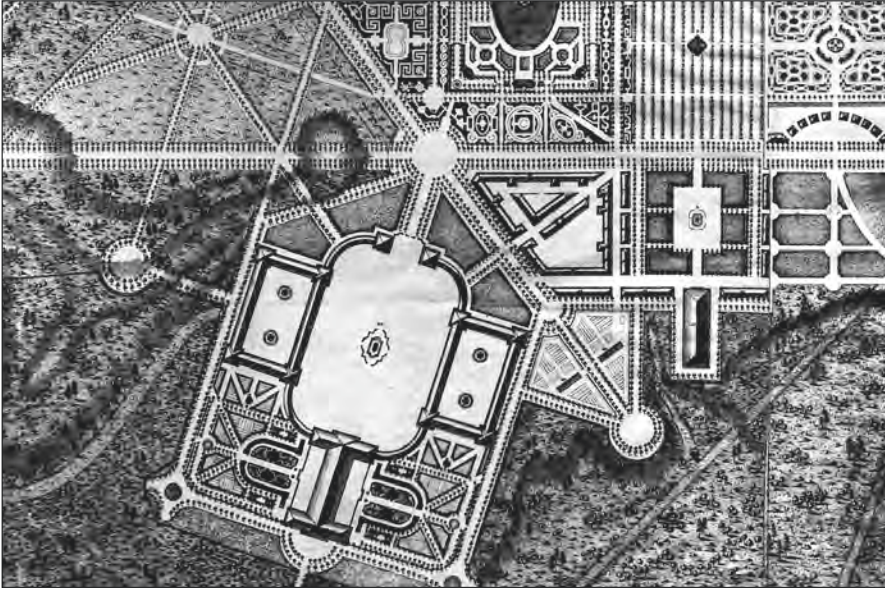
*Herzog Karl Eugen am Schreibtisch.
Auf dem Schriftstück ist zu lesen:
»Carl der XII. Herzog zu Württemberg,
Stifter der Herzoglichen Carls-Accademie und
Vatter der Waisen.« Gemälde eines unbekannt
Künstlers aus dem späten 18. Jahrhundert.*

leiblichen Söhne die Schule besuchten, kommt darin in erster Linie die Wertschätzung des fachlichen Nachwuchses zum Ausdruck. Mit Sicherheit litt der Herzog darunter, dass er keinen legitimen Sohn als Nachfolger hatte. Das könnte eines der Motive gewesen sein, sich um die Schüler besonders zu kümmern. Aus den Hofdiarien geht hervor, wie eng der Herzog mit der »Militärischen Pflanzschule« verbunden war. Regelmäßig besuchte er die Schule um die Mittagszeit, wenn das Mittagessen, die sogenannte »Speisung«, ausgeteilt wurde. Gelegentlich lud er seine Gäste ein, ebenfalls zuzusehen. Es konnte sogar vorkommen, dass der Herzog eigens aus Hohenheim zur »Speisung« der Militärschüler angefahren kam und danach weiterreiste.

Die Schüler waren in zwei Gruppen eingeteilt, nämlich in die gewöhnlichen »Eleven«, die Söhne von Bürgern, und in die adeligen »Kavaliersöhne«, deren Väter am Hof eine Funktion innehatten. Selbstverständlich wurden letztere in vielerlei Hinsicht bevorzugt behandelt. Die Aneignung von Manieren und gehobenen Tischsitten gehörte aber für alle zu den wichtigen Erziehungszielen. Des-

halb ließ der Herzog häufig abends neben der »Herzoglichen Tafel«, an der er und die vornehmen Gäste speisten, eine »Beitafel« aufstellen, wo neun bis 13 Jungen aus der Militärschule das Abendessen einnahmen. Diese Tafel führte den Gästen des Herzogs die Bedeutung der Schule vor Augen, wogegen die Schüler lernten, sich in den gehobenen Kreisen sicher zu bewegen.

Im Jahr 1772 erhob Herzog Karl Eugen die »Pflanzschule« zur Militärakademie und wies ihr damit einen höheren Rang unter den württembergischen Bildungseinrichtungen zu. In der Akademie erhielten die nichtmilitärischen Fächer einen höheren



*Die Militärakademie Solitude auf dem topographischen Plan von 1784.
Kupferstich von R.F.H. Fischer, gestochen von G.H. Abel.*

Stellenwert. Dem Herzog gelang es, renommierte Professoren für die einzelnen Fächer zu gewinnen, und bald erlangte die Militärakademie über das Herzogtum Württemberg hinaus einen sehr guten Ruf. Das zeigte sich darin, dass ein ansehnlicher Teil der Schüler aus anderen deutschen Staaten und aus dem Ausland stammte. Friedrich Schiller, der am 16. Januar 1773 in die Militärakademie eintrat, hat die autoritären Erziehungsmethoden und den harten Drill anschaulich beschrieben.⁵⁴ Wenn diese rigide Pädagogik auch manchen Schüler erheblich belastete und ihm die Schule geradezu verhasst machte, so stand doch die hohe Qualität des Unterrichts außer Frage.

Auf der Solitude zahlte sich die Einrichtung der Militärakademie direkt aus, denn die Schüler bestritten maßgeblich das Unterhaltungsprogramm für den Hof. So konnten der Herzog und seine Gäste häufig ein Konzert, eine Theateraufführung oder ein Ballett erleben, ohne dass dafür fremde Kräfte angeworben werden mussten.⁵⁵ Ein anderes Ereignis, dem der Herzog und die höfische Gesellschaft beiwohnten, waren die regelmäßigen Prüfungen. Dabei nahm Herzog Karl Eugen durchaus nicht nur pro forma teil, sondern er blieb nicht selten den ganzen Tag über ein aufmerksamer Zuhörer. Offenbar interessierte er sich für die ganze Breite der Lehrinhalte. Die Prüfungen am Ende des Jahres 1773, welche vom 30. November bis zum 11. Dezember andauerten, waren in jenem Jahr ein zentrales höfisches Ereignis. Zur Abnahme der Examina in einzelnen Fächern wurden Professoren aus anderen württembergischen Instituten herangezogen, auch von der Universität Tübingen. Die Prüfung in der »Reitkunst« nahm der herzogliche Oberstallmeister zusammen mit zwei Stallmeistern ab. Da alle Examina öffentlich waren, reisten neben den »Kavalieren« des Ludwigsburger

Hofes und herzoglichen Offizieren auch »Honoratioren« aus Stuttgart und Ludwigsburg an. Mit Sicherheit befanden sich zahlreiche Väter darunter, weil sie sehen wollten, wie ihr Sohn im Examen abschnitt. Die prominentesten Besucher sowie die Professoren ließ der Herzog zur Nachttafel einladen, an der zeitweise über 30 Personen Platz nahmen.

Diese Verbindung zwischen höfischer Repräsentation und akademischer Reputation weist in eine neue Richtung des landesherrlichen Selbstverständnisses. Der Höhepunkt des barocken Zeitalters war in den 1760er Jahren bereits überschritten, die alleine auf Luxus und Verschwendung ausgerichtete höfische Kultur entsprach nicht mehr dem Zeitgeist. Hinzu kam die finanzielle Erschöpfung des Herzogtums Württemberg durch die Hofhaltung. In den späten 1760er Jahren geriet das höfische Finanzwesen in eine schwere Krise, der gewaltige Geldbedarf ließ sich kaum mehr aufbringen. Nun musste Herzog Karl Eugen unter Beweis stellen, dass seine Hofhaltung auch einen gewissen Nutzen für das Land erbringen konnte.

Verlagerung der Repräsentation

Die eigentliche Tragik des Schlosses Solitude mit seiner weitläufigen Parkanlage liegt darin, dass das aufwändig erstellte Ensemble im Grunde nur ein Jahrzehnt lang intensiv genutzt wurde. Vermutlich war das Bauprojekt von der Absicht getragen gewesen, langfristig die Sommerresidenz gänzlich auf die Solitude zu verlegen. Aber kaum waren die ersten großen Gebäude und Gartenanlagen fertiggestellt, ließ das Interesse des Herzogs Karl Eugen an seinem Schloss in der Einsamkeit spürbar nach. Der Grund dafür ist nicht nur in einer unverminderten Baulust zu suchen, wegen der sich Karl Eugen ständig neuen Vorhaben zuwandte. Noch bedeutsamer war seine Verbindung zu der Freifrau Franziska von Leutrum (1748–1811). Am 24. Mai 1772 wird erstmals ein Besuch der neuen Favoritin auf der Solitude erwähnt.⁵⁶ Kurze Zeit später trennte sich Herzog Karl Eugen von seiner Mätresse Katharina Bonafini, versorgte sie gut und ernannte Freifrau Franziska zur neuen Mätresse. Als überzeugter Katholik konnte er sie jedoch nicht ehelichen, da beide noch verheiratet waren. Zudem wäre Franziska von Leutrum, die aus der reichsritterschaftlichen Familie von Bernerdin stammte, auch von ihrem Rang her nicht als rechtmäßige Ehefrau des Herzogs in Frage gekommen, da sie als Angehörige einer niederadeligen Familie weit unter ihm stand. Nach den hausgesetzlichen Regelungen musste jedoch die Ehe eines regierenden Herzogs ebenbürtig sein.

Zwar wurde die Ehe Leutrum geschieden, aber Herzog Karl Eugen blieb mit seiner Ehefrau Friederike, einer geborenen Prinzessin von Brandenburg-Bayreuth, bis zu deren Tod verheiratet. Die Gemahlin lebte in Bayreuth und genoss dort die Vorrechte einer regierenden Herzogin von Württemberg, obwohl sie das Land bis zu ihrem Tod nie wieder sah. In dieser Konstellation zeigt sich, wie sehr Herzog Karl Eugen dem dynastischen, hochadeligen Denken verhaftet blieb. Ganz brachen die Beziehungen nach Bayreuth nie ab, obwohl sie durch die Trennung des Herzogspaares ohne Zweifel belastet blieben. Im November 1774 ließ sich die Stiefmutter der Herzogin Friederike, die verwitwete Markgräfin Sophie Caroline von Brandenburg-Bayreuth (1737–1817), bei einem zweistündigen Besuch das Schloss Solitude zeigen.⁵⁷ Herzog Karl Eugen ersparte sich freilich eine peinliche Begegnung und blieb der Solitude fern.

Vermutlich gefiel die Solitude der Freifrau Franziska von Leutrum nicht besonders. Sicher ist auf jeden Fall, dass der Herzog das alte Schlösschen auf dem Garbenhof bei Plieningen, der 1768 an ihn gefallen war, für seine Geliebte ausbauen ließ. Erneut ließ Karl Eugen ein großes Schloss planen und wandte seine Aufmerksamkeit verstärkt diesem Anwesen in Hohenheim zu.⁵⁸ Dies kommt auch in den Hofdiarien zum Ausdruck. Für das Frühjahr 1772 sind erstmals regelmäßige Aufenthalte in Hohenheim bezeugt, die in der Folge häufiger wurden. Innerhalb von drei Jahren verlagerte sich die Hofhaltung zunehmend nach Hohenheim und führte zu einer wachsenden Vernachlässigung der Solitude. Zwar nutzte Herzog Karl Eugen das Schloss und den Park Solitude noch für repräsentative Anlässe, aber in der Regel reiste er nach dem Ende der offiziellen Veranstaltung nach Hohenheim, um dort zu übernachten.

In Hohenheim lässt sich eine weitere Verschiebung der höfischen Repräsentation beobachten. Wohl durch den Einfluss Franziskas, die der Herzog zur »Reichsgräfin von Hohenheim« erhob, gewann der landwirtschaftliche Bereich an Bedeutung. Beim Schloss Hohenheim wurden Nutzgärten angelegt, in denen der Herzog und seine Mätresse sich selbst der Gartenarbeit widmeten. Auf dem dazu gehörigen großen Gut verfolgten die beiden die das Jahr über anfallenden Arbeiten, und Reichsgräfin Franziska notierte in ihrem Tagebuch, wann die Saat erfolgte oder die Ernte eingebracht wurde. Obwohl der Herzog und die Reichsgräfin vielleicht eher symbolisch im Garten arbeiteten, zeigt sich in Hohenheim eine stärkere Zuwendung zur praktischen Landwirtschaft, während auf der Solitude die Zucht edler Pferde im Mittelpunkt gestanden hatte. So war das Schloss Solitude eigentlich bereits nach zehn Jahren aus der Mode gekommen. Herzog Karl Eugen wandte seine Aufmerksamkeit auch wieder der alten Residenzstadt Stuttgart zu und übernachtete im Mai 1775 »nach langen Jahren« erstmals wieder im Alten Schloss.⁵⁹ Dies bildete den Auftakt zu umfangreichen Bau- und Renovierungsarbeiten im Schlossbereich von Stuttgart. Nicht nur das Alte Schloss wurde saniert⁶⁰, sondern der Herzog ließ auch das Neue Schloss im Zentrum der Stadt renovieren und als Residenz einrichten. Auf dem Gelände hinter dem Schloss wurde eine weitläufige neue Militärakademie gebaut und architektonisch auf das barocke Schlossgebäude abgestimmt.⁶¹ Auffallend häufig lud der Herzog im Herbst 1775 die Offiziere und Professoren der Akademie zur Nachttafel ein, wohl um mit ihnen über den Baufortschritt an der neuen Stuttgarter Anlage zu sprechen. Im Rahmen eines großen Festaktes zogen die Lehrenden und Studierenden am 18. November 1775 in die Stuttgarter Militärakademie ein.⁶²

Im Jahr 1776 deklarierte Herzog Karl Eugen das Schloss Hohenheim zur offiziellen Sommerresidenz. Damit war klar, dass die weitläufigen Anlagen um das Schloss Solitude nicht mehr im notwendigen Umfang erhalten werden konnten. Es begann ein schleichender Verfallsprozess, die Natur eroberte weite Teile des bebauten Terrains wieder zurück. Nun nahm das Schloss Hohenheim mit seinen Anlagen die Funktion der Solitude ein. Dort hatten sich der Herzog und Reichsgräfin Franziska im Schlosspark das »Dörfle« bauen lassen, ein Anwesen mit zahlreichen Stationen, von der imitierten römischen Ruine bis zum Wirtshaus und der Köhlerei. Gegenüber den Anlagen auf der Solitude zeigt sich eine Veränderung der Schwerpunkte, denn neben die mythologischen oder geheimnisvollen Orte trat eine idealisierte bäuerlich-handwerkliche Welt. Wie bei der Militärakademie erreichten nun die aufklärerischen Gedanken auch den herzoglichen Hof, indem sich der Herzog und seine Mätresse noch stärker der Pädagogik und der Landwirtschaft zuwandten.⁶³ Wenn hochrangige Gäste kamen, zeigte ihnen Herzog Karl Eugen stolz die Militärakademie in Stuttgart und

führte sie durch das »Dörfle« in Hohenheim.⁶⁴ Der dramatische Bedeutungsverfall der Solitude lässt sich auch an den Hofdiarien ablesen, denn 1777 kam der Herzog nur einmal auf der Durchreise vorbei, im darauffolgenden Jahr ist kein Besuch oder Aufenthalt erwähnt.⁶⁵

Nur noch ganz selten wurde die Solitude während der Regierungszeit von Herzog Karl Eugen als prunkvoller Rahmen für größere Feste genutzt. Das Schloss Ludwigsburg hatte man nach und nach fast aufgegeben, aber die Solitude und das Bärenschlössle gaben immer noch eine einmalige Kulisse ab, wenn man sie entsprechend herrichtete. Im September 1782 veranstaltete Herzog Karl Eugen ein großes »Schaujagen« am Bärensee.⁶⁶ Es bildete einen Teil des Programms für den Besuch des Großfürsten Paul von Russland und seiner Gemahlin Großfürstin Maria Feodorowna, einer Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg. Noch einmal lebte bei diesem Tiertreiben am Bärensee der Glanz einer vergangenen Epoche auf und ließ die einstige Bedeutung dieses weitläufigen Parks erahnen. In barocker Manier trieben Jagdgehilfen das Wild in den See, damit sich die fürstliche Jagdgesellschaft daran belustigte. Dann ließ man das Wild wieder frei. Entsprechend seiner Bedeutung wurde das festliche Ereignis am Bärensee in einem großen Gemälde festgehalten, welches dann auch als Kupferstich verbreitet wurde. Diese Art der barocken »Tierhatz« war eigentlich damals bereits aus der Mode gekommen, so dass das Ereignis eines der letzten seiner Art überhaupt gewesen ist.⁶⁷

Das weitere Schicksal der Solitude

Als Herzog Karl Eugen im Oktober 1793 starb, ging damit auch für die Solitude eine Epoche zu Ende. Seine Nachfolger nutzten die Anlage kaum mehr. In der Regierungszeit des Herzogs Friedrich (seit 1803 Kurfürst, seit 1806 König) wurden die meisten Nebengebäude abgebrochen. Man zerschlug die Gipsfiguren auf den Balustraden, entfernte Gemälde und Dekorationen und planierte im Außenbereich die Flächen, auf denen die Gebäude gestanden hatten.⁶⁸ Den riesigen Marstall versetzte man an die untere Königsstraße in der Residenzstadt Stuttgart⁶⁹, ebenso die Kirche⁷⁰, die am neuen Standort als Pfarrkirche St. Eberhard fortan der katholischen Kirchengemeinde diente. Viele Nebengebäude des Schlosses sollten zum Abbruch verkauft werden, aber es fand sich kein Käufer dafür. Der Park wurde als Jagdgebiet genutzt. Ein »Haus-schneider« verwaltete die Anlage. Im Lauf der Jahrzehnte nagte der Zahn der Zeit an den Gebäuden, für die man keinen rechten Nutzungszweck hatte.

Im November 1817 wurde der Park auf der Solitude mit dem Krongut vereinigt und die Kosten auf die Zivilliste übernommen.⁷¹ König Wilhelm I. und Königin Katharina besuchten öfters im Jahr das Schloss und zeigten auch ihren Gästen die Anlage.⁷² Seit etwa 1827 war das Schloss zur Besichtigung freigegeben. In den schweren Notjahren um die Mitte des 19. Jahrhunderts ließ die königliche Regierung Inventar aus dem Schloss versteigern; das meiste davon ging nach Frankreich. Aber als im Jahr 1857 Zar Alexander II. von Russland und der französische Kaiser Napoleon III. zu einem wichtigen Gipfeltreffen nach Stuttgart kamen, gehörte ein Besuch auf der Solitude zum offiziellen Programm.⁷³

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts entdeckten die Einwohner der Region die Solitude verstärkt als Ausflugsziel, zumal dort eine florierende Gastwirtschaft betrieben wurde. Massen von Menschen kamen an Sonn- und Feiertagen, um das Schloss und

die Reste der Anlagen zu besichtigen. Auch als Kurort wurde das Gelände mit seinen weitläufigen Parkanlagen und seiner frischen Luft genutzt.⁷⁴ Als das Schloss dann in die Stuttgarter Reiseführer aufgenommen wurde, zog es auch Besucherinnen und Besucher aus weiterer Entfernung an. Seit 1903 veranstaltete man Autorennen, zu denen Zehntausende von Zuschauern kamen.⁷⁵

Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts verfielen die zentralen Gebäude, viele Stuckdecken und Gemälde wurden zerstört. Wasser drang in die undichten Dächer ein und schädigte die Substanz. Mitte der 1950er Jahre muss die Solitude trostlos ausgesehen haben. Zehn Jahre später zeigte sich dann ein anderes Bild. Gotthilf Kleemann hielt 1966 fest: »Mit einer Gründlichkeit und einer Subtilität wie nie zuvor werden von 1955 bis 1965 innen und außen am Schloss umfassende, höchst fachgemäße und stil-



Schon um 1910 war das Schloss Solitude ein beliebtes Touristenziel.

gerechte Restaurierungsarbeiten verschiedenster Art im Zusammenwirken mit dem Staatlichen Amt für Denkmalpflege vorgenommen. Unter Mitarbeit des Württembergischen Landesmuseums wird mit einer dem Original möglichst nahekommenden Neuausstattung der Räume, größtenteils aus alten Beständen der Depots, begonnen.«⁷⁶ Seither haben das Land Baden-Württemberg und die Bundesrepublik Deutschland viel dafür getan, um das Schloss und die Nebengebäude zu erhalten. Mit einer weiteren aufwändigen Restaurierung wurde der originale Zustand des Schlosses weitgehend wiederhergestellt. Glücklicherweise fanden sich Nutzungen für die Nebengebäude. Seit 1990 ist die »Akademie Schloss Solitude« hier untergebracht, welche sozusagen an die alte Akademie anknüpft. Gastronomie und Wohnhäuser beleben die Schlossanlage. Im Stuttgarter Raum ist die Solitude mit ihren weitläufigen Wäldern zu einem wichtigen Naherholungsgebiet geworden. Es ist zu hoffen, dass auch künftige Generationen die Mühe auf sich nehmen, das Schloss Solitude als einmaliges Kulturdenkmal zu erhalten.

Ausgewählte Einträge in den Hofdiarien über das Schloss Solitude

- 15.11.1763: »Giengen Serenissimus zu dem neu angelegte Jagdt-Hauß, die Solitude genandt, allwo der Grund-Stein gelegt worden.«
- 02.11.1765: Jägerfestin auf der Solitude. Nach der Sauhatz bei Bottwar kommt die ganze Suite auf die Solitude. Bei der Ankunft Pauken und Trompeten. Herzogliche Tafel mit Kavalieren und Damen zu 40 Couverts. Zwei Marschallstafeln mit je 30 Couverts; während der Tafel Pauken und Trompeten. Nach der Tafel wieder Sauhatz.
- 17.02.1766: Im Rahmen der Geburtstagsfeierlichkeiten für den Herzog Besichtigung der Solitude durch die Festgesellschaft. »Erhoben sich Serenissimus des Morgens auf die Solitude. Herzoglicher Durchlaucht folgten gegen Mittag die anwesend gewesene Fremde, Dames, Ministres, Gesandte und Cavaliers nach, bey deren Ankunft nehmen selbige das Bauwesen und die verfertigte Gemächer, nach selbigem sodann den angelegten Garten und die Plantage in Augenschein. Nach deren Zurückkunft wurde im ovalen Saal des Schloßes daselbsten an einer Tafel zu 35 Couverts gespeißt. Das besonders zu diesem Tractament verfügte Desert stellte den Prospect des Schloßes der Solitude nebst derselben Gegend vor. Gegen 5 Uhr kehrte die ganze Suite wiederum hiehero [nach Ludwigsburg] zurück.«
- 10.05.1766: Opera buffa auf der Solitude. Neben einigen Adelligen werden die dazu erforderlichen Personen vom Theater in Ludwigsburg nachmittags auf die Solitude transportiert. Sie kehren nachts nach Ludwigsburg zurück, der Herzog übernachtet auf der Solitude.
- 17.02.1769: Frühmorgens Herzog auf die Solitude. Gegen 13 Uhr Ankunft des Hofes in zehn Wagen; Besichtigung des Corps de Logis und der anderen Gebäude. Gegen 14 Uhr Mittagstafel in Hufeisenform von 43 Couverts und Kavalierstafel von 12 Couverts im Speisesaal des Orangeriehauses. Spazierfahrt zum Bärensee. Rückkehr zur Solitude und wieder nach Ludwigsburg. Nachttafel von 50 Couverts.
- 23.04.1769: Nachttafel von 18 Couverts; Ankunft eines großen Teils des Hofstabs. In Ludwigsburg werden Küche und Keller geschlossen, die Angestellten erhalten Kostgeld.
Besuch Prinz Friedrich Eugen von Württemberg mit Gemahlin Prinzessin Friederike Dorothee Sophie; französischer Gesandter Marquis de Monciel, Geheimer Rat Graf Montmartin, Gouverneur und Frau v. Üxküll, Graf Puttbus und Gemahlin, Herr v. Phull und Gemahlin, Hofmarschall Graf von Stain, Graf Türckheim, Frau von Königsegg, Graf Pückler, Obrist v. Weißenbach, Obrist v. Görnitz als Kammerherr vom Dienst.
- 27.04.1769: Herzog nach Ludwigsburg; Rückkehr gegen Mittag. Spazierfahrt zum Bärensee; Empfang mit Pauken und Trompeten; Tafel von 18 Couverts im Unteren Saal; »Collation«⁷⁷; Fahrt mit der ganzen Suite in der Herzoglichen Gondel, begleitet von einem großen Schiff, auf dem die große Musik spielt; auf zwei weiteren Schiffen spielen abwechselungsweise mit der großen Musik Oboisten, Pauken und Trompeten; daneben noch andere kleinere Boote; nach etlichen Stunden Rückkehr auf die Solitude.
- 17.05.1769: Mittagstafel en plein von 30 Couverts mit Damen und Herren aus Stuttgart und Ludwigsburg; Marschallstafel von 10 Couverts; nachmittags Führung durch das Schloss Ludwigsburg durch den Herzog; Herzog mit Suite auf der Staatswurst⁷⁸ und fünf Wagen zum Bärensee; Musik durch zwei Korps Trompeter und Pauken; Kollation mit kalten Speisen im untersten Saal; Fahrt mit der Gondel.⁷⁹

- 21.06.1769: Mittagstafel von 19 Couverts und Marschallstafel von 12 Couverts, wozu Damen und Kavaliere aus Ludwigsburg eingeladen werden: Frau v. Brandenstein, Frau Gesandte v. Üxküll, Frau v. Senfft, Comtesse Montmartin, Herr v. Brandenstein, Auge, Hügel, v. Senfft, v. Fende und zwei Herren v. Liebenstein; nachmittags Fahrt des Herzogs mit der ganzen Suite auf zwei Würsten und sechs Berlinen⁸⁰ zum 45 Minuten entfernten Studentenbäumle, wo er in einem Zelt die Ankunft des Prinzen Friedrich mit Gemahlin sowie eines jungen Prinzen erwartet, die aus dem Wildbad kommen; bei Ankunft der Gäste Kanonenschüsse, danach Pauken und Trompeten; Erfrischungen, von Musik begleitet; Fahrt zur Solitude; Komische Oper »La bonna figliola«; Nachttafel und Marschallstafel.⁸¹
- 22.06.1769: Mittagstafel von 33 Couverts; nachmittags Spazierfahrt des Herzogs mit der fürstlichen Familie, um die Pferde zu besehen.
- 24.06.1769: Großes Frühstück beim Herzoglichen Gartenhaus; große Tafel von 24 Couverts; nachmittags Herzog mit dem ganzen Hof zum Bärensee; zwei Korps spielen Pauken und Trompeten; Erfrischungen; Fahrt mit der Herzoglichen Staatsgondel; wechselweise Musik von der auf einer Gondel befindlichen Großen Musik sowie von Oboisten, Trompeten und Pauken; Rückkehr zur Solitude.
- 06.07.1769: Erste Tafel von 30 Couverts im Großen Saal im neuen Schloss; Gästeliste; während der Tafel Pauken und Trompeten; großes Konzert im Großen Saal; Herzog mit Suite zum Bärensee, dort Kollation; Rückkehr nach 19 Uhr; Nachttafel im neuen Schloss mit Beleuchtung sämtlicher Zimmer; nach der Tafel Abreise der Eingeladenen nach Stuttgart.
- 27.10.1769: Mittagstafel von 33 Couverts; gegen Abend Empfang des Fürsten von Thurn und Taxis; Ankunft um 18 Uhr mit den Kavalieren v. Bectiers, v. Franz und v. Wallis; Abfeuern der Kanonen; zwei Korps spielen mit Pauken und Trompeten auf dem Altan des Schlosses, bis der Fürst im Zimmer ist; 19 Uhr Oper; Nachttafel, en plein serviert, von 27 Couverts mit Pauken und Trompeten; Marschallstafel von 26 Couverts.⁸²
- 29.10.1769: Hof in Gala; Generäle, geheime Räte und übrige Stabsoffiziere kommen aus Stuttgart und Ludwigsburg; 12 Uhr große Messe in der Kirche, wobei die drei Trabantenoffiziere Dienst tun; Fahrt in das neue Schloss; Fahrt zum neuen Garten; 14.30 Uhr Mittagstafel mit Pauken und Trompeten von 28 Couverts; großes Konzert im Speisesaal bis nach 20 Uhr; Aufenthalt im Zimmer; Oper; 24 Uhr Nachttafel mit Pauken und Trompeten.
- 03.11.1769 (St. Hubertus-Tag): 7 Uhr Jagdsignal durch drei Korps mit Pauken und Trompeten; Herzog mit eigenen und fremden Kavalieren in den eine halbe Stunde von der Solitude entfernten Hirschgarten; Frühstück unter dem zweiten Jagdschirm der Stadt Stuttgart; Hirsch-Parforcejagd und Sauhatz; Hasenjagen bei Cannstatt mit 400 erlegten Tieren; Herzogliche Tafel von 40 Couverts im großen Schirm; Marschallstafel neben dem Schirm von 40 Couverts; 19 Uhr Einzug der gesamten Jagdmannschaft (Herzog mit sämtlichen Ministern und Kavalieren) auf der Solitude bei Fackelbeleuchtung.⁸³
- 22.08.1770: Mittagstafel im unteren Speisesaal, Herzog speist nicht; 17.30 Uhr Ankunft des regierenden Fürsten und der Fürstin von Thurn und Taxis, Prinzessin Theresia und der Suite; bei der Annäherung gegen den Bergheimer Hof wird das Signal mit einer Rakete gegeben und darauf werden dreimal Kanonen abgeschossen, bis der Zug am Schloss anlangt.



Der Weiße Saal im Schloss Solitude, 1998.

»Der Empfang geschahe folgendergestalten: Unten, zwischen beeden Treppen des Herzoglichen Schlosses paradirte der Cammerfourier mit denen Cammer-Laquayen, Cammer-Husaren, Cammer-Turcken und Leibhayducken. Auf beeden Seiten der Treppen stunde 1 Hoffourier mit 3 Laufer und etliche 30 Livree-Bedienten in einem halben Mond bis an die 7te Figur von dem Eingang gerechnet. Auf der Gallerie zue beeden Seiten ware das Herzogliche Leib-Corps mit ihren Officirs rangirt, in der Mitte aber befanden sich Serenissimus nebst denen Dames und Cavalirs.

Bey Annäherung der fremden Durchlachtigsten Herrschaften gienge Serenissimus mit denen Dames und Cavalirs die Treppen hinunter und empfinden Hochfürstliche Durchlaucht am Wagen, begleiteten sodann Hochfürstliche Durchlaucht in den Saal des Herzoglichen Schloßes, alwo allerley Rafrachisements⁸⁴ zubereitet waren, welche den Hochfürstlichen Persohnen von denen in der Aufwartung gestandenen Herren Cavalirs, denen Dames und Cavalirs aber von denen Edelknaben präsentirt wurden. 4 Chor-Trompeter und Paucker liesen sich, und zwar auf beeden Seiten 2, hinten gegen dem Herrschafts-Bau 1 und gegen dem Opern-Hauß 1 hören.

Nach einigem Verweilen begleiteten Serenissimus in Gefolge samtllicher Dames und Cavalirs die Durchlachtigsten Herrschaften in dero Apartements. Der Cammerfourier stunde mit vorbemelter Garderoben-Dienerschaft auf beeden Seiten der Treppen, und die 2 Hoffouriers mit der übrigen Dienerschaft in 2 Reyhen gegen der Treppen widerum in der Parade. Mittlerweile wurde in dem Saal die Zubereitung zum grosen Concert gemacht, in welche des Herrn Trabanten-Haubt-

mann v. Phulls Excellenz Billets ertheilten, die von denen Hoffourirs abgenommen wurden. Während dem Concert, welches nach 7 Uhr den Anfang genommen und sich gegen 11 Uhren endigte, wurde widerum wie vorbemelt Rafrachements servirt. Um 11 Uhr wurde zur Tafel gepaukt und geblasen, welche en plein in dem neuen Speiß-Saal zu [...] Couverts nebst der 1ten Marchals-Tafel in dem Obren langen Saal zu [...] Couverts und der 2ten Marchals-Tafel im Untern Saal bey dem Biliard zu [...] Couverts servirt worden.⁸⁵

Nach der Tafel gegen 1 Uhr erhobte man sich von dar in die Zimmer, alwohin Serenissimus die Durchlauchtigsten Herrschaften begleiteten. Die Herren Cavalirs erschienen in halber Galla, die Dames aber ohne Fischbein-Röcke, auch wurden bey dem Anfang des Concerts die Degen wiederum abgelegt. Die Herzogliche Livree-Dienerschaft legte die neue Alletags-Livree, die 14 Lehn-Laquayen, halbscheidig von Stuttgart und Ludwigsburg, aber die Sonntags-Livree von denen Hoflaquayen an. Bey dem Ausgang aus dem Concert in das Tafel-Zimmer wurden 50 Livreebedienstete mit Facklen in 2 Reyhen von der Treppen des Schlosses biß an die Neue Zimmer gestellt.«

23.08.1770: »Erschien der Hof in Galla, die Dames aber wieder ohne Fischbein-Röcke. Gegen 12 Uhr wurde Kirche mit Musique gehalten, in welche die Dames und Cavalirs Serenissimus mit denen Durchlauchtigsten Herrschaften begleiteten. Nach der Kirche ware Spihl in der Fürstin Zimmer und gegen 3 Uhr Mittag-Tafel, zu welcher, wie künfftig jedesmahls gepaukt und geblasen worden. Der Caffee wurde in denen Neben-Gemächer des Speiß-Saals genommen, nach diesem retirirten sich die Herrschaften.⁸⁶

Gegen 5 Uhr ware Spazierfarth, wegen kühlen Wetters ohne Würsten mit 13 Berlinen, hinter welchen und zwar denen ersten 2 [Förster], je 2 Heyducken⁸⁷, den übrigen aber Laquayen stunden. Der Train aber ware in folgender Ordnung: Voran ritten 6 Forstknechte, sodann 1 Officier mit 1 Husaren-Commando, nach selbigem der Rittmeister v. Bolzin mit einem Commando vom Leib-Corps, hierauf 1 Stallmeister, hinter welchem 3 Bereuter. Der Major v. Schwarzenfels, der Oberforstmeister v. Göllniz, 2 Pürschmeistern, der Sattelknecht, der Wagenmeister und 1 Oberknecht, 6 Laufer, hierauf die herzogliche Berline und dann 1 Commando von Leib-Corps und dann die übrige Wagens.

Nach 7 Uhr erhoben sich Hochfürstliche Durchlauchten in die Opera ›L'amore in musica‹.⁸⁸ Gegen 11 Uhr, nach Endigung der Opera, erhobte man sich zur Tafel, welche wie Nachts zuvor im Neuen Speiß-Saal servirt ware. Gegen 1 Uhr endigte sich selbige, und gnädigste Herrschaften wurden sodann widerum in dero Apartements begleitet.«

24.08.1770: »Hohes Amt mit Musique. Gegen 3 Uhr Mittag-Tafel im Speiß-Saal, nach welcher der Caffee in denen Neben-Zimmern genommen worden. Nach diesem ware Spazierfarth mit 3 Würsten und 8 Berlinen an den Bären-See, alda ware Gouter⁸⁹ von Caffee, Gefrohrenem und Wein. Schiffarth mit Musique, wegen eingebrochener Dähmerung wurden vor die Herrschaften statt der ersten Wurst 2 Berlinen entgegen geschickt, und der Rückzug erfolgte in oben beschriebener Ordnung.

Um 8 Uhr ware Ball in Hof-Kleider ohne Buaterie [?] im Speiß-Saal, neben denen gewöhnlichen Hautboisten mit Trompeten und Paucken accompagnirt. Während selbigem wurden Rafrachissements präsentirt, und um halb 10 Uhr endigte sich derselbe, worauf die gewöhnliche Tafel en plein in gedachtem Saal zueberaitet wurde, die sich gegen 12 Uhr endigte.«

25.08.1770: »Wurde das Frühstück abgestellt, hingegen gegen 12 Uhr Messe gehalten, hierauf ware Spihl und um 2 Uhr Mittag-Tafel. Nach der Tafel, die im Neuen Speiß-Saal servirt worden, wurde in denen Neben-Gemächer der Caffee und zerschiedene Models von denen angelegten Gebäuden auf der Solitude in Augenschein genommen. Nach diesem erhoben sich die Duchlauchtigsten Herrschaften auf 2 Würsten und in 8 Berlinen auf das ohnfern dem Saufang eingerichtete Hirsch-Jagen, allwo von des Fürsten und der Fürstin Durchlauchtigste Durchlauchten 10 Hirsche geschossen wurden. Um 7 Uhr kehrten Hochfürstliche Durchlaucht widerum zurück und erhoben sich in die Opera ›La buona figliuola puta⁹⁰, nach welcher kein Ballet mehr gewesen und man sich dahero um 10 Uhr an die Tafel verfügte.«

26.08.1770: »Um 11 Uhr versammelten sich die Dames und Cavalirs und begleiteten in höchster Gegenwart Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht die Durchlauchtigsten Herrschaften in der Promenade im Garten, wo vorhero Hochfürstliche Durchlaucht in das Gebäude der ordinären Edelknaben sich begaben. Hierauf wurde Frühstück in dem Chinesischen Gebäude bey denen 5 Eichen eingenommen, alsdann waren Groses Amt mit Musique.

Um 3 Uhr wurde das Zaichen mit Trompeten und Paucken zur Tafel gegeben, welche sich nach 5 Uhr endigte. Hierauf ware Spazierfarth in den Rehe- und Thann-tier-Garten mit 2 Würsten und 5 Berlinen. Die herzogliche Wurst wurde dermahlen nur mit einem Commando von Herzoglichem Leib-Corps, denen Edelknaben und 1 Stallmeister begleitet. Um 8 Uhr ware Concert in dem Speiß-Saal (statt in dem Herzoglichen Schloß), in welches wegen Enge des Raums einig die Taxis'sche Suite und niemand von Hof außer denen Dames und Cavalirs die Entree hatten. Nach dessen Endigung nach 11 Uhr ginge man zur Tafel, welche bis 1 Uhr fürdauerte.«



Schloss Solitude auf einer kolorierten Grafik, um 1770.

- 27.08.1770: »Ohne Frühstück nach 11 Uhr Messe, Spihl und gegen 3 Uhr Mittagtafel. Nach selbiger erhoben sich der Hof zu Nehmung des Caffee in das Herzogliche Schloß, wo mittlerweile 24 Staats-Züge zu 8 vorgeführt wurde, nach selbigem kehrte man widerum in den Speiß-Saal zuruckh, vor welchem sämtliche Schul- und Reitpferde vorbey geführt wurden. Um 7 Uhr nahm die Opera ›La buona figliuola maritata‹⁹¹ ihren Anfang mit 2 Ballets, nach selbiger wurde soupirt, und um 1 Uhr retirirte sich der Hof.«⁹²
- 29.08.1770: Messe, danach »erhoben sich Serenissimus mit denen Durchlauchtigsten Herrschaften auf das eingerichtete Hirschjagen auf der Schlothwiesen. Alda wurde gleich nach der Ankunft im großen Schirm zu 30 Couverts und einer Marchals-Tafel zu 50 Couverts zu Mittag gespeißt, sämtlich Herren Oberforstmeister und Förster waren alda anwesend, und letztere mussten bey der herzoglichen Tafel aufwarten. Nach dem Jagen, bey welchem 20 Hirsche und 3 Schweine geschossen und lanzirt wurden, giengen die Höchsten Herrschaften nacher Ludwigsburg, alwo in dem innern Schloßhof 3 Chors Trompeter und Paucker sich bey der Ankunft hören ließen.« Aufstellung des gesamten Hofes; Parade des Leibkorps; Maskenball; Oper »Fetonte«⁹³ im Großen Opernhaus; ausführliche Schilderung.⁹⁴
- 03.09.1770: Vormittags Kirche, Spiel und Mittagstafel im Speisesaal; nach der Tafel Spazierfahrt mit 8 Berlinen in den neuen Stall, wo die Spieltische parat gemacht wurden; Besichtigung sämtlicher Staatszüge und Reitpferde im Durchgehen und bei Vorführungen; Spazierfahrt auf 2 Würsten und 5 Berlinen; 19 Uhr Oper »Il dottore«⁹⁵; 22 Uhr Souper.
- 04.09.1770: Kirche, Assemblée und Mittagstafel; Spazierfahrt mit zwei Würsten à 6 Pferden und fünf Berlinen à 2 Pferden auf die Hirschplaus; abends Oper »Il philosopho«; nachts Souper.
- 05.09.1770: Kirche und Assemblée; 13 Uhr Fahrt in zwei Würsten und fünf Berlinen auf das Bruderhaus, wo dem Fürstenpaar das englische Gestüt gezeigt wird; Fahrt zum Bärensee, wo an der herzoglichen Tafel zu 10 Couverts und an zwei Beitafern gespeist wird. »Nach der Tafel belustigten sich höchste Herrschaften mit Spazierfahren auf dem Wasser, während welchem auf 2en Schiffen sich die Cammer-Music hören ließe.« 19 Uhr Rückkehr auf die Solitude; Spiel; 22 Uhr Souper.⁹⁶
- 01.06.1771: Morgens Ankunft des 2. Bataillons des Prinz Carl und Lothringischen Regiments. Von den herzoglichen Truppen sind alle Generäle, Obristen, Kapitäne und Leutnants in Staatsuniform anwesend. Vor dem zum Schloss gehenden vier Toren halten jeweils zwei Achvaller und vor den Haupttreppen zwei von der Garde zu Pferd Wache. Rechts und links vom Schloss paradiert eine Kompanie Grenadiere von der Garde zu Fuß mit ihren Hautboisten und mit der Fahne. Die Truppen werden durch drei Kompanien von Stein, Gabler und Biedenfeld, die das Essen und den Wein herumtragen, bedient. Auf dem Schlossplatz sind Sitze und drei Reihen Bänke aufgestellt. Die Offiziere speisen im Schloss.⁹⁷
- 08.09.1771: Herzog mit dem versammelten Hof von Damen und Kavalieren erwartet Prinz Friedrich an der Ehrenpforte bei Weilimdorf; Kollation und Weiterreise zur Solitude.
 »Auf der Gallerie des herzoglichen Schlosses paradirten rechterhand die Edelknaben mit ihren Maitres, linckerhand aber die Nobili von der Militärischen Pflanz-Schule mit ihren Maitres und der Rest vom Herzoglichen Leib-Corps auf beeden Seiten; inwendig des Saals stunden 2 Cammerportiers und außwendig desselben an der Thüren 2 Cammertürcken. Unten im Schlosshof zwischen beeden Treppen

die Leib-Heyducken in Mäntel und Kappen. Von beeden Treppen aber biß an die 6te Statue von der Einfart an die Cammer-, Leib- und Hoflaquayen nebst 50 Mann vom Stall in der neuen Alletags-Livree.

Beym Einfahren in den Schlosshof ließen sich an beeden Enden der Schloß-Gallerie 2 Corps Trompeter und Paucker hören, worauf gnädigste Herrschaften von dem gesamten Hof von Dames und Cavaliers an der Treppe empfangen und in den Saal begleitet wurden. Nach einigem Verweilen erhoben sich sämtliche gnädigste Herrschaften unter Voran gehung des Hofes in die vor Höchstdieselbe zubereitete Gemächer, wo auf der andern Seite des Schlosses die Dienerschaft biß an den Eingang gegen dem ersten Pavillon abermahlen en haye [in einer Reihe] stunde. Gegen 6 Uhr aber sodann in die Opera durch den grosen Speiß-Saal und die lange Gallerie. Nach der Opera ware Souper in dem grosen Lorbeer-Saal, welcher sowohl als die beede Neben-Säle mit vielen tausend Wachslichter illuminirt ware. Die beede Marchalls-Tafel daselbst waren je zu 40 Couverts, die Herzogliche Tafel aber wurde zu 100 Couverts en plein servirt. Nach selbigem wurden die Durchlauchtigsten Herrschaften widerum in der Zimmer beglaitet.«⁹⁸

09.09.1771: 10 Uhr Frühstück im Chinesischen Haus; Besichtigung der Militärpflanzschule im großen Orangeriehaus; Besichtigung des Lehrsaals der Edelknaben sowie der Gemächer der Adelligen in der Militärpflanzschule; Mittagstafel; große Stallparade; Besichtigung des »nun völlig zu Stande gekommenen« großen Marstallgebäudes, in dem allerlei Erfrischungen bereitstehen; abends großes Konzert und dann Souper.⁹⁹

22.09.1771: Gottesdienst; mittags fürstliche Tafel zu 32 Couverts; nachmittags feierliche Schifffahrt auf dem Bärensee; bei der Ankunft der Herrschaften spielen zwei Korps Trompeter und Pauker wechselweise; Herzog und die fürstlichen Personen besteigen die herzogliche Gondel, von den übrigen Schiffen aus wird ein Konzert aufgeführt; in vier bis sechs Schiffen spielen wechselweise Hautboisten und Trompeter; nach der Schifffahrt ist im Bären-Saal Kollation; Nachttafel auf der Solitude.

26.04.1772: »Solennität deß Grundstein-Legens der Herzoglichen Militärischen Pflanz-Schul-Gebäude. Vormittag um 11 Uhr trafen die heran invitirte Fremde, Dames und Cavaliers dahier ein, wie auch sämtliche Deputirte von denen herzoglichen Regimentern und Balleyen. Die Herzogliche Tafel war im neuen Saal en Collation zu 41, eine Marschalls-Tafel im kleinen Saal zu 27 und eine Officiers-Tafel in der Galerie gegen dem Opern-Hauß à 36 Couverts, nebst einer Tafel vor sämtliche Deputirten der Balleyen im Garten-Saal zu 29 Persohnen. Nach der Tafel erhuben sich die Durchlauchtigsten Herrschaften in einem mit 8 Pferdten bespannten Staatswagen, nebst Fremde, Dames und Cavaliers in 12 zweyspännigen Wagens auf den Plaz des Grundstück dahin abzufahren, und dauerte allda die Handlung bey 2 Stunden. Nach der Retour in das Schloß war um 7 Uhr Spiel in den Zimmern neben dem neuen Saal und nachts Herzogliche Tafel wie zu Mittag, Marschalls-Tafel aber nur zu 7 Couverts. Nach der Tafel giengen die fremde Dames und Cavaliers wiederum nacher Ludwigsburg zurück.«

26.06.1772: Nachmittags nach 15 Uhr Ankunft des französischen Gesandten Graf Montmartin, Frau v. Phull, Frau v. Königsegg, Frau v. Liebenstein, General Auge, Graf Pückler, Herr v. Schenk, Herr v. Behr, Herr v. Sponeck, Herr v. Vitzthum, Herr v. Hügel; Herzog mit sämtlichen Anwesenden auf zwei Würsten zum Bärensee; Kollation im Bärenschlössle; halbstündige Schifffahrt auf dem Bärensee;

- Gesellschaft wieder zurück in den Garten und in den langen Stall; 19 Uhr Besuch bei den Kindern der Militärpflanzschule; 20.30 Uhr Tafel zu 20 Couverts im neuen Saal; Rückkehr der Damen und Herren nach Ludwigsburg.
- 18.10.1772: Besuch des Fürsten Christian Friedrich Karl von Hohenlohe-Kirchberg und seines Bruders¹⁰⁰; Mittagstafel im großen Saal; nachmittags Stallparade, zu der der Herzog mit dem Fürsten in einer achtpännigen Wurst fährt. »Abends wurde von denen Eleven der Militairischen Pflanz-Schul in dem Garten-Saal ein Concert aufgeführt, es dauerte aber nicht lange, da sich Höchstdieselbe mit dem Fürsten zu denen Kinder der Militairischen Pflanz-Schul und nach dem zur Nachts-Tafel in den kleinen Saal begeben hatten.«
- 19.10.1772: Vormittags ganze Gesellschaft nach Hohenheim, Rückkehr 17 Uhr; vor der Tafel Balletaufführung durch die Eleven der Militärpflanzschule; Nachttafel zu 17 Couverts mit Fürst Pückler und zwei jungen Grafen von Spaur.
- 20.10.1772: »Vormittags wurden dem Fürsten sämtliche herzoglichen Zimmer und Gebäude aufgeschlossen und gewiesen. Serenissimus giengen selbst in Gefolge sämtlicher allhier anwesenden Cavalirs mit herum.« Vor dem Mittagessen Spazierfahrt des Herzogs, des Fürsten und anderer Personen zum Studentenbäumle; nachmittags Spazierfahrt des Herzogs und des Fürsten zum Weißen Tiergarten und zum Bärensee; abends zu den Kindern der Militärpflanzschule.
- 29.11.1772: Probe der Eleven in der Reit- und Theaterkunst in Anwesenheit des Herzogs, der Damen und Kavaliers, um die Preise bestimmen zu können; Tanzmeister Valatin wird vom Herzog ab heute der Kammertisch angewiesen.
- 10.05.1773: 18 Uhr Ankunft des kaiserlichen Gesandten Baron v. Rieth und des französischen Gesandten Marquis de Clausonette; Herzog erwartet die Gesandten in den neuen Zimmern; Aufenthalt in den Zimmern; Fahrt mit den Gesandten und sämtlichen fremden Damen und Kavalieren zur Militärakademie; Tafel im neuen Saal zu 24 Couverts.
- 13.05.1773: 19 Uhr Ankunft des Prinzen Friedrich Eugen und der Prinzessin Dorothea Sophie mit General v. Gorcy, Komtur v. Bork, Hofdame v. Grollmann. Bei der Ankunft in Weilimdorf wird mit Stückschießen ein Zeichen gegeben und so lange geschossen, bis die Herrschaften auf der Solitude ankommen. Auf dem Balkon des Schlosses spielt ein Korps Trompeter und Pauker bei der Ankunft und beim Aussteigen des Prinzenpaares. Herzog und die ganze Hofgesellschaft empfangen das Prinzenpaar auf der Treppe ihres Wohngebäudes. Herzog führt das Paar in die vorbereiteten Zimmer und bleibt dort etwa eine halbe Stunde. Tafel en plein zu 33 Couverts, Beitafel zu 6 Couverts. Aufzählung der Dienerschaft des Prinzenpaares (26 Personen).
- 14.05.1773: Nach 12 Uhr Fahrt in zwei Staatswürsten in die Militärakademie; Parade; Speisung der Zöglinge; 13 Uhr Mittagstafel zu 34 Couverts; Spazierfahrt zum Tiergarten-Stall und in der dortigen Gegend; abends Konzert der Knaben der Militärakademie im großen Saal.
- 16.05.1773: »Nachmittag erhuben sich sämtliche hohe Herrschaften nach vorheriger Spazierfarth in denen Thier-Gärten auf den Bären-See, um dorten einer angestellten Lustfarth auf dem See anzuwohnen, wie dan zu solchem Ende die Herzogliche Cammermusique und Hautboisten dahin beordert worden, die sich in besondere Schiffe inbarquierten, also, die Cammermusique in einem grossen Schiff, 2 Corps Hautboisten in zway kleineren, und dan ein Corps Trompeter und Pauker in einem andern. So bald sämtliche hohe Herrschaften in das vor Höchstdieselbe

abfirte Schiff einstieg, liessen sich die Trompeter und Paucker hören, auch diesem bey Anfang der Farth die beeden Corps Hautboisten wechselsweise, bis ungefehr eine ½ Stunde hernach die Cammermusique auf dem Schiff ihren Anfang nahm, um sodann die ganze Farth unter beständiger Musique nach 2 Stunden zu Ende ginge. Nach der Seefarth ward Gouté auf dem Schlößle, wornach sich sämtliche Herrschaften auf die Solitude begaben. Serenissimus mit dero bey sich habenden Dames in der Wurst stiegen in der Academie ab, um dem Speißen zuzusehen. Die übrigen Dames und Cavaliers in noch 1 Wurst und 3 Berlinen stiegen bey denen Assemblee-Zimmern ab, um dorten auf übrige Höchste Herrschaften sich zu verweilen. Gleich nach dero Ankunft von der Akademie erhob man sich zur Tafel, welche wie mittags servirt wurde.«

- 28.11.1773: Abends Vorexamen; 16 Uhr Ankunft des französischen Gesandten und seines Bruders Chevalier de Clausonette; Empfang durch Hofmarschall v. Gaisberg und Oberstkämmerer Graf Pückler, die aus Ludwigsburg anreisen, unten am Gebäude und Begleitung auf ihre Zimmer, wo auch die Geheimen Räte v. Sternenfels und Bühler ihre Aufwartung machen; 18 Uhr Audienz in den Wohngemächern des Herzogs; Herzog mit Frau v. Leutrum, dem Gesandten und dessen Bruder in einem vierspännigen Wagen in die Akademie zum Konzert; Tafel en plein zu 10 Couverts im Chinesischen Bilder-Säle.
- 29.11.1773: 7 Uhr Herzog zur Jagd beim Schaichhof; Kalte Küche im Waldenbucher Forst; 10.30 Uhr Abreise des Gesandten und seines Bruders nach Ludwigsburg; 17 Uhr Rückkehr des Herzogs auf die Solitude; abends Ankunft der Professoren Beck, Volz, Le Bret und Haug, mit denen Regierungsrat Feuerle im Theaterbau speist; sechs Professoren der Künste von der Akademie (Guibal, Lösching, Gsiotti, Harper, Boroni und Friott) werden in Zimmern im Theaterbau untergebracht und am Hof gespeist.
- 30.11.1773: Vormittags Beginn der Examen an der Militärakademie in Anwesenheit des Herzogs und seiner vier Kavaliere, um die Preise bestimmen zu können. Prüfungen: Italienische Sprache; Zeichnungen und Models nach der Natur; Malerei; Mythologie. Dabei anwesend etliche Offiziere von Ludwigsburg.
- 01.12.1773: Examen: Französische Sprache; Stuckarbeiten und Modellieren nach Gips; Römische Antiquitäten; Mathematische Geografie. Herzog ist von Anfang bis Ende anwesend, ebenso ziemlich viele Fremde aus Stuttgart und Ludwigsburg, von denen einige zur herzoglichen Tafel eingeladen werden.
- 02.12.1773: Examen: Lateinische und griechische Sprache; Manualzeichnungen der Kavaliersöhne und Eleves. Viele Offiziere aus Ludwigsburg sind anwesend; jeden Abend werden zwei Professoren zur Tafel eingeladen.
- 03.12.1773: Examen: Arithmetik; Zivil-Baukunst und Bildhauerei. Viele Kavaliere, Offiziere und Honoratioren aus Ludwigsburg und Stuttgart sind anwesend; 13 Uhr Audienz; Nebentafel der Knaben wurde heute aufgegeben.
- 04.12.1773: Examen: Höhere Arithmetik; Gärtnerzeichnungen und Praktische Gärtnererei. Abends Konzert in der Akademie, bei dem die Saiteninstrumente durch sechs Kammermusiker aus Ludwigsburg (Kurz, Steinhardt, Polly, Passavent, Paglioni, Lolli) gespielt werden.
- 05.12.1773: Vormittags Gottesdienst. Examen: Reitkunst durch Oberstallmeister v. Schenk und Stallmeister Völter und Bühler; Religion und natürliche Theologie durch die Konsistorialräte Spittler und Schmidlin.
- 06.12.1773: Examen: Fechtkunst; Geometrie; Universalhistorie; Moral.



Schloss Solitude auf einer Gouache von Harper, um 1765 (Ausschnitt).

- 07.12.1773: Examen: Fechten der Kavaliersöhne; Universalhistorie; Physik der Gärtner und Jäger. Mittags Kavalierstafel zu 25 Couverts, herzogliche Tafel zu 34 Couverts.
- 08.12.1773: Examen: Menuett-Tanz; Universalhistorie; Physik; Forst- und Jagdwissenschaften.
- 09.12.1773: Examen: Menuett-Tanz; Universalhistorie; Physik; Forst- und Jagdwissenschaften. Ankunft des polnischen Grafen Suffozinsky, der einen Hoflakaien zur Aufwartung erhält.
- 10.12.1773: Examen: Moral; Universalhistorie; Philosophische Historie; Spezielle Historie. Ankunft des Ritterhauptmanns v. Gemmingen, der einen Hoflakaien zur Aufwartung erhält; 11 Uhr Audienz; 19 Uhr Konzert in der Akademie.
- 11.12.1773: Ende der Examen: Politische Geografie; Römische Antiquitäten; Spezielle Historie. Konzert in der Akademie; Ankunft des Geheimrats v. Thurn aus Bruchsal, der einen Hoflakaien zur Aufwartung erhält.
- 14.12.1773: Jahrestag der Militärakademie. »Vormittags versammelte sich der Hof in denen ordinären Assemblée-Zimmern sowohl an Cavalirs als an Dames von Stuttgart und Ludwigsburg auf das Zahlreichste, erstere in Hof-Kleidern, Degen, Schue und Strümpfen, letztere aber in Robes rondes. Um 10 Uhr erhoben sich Serenissimus in einem mit 8 Pferden bespannten Staats-Wagen nebst der Frau Grävin von Hohenheim Excellenz unter gewöhnlicher Vorangeh- und Begleitung der Herzoglichen Dienerschaft in das Militaire-Academie-Gebäude, alwohin Herzoglicher Durchlaucht die anwesende Fremde in 3 zwey-spännigen Wagens folgten, und die bereits anwesenden Herren Cavalirs alda erwartet wurden, in die evangelische Kirche, alda die von Herrn Ober-Hof-Prediger Dr. Faber über Proverbis Salomonis 3 auf diesen solennen Tag abgehaltene wohlgefaßte Rede anzuhören. Bey dem Eintritt und Abgehen wurde von denen Eleves eine sehr schöne Music

aufgeführt und nach abgehaltenem Gottes-Dienst kehrten Serenissimus in vorbe-
rhrter Ordnung widerum zurück und wohnten dem Hochamt in der catholischen
Capelle an. Mittlerweile kamen die von Ludwigsburg und Stuttgart invitirten
Dames und Cavalirs an, und Serenissimus erhoben sich nach geendigtem Gottes-
dienst in die Assemblée-Zimmer, von wo aus Herzogliche Durchlaucht sich so-
dann in schon berührter Ordnung wiederum in das Academie-Gebäude erhoben,
alwohin die Dames und Fremde in zerschiedenen 2spännigen Wagens folgten, in
dem obern Gebäude ausstigen und von dem Hof und einer Menge Fremden von
Distinction durch die Schloß-Gemächer und Lehr-Zimmer, auch beede Orangerie-
Gebäude, allwo die ganze Orangerie in dem schönsten Pracht mit zerschiedenen
um gegenwärtige Jahres-Zeith raren Pflanzen und Gewächsen zu sehen waren, in
den Speiß-Saal beglaitet wurden, wo hierauf die ganze Anzahl der Eleves in
schönster Ordnung zum Speißen aufmarchirten und das Mittagessen einnahmen.
Nach dem Verweilen von einer Stunde, solang Herzogliche Durchlaucht der
Speisung zuzusehen geruheten, erhob sich hierauf der Hof zurück, worauf zur
Tafel mit Trompeten und Paucken das Zaichen gegeben und das Mittag-Mahl
eingenommen wurde.

Die Herzogliche Tafel ware zu 48 Couverts en collation im Mohren-Saal servirt,
woran die Dames, Fremde und erstere bis auf die General-Lieutenant und würlliche
gelehrte Herren Geheime Rätthe Plaz nehmen. Die erstere Marschals-Tafel im
Langen Saale neben dem Mohren-Saal zu 30 Couverts, woran Herr Oberschenk
v. Behr die Honneur machte und von denen Herren General-Majors an nach
dem Rang invitirte. Die 2te Marschals-Tafel im Garten-Saale zu 40 Couverts,
woran Herr Oberküchenmeister v. Rechberg die Honneur machte und samtliche
Cammerherren und Obriste eingeladen wurden.

Nach der Tafel erhoben sich Serenissimus in einem 8spännigen Wagen und den
Dames und Fremden wie schon berichtet in den Lorbeer-Saal, allwo zu Außtheilung
der Preiße inzwischen alles zubereithet worden. Dasselben hielte der Geheime Rath
und Professor juris Dr. Hoffmann von Tübingen eine Rede. Nach dieser wurde von
dem Expeditions-Rath und Bau-Cassier Ergenzinger das bey dem Examen geführte
Protocoll verleßen und die einem jeden Eleve zugestandene Prämia ausgetheilt,
welche jedesmahlen von dem Herrn Intendanten Major Seegern Serenissimo über-
raicht und von Herzoglicher Durchlaucht dem Eleve zugestellt wurden. Dieser Actus
dauerte biß nach 6 Uhr, worauf der Hof zurück gieng und dem Spihl anwohnete.
Gegen 8 Uhr aber sich in das Opern-Hauß erhobe, woselbsten von denen Eleves
die auf diesen Tag veranstaltete Operette ›Der Deserteur¹⁰¹‹ nebst 2 Balletts mit
gnädigstem und allgemeinem Beifall aufgeführt wurde. Um halb 12 Uhr wurde
mit Trompeten und Paucken das Zaichen zur Tafel gegeben und wie mittags an
langer nehmlicher Tafel soupiert. Nach der Tafel erhoben sich samtliche Dames
und Cavaliere von Hof sowohl von Ludwigsburg als Stuttgart widerum zuruck,
und womit dieser feyerliche Tag also auf solchergestalten beschlossen worden. Die
Dienerschaft legte die gute Alltags-Livree an.«

- 24.05.1774: 16 Uhr Ankunft des kaiserlichen Gesandten Baron v. Rieth. Empfang
bei der Ankunft durch die anwesenden Kavaliere unten an der Treppe und Be-
gleitung auf sein vom Herzog befohlenes Zimmer. In der Suite befindet sich der
Legationssekretär v. Wenkler, der mit dem Kammerknecht v. Gemmingen, Regie-
rungsrat Feuerle, Grem und Stallmeister Weis an einer besonderen Tafel speist.
Sein Kammerdiener isst am Kammertisch, 3 Bediente essen über der Küche auf

dem Officen-Tisch. Der Gesandte erhält zur Aufwartung zwei Hoflakaien, Kurz und Hespel, die aus Ludwigsburg herbeordert wurden. Für diesen Abend sind aus Ludwigsburg Kavalier hierher eingeladen worden, die aber erst nach der Ankunft des Gesandten angekommen sind.

20 Uhr Ankunft des Herzogs. Bis er umgekleidet ist, unterhalten sich die Kavalier mit dem Gesandten auf seinem Zimmer und begleiten ihn dann hinunter in die Assemblee-Zimmer. Dort empfängt ihn der Herzog. 21 Uhr Tafel im Bildersaal, die en collation zu 16 Couverts serviert wird und zu der geblasen wird.

25.05.1774: »Mittag um ½ 12 Uhr hoben sich Serenissimus nebst Frau Grävin von Hohenheim mit Herrn Gesandten und Herr Prälat [Abt Benedikt Maria Angehrn von Neresheim, der den Herzog besuchte] in 3 Berlinen, im Gefolg samtliche Cavaliers in die Academie, um die Parade und Speisung derer jungen Leuthen allorten zu beaugigten, und nach diesem gegen 2 Uhr zur Herzoglichen Tafel à 16 Couverts. Nachmittags fuhren Höchstdieselbe auf einem Wurst-Wagen mit denen Fremden und Cavaliers in den Thier-Garten spazieren, nach welchem Zurückkommen aber ein Examen derer Eleves von der Academie in dem Garten-Saal ware, und darauf um 7 Uhr abends eine Opera mit 2 Balletts aufgeföhret wurde, diesen sich belustigten anzuwohnen. Nach 9 Uhr gienge man zur Tafel wie mittags, und nach der Tafel beurlaubete sich der Herr Gesandte bei Serenissimo und reißete früh morgens um 5 Uhr wiederum von hier ab.«

03.06.1774: Ankunft der zum Hof ernannten Damen und Kavalier; kurze Zeit später Ankunft des Herzogs mit der Prinzessin, dem Prinzen Friedrich und dessen Sohn Prinz Friedrich Wilhelm, die seit dem 30. Mai in Ludwigsburg zu Besuch sind, mit Gefolge auf einem Wurst-Wagen; nach einigem Verweilen, nachdem die Herrschaften in ihren Appartements abgetreten waren, war Promenade im Garten; 21 Uhr Souper zu 44 Couverts ohne Beitafel; Herzog nach der Nachttafel nach Hohenheim.

04.06.1774: 11 Uhr Rückkehr des Herzogs; Mittagstafel en collation zu 44 Couverts; Spazierfahrt in den Tiergärten; nach der Rückkehr gegen 20 Uhr Singspiel »Il Pitagorici«, von den Eleven mit einem großen Ballett aufgeföhrt, danach Souper.

05.06.1774: Vormittags Herzog und Prinz Friedrich bei der Messe, Prinzessin Dorothea Sophie und Prinz Friedrich beim evangelischen Gottesdienst im unteren Saal; danach Parade der Eleven in der Militäarakademie; Speisung der Eleven; gegen 14 Uhr Mittagstafel; Spazierfahrt in den Saugarten, wo Prinz Friedrich zwei Schweine erlegt; Konzert der Eleven im unteren Speisesaal; Souper im großen weißen Saal.

06.06.1774: Mittagstafel, danach Gouter im Plantagenhaus der Prinzessin Dorothea Sophie; Promenade in den Tiergarten; Ankunft des Hofmarschalls Baron v. Frentz, um dem Herzog das Kompliment des Fürsten von Taxis zu überbringen und der Prinzessin und den beiden Prinzen zur glücklichen Ankunft zu gratulieren.

07.06.1774: Nach der Mittagstafel Examen verschiedener Eleven im unteren Speisesaal: Prüfung in Physik durch Professor Abel, in Geschichte durch Professor Lebott. Aufföhruung der französischen Komödie »L'avare«¹⁰² mit Ballett durch die Eleven; Souper.

08.03.1775: 9.30 Uhr Ankunft des Herzogs mit der Gräfin von Hohenheim von einer dreimonatigen Reise; Gräfin speist im Zimmer, auch Graf von Schwarzenfels speist alleine; nachmittags Ankunft des kaiserlichen Kammerherrn und Adjutanten Grafen Fugger, Gesandter des Erzherzogs Maximilian; Audienz beim Herzog; Nachttafel zu 35 Couverts mit sämtlichen Offizieren und Professoren von der Akademie, Beitafel von Eleven zu 36 Couverts.



Das Musikzimmer im Schloss Solitude, 1929.

- 03.06.1775: Gegen 18 Uhr Ankunft des Herzogs, des Prinzen Friedrich Eugen und der dazu erbetenen Suite. »Unter dem Schloßle ließen sich 2 Chor Trompeter und Paucken hören.« Herzog und der ganze Hof begleiten die fremden Herrschaften in ihr Appartement; Oper »L'amour fraternelle«¹⁰³; Souper zu 29 Couverts im Mohrensaal, Beitafel von 8 Couverts im kleinen Saal.
- 04.06.1775: Ankunft des kaiserlichen Kammerherrn Graf Schlick; mittags große Tafel zu 31 Couverts im Mohrensaal; nachmittags Spazierfahrt; Konzert im kleinen Saal unter der Kellerstube; Nachttafel zu 34 Couverts, zu der drei fremde Pfälzer Offiziere eingeladen werden.
- 05.06.1775: 9 Uhr Herzog in den Marstall zur Ausmusterung der für den Verkauf vorgesehenen Pferde; nach 11 Uhr Herzog und Prinz Friedrich Eugen zum Gottesdienst; der auf heute bestellte lutherische Gottesdienst wurde wieder abgesagt; nach dem Gottesdienst fährt Herzog mit Prinz Friedrich Eugen und dem Prinzen Ludwig in die Akademie, um der Speisung der Eleven zuzusehen; Mittagstafel; Spazierfahrt in die Tiergärten; Gouter im Chinesischen Haus; Rückkehr in den großen Speisesaal, wo der Herzog bei Prüfungen der Eleven in verschiedenen Fächern anwesend ist; Spiel in den Appartements der Prinzessin Dorothea Sophie; 9.30 Uhr Nachttafel im Lorbeersaal:
 »Vom Schloß aus fuhren Serenissimus mit 2 Würste gerade in der Allee bis an das 4te Küchen-Gebäude, welches die Fronte gegen dem Lorbeer-Saal formirt, durch die oberhalb errichtete illuminierte Ehrenpforte, vor welcher die Straßen auf beeden Seiten der Küchen-Gebäude mit Laubwerck verbunden waren. Im Garten selbst

waren sowohl das Parterre als die übrigen Verzierungen nebst den Orangerie-Kästen durchgehends, das Gebäude des Lorbeer-Saales, allwo oben in der Mitte der hohe Nahme von Ihro Hoheit angebracht ware, aber der Architektur nach sowohl in der vordern Fronte als den beeden Neben-Seite mit vihlen tausenden Ampeln sehr reich illuminirt. Vor Serenissimi Würst gienge 6 Laufers mit brennenden Flambeaux, und Hochfürstliche Durchlaucht geruhete auf der linken Seiten des Gebäudes auszusteigen und sich in den Saal zu erheben.

In dem Vor-Saal recht und lincker Hand wurde vor [für] die Eleves nahe an den Fenstern der Länge nach die Nachttafel gestelt und selbige auf beeden Seiten vor- und ruckwärts mit holzern Stühle garnirt. In dem mittlern Saal aber wurde und zwar in der Mitte die herzogliche Tafel der längs nach zu 48 Couverts servirt, woran nebst denen Durchlauchtigen Herrschaften alle Dames und Cavalirs von Hof nebst denen anwesenden Fremden und dem Eleve-Cammer-Juncker von Normann speißte. Auf beeden Seiten dieses mittleren Saals waren widerum vor die erstere Eleves in der Form 2 Taflen an denen Seiten, welche gleichsam die herzogliche Tafel einschlossen, gedeckt, die 3 Säle aber nebst allen Taflen und Eleves-Tische reich mit Wachslichern beleuchtet. Die Tische vor die Eleves wurden von der Academie servirt, und selbige der Abtrag von der herzoglichen Tafel gegeben. Gegen 12 Uhr endigte sich das Soupée, worauf man sich sodann von der Tafel erhobe und retirirte.«

- 06.06.1775: Herzog mit Prinz Friedrich Eugen und dem Prinzen Ludwig in die Akademie, um der Speisung der Eleven zuzusehen; Mittagstafel; Abreise nach Stuttgart, »allwo in dem neuen herzoglichen Residenz-Schloß eine Collation zubereitet war«. Abends letzte Aufführung des allegorischen Singspiels »L'amour fraternelle«; Souper.
- 08.06.1775: Herzog mit Prinz Friedrich Eugen und dem Prinzen Ludwig in die Akademie, um der Speisung der Eleven zuzusehen; Mittagstafel; nachmittags Spazierfahrt auf den großen Hirschplan und zum Studentenbäumle; 18 Uhr Spektakel »Le deserteur«; Souper.
- 10.06.1775: Herzog mit Prinz Friedrich Eugen und dem Prinzen Ludwig in die Akademie, um der Speisung der Eleven zuzusehen; Mittagstafel; Konzert im großen Speisesaal; Spazierfahrt zum Studentenbäumle und auf den Hirschplan; 21 Uhr Nachttafel.
- 11.06.1775: Herzog mit Prinz Friedrich Eugen und dem Prinzen Ludwig in die Akademie, um der Speisung der Eleven zuzusehen; 12 Uhr Herzogin Dorothea Sophie zum Gottesdienst; Herzog begleitet sie aus der Kirche in ihr Zimmer; Mittagstafel; Spazierfahrt; 18 Uhr Gouter beim Oberstallmeister auf dem neuen großen Marstall; Spiel; Illumination des Marstalls: »Dieser wurde nehmlich sowohl in der Länge alß in beeden Flügeln der innern Structur nach mit vihle tausend Lichtern und Ampeln sehr reich illuminirt und der Saal in der Mitte ebenmäßig von unten biß oben hinaus mit Lampen beleuchtet. In der Mitte wurde die herzogliche Tafel zu 31 Couverts in der Rundung zuberaitet, welche mit Laubwerk und Festonen auf das Zierlichste verbunden und in der Mitte mit einem Bassin, worinn viele lebendige Fische und eine Groupe, unter welcher der Nahme Ihro Hoheit gloschend¹⁰⁴ zu lesen ware, oberhalb aber mit einem Schlayer von hervorragendem Wasser bedeckt wurde. Als nun alles förtig gelegen, so geruheten Serenissimus Ihro Hoheit und beede Prinzen abzuhohlen und in den Stall einzuführen, an deßen Eingang die Stall-Meister und alle vom herzoglichen Marstall



Das Schlafzimmer im Schloss Solitude, 1998.

dependirende Officianten in ihrer rothe, mit Goldt bordirte Uniform paradirten, selbige von dem lincken Flügel-Gebäude durch das Haupt-Gebäude bis in den rechten Flügel-Bau durchzuführen und inzwischen die Tafel serviren zu lassen, bey dem Zurückkommen aber sich an selbige zu placiren und sich biß nach 11 Uhr dabey aufzuhalten, alßdann sich aber zu retiriren.«

- 12.06.1775: 8 Uhr Herzog mit Prinz Friedrich Eugen und dem Prinzen Ludwig auf den Einsiedel; Mittagstafel; 18 Uhr Spektakel »Le deserteur«; 21 Uhr Nachttafel.
- 13.06.1775: Herzog mit Prinz Friedrich Eugen und dem Prinzen Ludwig in die Akademie, um der Speisung der Eleven zuzusehen; Mittagstafel; Konzert im großen Speisesaal; Spazierfahrt in den Saugarten, wo Prinz Friedrich Eugen ein Wildschwein schießt; 20 Uhr Souper.
- 14.06.1775: Beide Prinzen auf der Jagd; Herzog mit Prinz Friedrich Eugen und dem Prinzen Ludwig in die Akademie, um der Speisung der Eleven zuzusehen; Mittagstafel; Ball für die Eleven beiderlei Geschlechts im Lorbeersaal; nach Rückkehr der Prinzen Vorführung sämtlicher Staats-, Post- und Jagdzüge; Spazierfahrt im Tiergarten; Souper.
- 15.06.1775: Herzog mit den Prinzen nach Ludwigsburg; nach 17 Uhr Rückkehr; Vorführung sämtlicher Leib-, Hand- und Schulpferde; Souper; Spazierfahrt.
- 16.06.1775: Abreise des Prinzen Friedrich Eugen, der Prinzessin Dorothea Sophie und des Prinzen Ludwig (Louis). Gegen 9 Uhr begeben sich sämtliche Damen und Kavalier in die Appartements der Gäste. Verabschiedung durch den Herzog. Unter Vortritt der Damen und Kavalier begleitet der Herzog die Gäste bis an den Wagen. Abreise unter der Begleitung einer Eskorte von Feldjägern und Husaren. Spazierfahrt des Herzogs; Nachttafel im Gartensaal mit zwei Professoren von der Akademie.
- 27.06.1775: Gegen 18 Uhr Rückkehr des Herzogs aus Hohenheim; Besuch beim Speisen der Eleven; Nachttafel im oberen Saal mit Offizieren und Professoren von der Akademie, Beistafel für 12 Eleven.
- 03.09.1775: Ankunft William Henry, Duke of Gloucester and Edinburgh (1743–1805), jüngerer Bruder von König Georg III., seiner Gemahlin Maria Walpole (1736–1807) und seiner Tochter Prinzessin Sophia (1773–1844).
»Nachmittags kamen die Dames und Cavalirs von Ludwigsburg und Stuttgart, so wegen der Ankunft Seiner Königlich Hoheit des Herzogs von Gloucester und Frau Gemahlin nebst Prinzeß Tochter anhero befohlen waren. Abends gegen 8 Uhr trafen Seine Königliche Hoheit nebst Frau Gemahlin und Prinzeß Tochter, einer Hofdame, 3 Cavaliers, 4 Demoiselles, 1 Maître d'hôtel, 1 Chirurgen, 4 Pages sens noble, 1 Koch, 6 Bedienten hier ein und stiegen bey dem hiesigen Wirths-Hauß ab. Da Seine Herzogliche Durchlaucht die Ankunft der frembden Hohen Herrschaften vernommen, erhuben Höchstdieselbe sich zu Fuß und mit Nachtretung hier befindlichen Dames und Cavalirs nach dem Wirthshauß, rencontrirten die Hohen frembden Herrschaften ohnvermuthet ohne Ceremoniel, begaben sich sodann in den Speiß-Saal der Academie und geruheten daselbsten die Speißung derer Eleves mit anzusehen. Nach Endigung selbiger fuhren Serenissimus mit denen frembden Herrschaften in 6 zweyspännigen Berlins mit Hintung derer Hoflaufers an das Hoflager und begleiteten die Hohen Herrschaften unter Vortretung anweßender Dames und Cavaliers in die angewießenen Appartements. Nach einer kleinen Verweilung ward von denen Eleves Concert im Mohren-Saal, nach selbigem erhuben man sich an das neue Schloß und wurde alldorten in dem Mittleren Saal

- an einer Tafel von 26 Couverts, so en plein serviret, soupirt. Officiers-Tafel ward im kleinen Säle. Die Demoiselles und Cammer-Officianten speisten im Garten-Saal, wurden mit Silber servirt und alle Gattung fremdter an einer abgehend Cammer. Botto und Andreae machten die honneurs. Die frembdte Dienerschaft wurde im Wirthshauß von Hof aus gespeißt. Aufwartung hatten bei Seiner Königlichen Hoheit Leib-Page von Croisy, 1 Leib-Laquai, 1 Laufer, 1 Hof-Laquay; bey der Herzogin Leib-Knabe von Stockhorn, 1 Leib-Laquai, 1 Laufer, 1 Hof-Laquay; bey der Prinzess 1 Laufer, 1 Hof-Laquay; Hof-Dame und Cavaliers: jede 1 Hof-Laquay.«
- 04.09.1775: »Erhoben sich Serenissimus mit Ihro Königlicher Hoheit nebst deßen Cavaliers zu Fuß in den Garten und nahmen die Anlage deßelben in Höchsten Augenschein. Von dar durch den Lorbeer-Saal in den Marstall, nach Besichtigung wieder zurück nacher Hof. Da währent der Zeit sich die Herzogin aus dem Bett erhoben, so fuhren Serenissimus mit denen frembdten Hohen Herrschaften auf einer 8spännigen Staats-Wurst und Ober-Stallmeister mit einer anderen Wurst wiederum nach dem Marstall auf die Ober-Stallmeisterey, alwo das Frühstück eingenommen wurde, nach selbigem herunter in das Vestebühl des Stalls, wo edlich Staats-Züge vorgeführet, sodann Reit-Pferde, und musten auf selbigen die drey Stall-Meisters Bühler, Velten, Fischer die Schul machen. So dann fuhren Serenissimus in die Accademie, umb der Speißung derer Eleves mit anzuwohnen, alsdann ware Herzogliche Tafel en plein zu 27 Couverts im Mohren-Saal. Nach geendigter Tafel fuhren Serenissimus auf zwey Würsten mit Hohen Frembdten spazieren und zeigten die ganze Anlage sowohl von dem Garten als auch Thier-Garten und waren bey Fütterung des Wildprets zugegen. Nach Besichtigung alles des Sehenswürdigen zurück nacher Hof, von dar ward um 7 Uhr die Opera ›Der Deserteur‹ von denen Eleves aufgeführt. Nach selbiger wurde zur Tafel gelesen, welche zu 28 Couverts im Lorbeer-Saal, allwo die drey Säle herrlich beleuchtet waren. Die übrigen Bey-Taflen waren wie Tags zuvor.«
- 05.09.1775: »Vormittags gegen 11 Uhr erhoben sich Serenissimus nebst denen Dames und Cavaliers wie auch sämtlichen Officiers von der Accademie in die Vor-Zimmer der frembdten Hohen Herrschaften. Nach einer viertelstündigen Verweilung wurde eine Staatswurst und 3 Berlins vorgezogen, da alsdann Serenissimus nebst dem Hof-Staab die frembdte Hohe Herrschaften herunterführten und auf gedachter Staatswurst, unter Vorreitung zwey von der Noblen Garde, 5 Leib-Hußaren und Stallmeister wie auch 5 Leib-Jäger und Leib-Pages von hier nacher Ludwigsburg fuhren.«
- 26.11.1775: Kaffee mit Philippe de Hénin-Liétard, Prince de Chimay (1736–1804) aus Frankreich. »Herrn Hof-Marchall Excellenz giengen mit dem Prinzen und dem französischen Herrn Gesandten auf die Solitude, allwohin der Caffee-Sieder mit Coffee und Chocolate beordert wurde. Abends ware Cour, und um 6 Uhr fuhren Serenissimus mit dem Prinzen in die Academie.«
- 22.09.1782: Besuch des Großfürsten Paul (1754–1801) und der Großfürstin Maria Feodorowna (1759–1828) in Württemberg. Umfangreiches Programm!
 »Um 6 Uhr fuhren die Höchste Herrschaften von Ludwigsburg auf die Solitude, allwohin sich auch alle übrige anwesende Fremde und der Hof begaben, woselbsten der ganze dahin führende Berg nebst den darauf befindlichen Bassins, so wie auch das ganze Corps de Logis nebst den inneren Flügel-Gebäuden und dem Lorbeer-Saal nach der Architektur mit mehr als 90 000 Lampen erleuchtet waren, ab und geruheten sodann, sich in das Opernhauß zu erheben, allwoselbsten eine allegorische

Fete unter dem Titul ›Les Délices champêtres, où: Hippolyte et Arice, etc.‹ aufgeführt wurde. Nach diesem wurde das Zeichen zur Tafel gegeben; diese ware im Lorbeer-Saal, in der Mitte zu 94 und in denen beeden respectiven Neben-Saalen jede zu 64 Gedecken servirt. Des Großfürsten Kayßerliche Hoheit aber erhoben sich in dero Zimmer und speißten en retraite.«

23.09.1782: »Ware die Mittag-Tafel im Mohren-Saal zu 26 Couverts mit 2 Marschall-Taflen. Nach der Tafel geruheten des Herrn Groß-Fürsten Kayßerliche Hoheit mit denen übrigen Fürstlichkeiten das Herzogliche Schloß, allwoselbst sie logirten, nebst denen übrigen merckwürdigen Gebäuden und die ganze Anlage von der Solitude in Allerhöchsten Augenschein zu nehmen, darauf aber des Abends sich wiederum anhero [nach Stuttgart] zu verfügen.«

24.09.1782: Nach der Mittagstafel »begaben sich die samtliche Höchste und andere Fremde nebst dem Herzoglichen Hof von hier auf den Bären-See, zu dem allda eingerichteten grosen Pracht-Jagen, wozu seit einiger Zeith eine Anzahl von 5–6000 Stück Hirsche und Wildpret zusahmen getrieben wurden, stigen in dem nach römischer Arth gebauten Jagdt-Schloß ab und besahen von da den auf dem gegenüber stehenden Berg mit Girlanden und Festons gezierten Lauf und erhabenen Jagdt-Schirm, und giengen sodann über die Terrassen in den zwischen beeden Bergen befindlichen See hinab, wo sie in die bereit gelegene, ganz besonders ausgeschmückte prächtige Gondols stiegen, auß welchen rußische Flaggen und Wimpeln weheten, und unter dem Schall der Trompeten und Paucken auf die andere Seite des Sees auf den Lauf fuhren. Hier wurden sie von dem Oberjäger-Meister von Bohl, samtlichen Jäger-Meistern und Oberforst-Meistern etc.



*Das Schautreiben am Bärensee am 24. September 1782
war das letzte große Ereignis auf dem Gelände der Solitude.
Zeichnung von Viktor Heideloff als Vorlage für einen Kupferstich von Nikolaus Heideloff.*

empfangen und in den grossen Jagd-Schirm, bey welchem die Herzogliche Jagerey en Gala paradirte, durch eine lange, mit Pyramiden und Verzierungen à l'antique verschönerte Treppe geführt.

Nach gegebenem Zeichen zog die gesamte Jägerey in 5 Colonnen mit dem gewöhnlichen Jagdt-Geschrey biß an den See, fuhr unter immer fortdauernder Jagdt-Music auf 27 Gondols über denselben, gieng sodann in der nehmlichen Ordnung über die Terrassen des andern Berges zu Holz, um die in dem Zeug [in Gattern] versammelte Hirsche und Wildpret denen gnädigsten Herrschaften vorzujagen. Nach einigem Verweilen präsentirte sich solches, und darunter wenigstens 1500 bis 2000 jagdbare Hirsche bey dem Jagdt-Schloß dem grossen Schirm gegenüber, ein grosser Theil davon stürzte sich über die Terrassen in den See, schwamm hinüber und lief bey dem Jagdt-Schirm auf beeden Seiten vorbey, ein anderer Theil aber nahm zu unterschiedenen Mahlen den Lauf um das Schloß herum. Bey eingebrochener Dämmerung wurde das Wildpret wider in die Freyheit gelaßen; ein Schauspiel, das sowohl den Höchsten Herrschaften als den in grosser Anzahl sich eingefundenen Zuschauern ein ebenso schönes als seltenes coup d'œil [Anblick] darstellte.«

Anmerkungen

Abkürzungen

AHW = Archiv des Hauses Württemberg, Schloss Altshausen

HD = Hofdiarien im AHW

Ziegesar = Ernst von Ziegesar: Tagebuch des Herzoglich Württembergischen Generaladjutanten Freiherrn von Bouwinghausen-Wallmerode über die »Land-Reisen« des Herzogs Karl Eugen von Württemberg in der Zeit von 1767 bis 1773, Stuttgart 1911.

1 Vier Führer sind über das Schloss erschienen: Richard Schmidt: Schloss Solitude bei Stuttgart, Gerlingen/Stuttgart 1931; Gotthilf Kleemann: Schloss Solitude und seine Geschichte, Gerlingen/Stuttgart 1950; Hans Andreas Klaiber: Schloss Solitude, Stuttgart 1970; Michael Wenger: Schloss Solitude, München/Berlin 1999.

2 Gotthilf Kleemann: Schloss Solitude bei Stuttgart. Aufbau – Glanzzeit – Niedergang (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 19), Stuttgart 1966; Wenger (wie Anm. 1).

3 Annegret Kotzurek: »Von den Zimmern bey Hof«. Funktion, Disposition, Gestaltung und Ausstattung der herzoglich-württembergischen Schlösser zur Regierungszeit Carl Eugens (1737–1793), Berlin 2001, S. 245–305.

4 Ebd. S. 306–318.

5 Ziegesar.

6 HD 1763–1793 (mit Lücken). Bei den Zitaten aus den Hofdiarien werden die im Original verwendeten Abkürzungen ohne weitere Kennzeichnung aufgelöst.

7 Dazu künftig Eberhard Fritz: Das Haus Württemberg im Zeitalter der Aufklärung, in: Zwischen Wien, Weimar und Paris. Das Zeitalter der Aufklärung in Oberschwaben.

8 Hans Eugen: Schloss Monrepos, Stuttgart 1933.

9 HD 15.11.1763; vgl. Ziegesar S. 4.

10 HD 1.12.1763.

11 Kleemann (wie Anm. 2) S. 10 f.

12 Vgl. Hans Andreas Klaiber: Der Übergang vom Spätbarock zum Klassizismus in Württemberg, in: ZWLG 19 (1960) S. 155–157. – Zum Einfluss der französischen Architektur auf das Schlossbauwesen vgl. Jeremy Black: La Europa del siglo XVIII, Madrid 1997, S. 308.

- 13 Zitiert nach Andrea Berger-Fix/Klaus Merten (Bearb.): Die Gärten der Herzöge von Württemberg im 18. Jahrhundert, Worms 1981, S. 54.
- 14 HD. An folgenden Tagen besuchte der Herzog die Solitude jeweils über die Mittagszeit: 1763: 1. Dezember; 1764: 16. Januar, 28. Februar, 7. März, 9. März, 21. April, 27. April, 5. Mai, 2. Juni, 14. August, 18. August, 25. August, 8. September, 15. September, 17. September, 15. Oktober, 17. Oktober, 20. Oktober, 2. November.
- 15 HD 14.8. und 25.8.1764.
- 16 HD 25.8.1764 (Gesandte v. Widmann und Monciel, Frau v. Pöllnitz).
- 17 HD 17.11.1764.
- 18 Karl Pfaff: Geschichte des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg, nach den besten Quellen und Hilfsmitteln neu bearbeitet, Teil 4, Stuttgart 1850, S. 171.
- 19 Johann Gottfried Pahl: Geschichte von Wirtemberg, für das wirtembergische Volk geschrieben, Band 5, Stuttgart 1830, S. 130.
- 20 Pläne des Schlosses, der Nebengebäude und Gartenanlagen bei Berger-Fix/Merten (wie Anm. 13) S. 54–64.
- 21 Eine kompakte Zusammenstellung des Baufortschritts findet sich in Eduard Paulus (Bearb.): Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Inventar Neckarkreis, Stuttgart 1889, S. 284–290.
- 22 HD 24.6. und 28.8.1765.
- 23 HD 2.11.1765.
- 24 HD 11.12.1765.
- 25 Im Zeitraum zwischen 1765 und 1775 wurden folgende Opern und Singspiele aufgeführt: *Il Filosofo*; *Il Dottore*; *Le Contese par amore*; *Il ratto della sposa*; *Li tre vechii innamorati*; *Lo spirito de contradizione*; *La buona figliola maritata*; *L'amore in musica*; *La buona figliola puta*; *Calliroe*; *La contadina in corte*; *Der Deserteur* (Operette); *L'amour fraternelle*; *Les Délices champêtres*, où: *Hippolyte et Arice*, etc. (Allegorie).
- 26 Ziegesar S. 38 (31.3.1768: Kleiner Saal im Forchenwäldchen auf der Höhe gegen Stuttgart); S. 38 (1.4.1768: Kleines Lusthaus am »Studenten-Bäumle«); S. 40 (16.4.1768: Kleines Lusthaus im Forchenwäldchen).
- 27 Ziegesar S. 257 (9.9.1771).
- 28 Ziegesar S. 41 (21.4.1768: Namensliste der Pferde); S. 46 (4.5.1768: Bau des Reithauses schreitet voran).
- 29 Ziegesar S. 45 (30.4.1768); S. 63 (6.7.1768: Beim Bruderhaus soll ein neuer Stutenstall gebaut werden).
- 30 Ziegesar S. 46 (4.5.1768).
- 31 Ziegesar S. 49 (25.5.1768).
- 32 Ziegesar S. 132 (7.6.1769).
- 33 Kleemann (wie Anm. 2) S. 135–140.
- 34 Vgl. Gottfried von Rotenstein: Lust-Reisen durch Bayern, Württemberg, Pfalz, Sachsen, Brandenburg, Oesterreich, Mähren, Böhmen und Ungarn in den Jahren 1784 bis 1791, Band 1, Leipzig 1792, S. 118 ff., zitiert nach Berger-Fix/Merten (wie Anm. 13) S. 115. Zwar sind im Gartenplan Fontänen eingezeichnet, aber ob diese je gebaut wurden oder zur Zeit des Besuchs von Rotensteins schon wieder entfernt worden waren, ist unklar.
- 35 Berger-Fix/Merten (wie Anm. 13) S. 56–59.
- 36 Ziegesar S. 77 f. (1.9.1768).
- 37 Ziegesar S. 47 f. (18.5.1768: Billardspiel an drei Tischen im Billardzimmer); S. 44 (22.5.1768: Quinze, ein Kartenspiel, das Siebzehn und Vier ähnelt); S. 60 (20.6.1768: Whist, ein Kartenspiel für vier Personen); S. 82 (10.9.1768: »jeu de commerce«); S. 132 (6.6.1769: Tressette, ein traditionelles italienisches Kartenspiel, bei dem der Herzog mitspielte).
- 38 Ziegesar S. 60 f. (24.6.1768): Spiel an vier Tischen im Speisesaal.
- 39 Ziegesar S. 44 (22.4.1768).
- 40 Ziegesar S. 124 (26.4.1769).
- 41 Ziegesar S. 47 f. (18.5.1768).
- 42 Ziegesar S. 348 (5.6.1771).
- 43 Ziegesar S. 44.

- 44 Aufenthalte auf der Solitude: 7. Januar; 16. Januar; 18. Januar; 22. Januar; 31. Januar; 1. Februar; 8. Februar; 17. Februar; 19. Februar; 22. Februar; 24.–26. Februar; 1. März; 2.–5. März; 6.–8. März; 10.–12. März; 12.–14. März; 17.–23. März; 23.–26. März; 3.–5. April; 6.–9. April; 9.–14. April; 16.–17. April; 17.–19. April; 24. April; 26. April–1. Mai; 1.–2. Mai; 5.–12. Mai; 12.–17. Mai; 19.–26. Mai; 27.–29. Mai; 30.–31. Mai; 2. Juni; 4. Juni; 5.–7. Juni; 7.–14. Juni; 16.–18. Juni; 18.–28. Juni; 30. Juni–1. Juli; 1.–3. Juli; 3.–4. Juli; 9. August; 11.–16. August; 18.–20. August; 20.–23. August; 25.–30. August; 30. August–3. September; 3.–6. September; 8.–10. September.
- 45 HD 17.2.1766.
- 46 HD 10.5.1766.
- 47 Robert Uhland: Herzog Friedrich Eugen (1795–1797), in: 900 Jahre Haus Württemberg, Stuttgart 1984, S. 267–279.
- 48 Eberhard Fritz: Herzog Ludwig Eugen von Württemberg. Nachgeborener Sohn und württembergischer Regent in einer Übergangszeit, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 66 (2012) S. 65–94.
- 49 Ziegesar S. 78 f.; HD 13.5.1773. – Die Dienerschaft bei diesem Besuch umfasste 26 Personen.
- 50 Jean Grassion/Frans Durif (Bearb.): Marquis de Bombelle: Journal. Tome 3: 1789–1792, Genève 1993, S. 6.
- 51 Bei Ziegesar wird die Gründung der Militärpflanzschule auf das Frühjahr 1771 datiert. Beschreibung der Schule: S. 246 (25.5.1771) und S. 251 (13.7.1771).
- 52 Ziegesar S. 249 (11.6.1771: Schüler aus Mömpelgard erwähnt); vgl. auch Werner Gebhardt: Die Schüler der Hohen Karlsschule. Ein biographisches Lexikon, Stuttgart 2011.
- 53 Zitiert nach Heinz Stade: Unterwegs zu Schiller, Berlin 2005, S. 34. – Persönliche Erinnerungen des Karlsruhlers Ludwig Christian von Breitschwerdt bei A. von Breitschwerdt: Von der Karlsschule, in: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte 8 (1885) S. 221–226.
- 54 Eike Wolgast: Schiller und die Fürsten, in: Achim Aurnhammer/Klaus Manger/Friedrich Strack (Hrsg.): Schiller und die höfische Welt, Tübingen 1990, S. 7–11; Chronologie der Ereignisse bei Karin Wais: Die Schiller-Chronik, Frankfurt am Main/Leipzig 2005, S. 14–17.
- 55 Vgl. Gerhard Friedl: Die Karlsruhler bei höfischen Festen, in: Schiller und die höfische Welt (wie Anm. 54) S. 47–76.
- 56 HD 24.5.1772.
- 57 HD 10.11.1774.
- 58 Elisabeth Nau: Hohenheim. Schloss und Gärten, Konstanz/Stuttgart 1967.
- 59 HD 22.5.1775.
- 60 Eine Besichtigung »des Bauweßens im Alten Schloß« durch Herzog Karl Eugen, dessen Bruder Herzog Friedrich Eugen mit Gemahlin und deren Gefolge ist erwähnt in HD 14.10.1775.
- 61 Besichtigung erwähnt in HD 14.10.1775.
- 62 HD 18.11.1775.
- 63 Fritz (wie Anm. 7).
- 64 Zahlreiche Einträge in den Hofdiarien, beispielsweise im Hohenheimer Hofdiarium 1781.
- 65 Aus diesem Grund wurden die Hofdiarien nach 1778 nur noch sporadisch durchgesehen. Für das Jahr 1781 gibt es nur einen Eintrag: am 14. September 1781 reiste der Herzog von Hohenheim nach Asperg und speiste unterwegs auf der Solitude zu Mittag.
- 66 Vgl. dazu auch Kleemann (wie Anm. 2) S. 145 f.
- 67 König Friedrich von Württemberg veranstaltete mit dem prunkvollen »Dianenfest« im Jahr 1812 noch einmal ein großes Tierschießen in barocker Manier, bei dem das Wild jedoch getötet wurde.
- 68 Zum Fortgang der Abbrucharbeiten vgl. Kleemann (wie Anm. 2) S. 158–162.
- 69 Paul Faerber: Nikolaus Friedrich von Thouret. Ein Baumeister des Klassizismus, Stuttgart 1949, S. 190 f.
- 70 Richard Strobel: St. Eberhard in Stuttgart und seine Translozierung von der Solitude 1808, in: ZWLG 67 (2008) S. 249–312.
- 71 AHW: Hofdomänenkammer Bü 499 (Präsidium der Hofdomänenkammer an die Hofdomänenkammer, 3.11.1817); vgl. Kleemann (wie Anm. 2) S. 186.
- 72 Eberhard Fritz: König Wilhelm und Königin Katharina von Württemberg. Studien zur höfischen Repräsentation im Spiegel der Hofdiarien, in: ZWLG 54 (1995) S. 157–177, hier S. 174.

- 73 Hans-Martin Maurer: Das Haus Württemberg und Russland, in: ZWLG 48 (1989) S. 201–221, hier S. 217.
- 74 Hermann Frölich: Die Solitude, das Schloss und die Cur-Anstalt mit Umgebungen, Leonberg 1869 (Reprint: Gerlingen 2009).
- 75 Eugen K. Schwarz: Solitude 1903–1965. Die Motorradrennen, Stuttgart 1989; Tobias Aichele: Mythos Solitude. 100 Jahre Solitude-Rennen, Vaihingen an der Enz 2003.
- 76 Kleemann (wie Anm. 2) S. 190.
- 77 Es handelte sich um einen Imbiss, ähnlich dem süddeutschen »Vesper«.
- 78 Bei der »Staatswurst« handelte es sich wohl um die Prunkkutsche des Herzogs.
- 79 Weitere Beschreibung bei Ziegesar S. 129.
- 80 Internetlexikon Wikipedia: Die Berline ist ein zwei- oder viersitziger, voll durchgefederter Reise-wagen.
- 81 Weitere Beschreibung bei Ziegesar S. 134 f.
- 82 Weitere Beschreibung bei Ziegesar S. 158.
- 83 Weitere Beschreibung bei Ziegesar S. 161.
- 84 Erfrischungen.
- 85 Die Anzahl der Couverts ist im Original nicht angegeben.
- 86 Weitere Beschreibung für den 22. und 23. August bei Ziegesar S. 209 f.
- 87 Hofdiener in besonderen Kostümen.
- 88 Oper von Antonio Boroni (1738–1792).
- 89 Kaltes Buffet.
- 90 Oper von Niccolò Marcello Antonio Giacomo Piccini (1728–1800), 1760.
- 91 Oper von Niccolò Marcello Antonio Giacomo Piccini (1728–1800), 1760.
- 92 Weitere Beschreibung der Tage vom 24. bis 27. August bei Ziegesar S. 211.
- 93 Oper von Niccolò Jomelli (1714–1774), uraufgeführt 1753.
- 94 Weitere Beschreibung bei Ziegesar S. 211 f.
- 95 Vermutlich »Il signor dottore« von Domenico Fischietti (1725–nach 1810), 1758.
- 96 Weitere Beschreibung bei Ziegesar S. 213.
- 97 Weitere Beschreibung bei Ziegesar S. 247.
- 98 Weitere Beschreibung bei Ziegesar S. 256. Bei diesem Anlass wurde zum ersten Mal die Oper »La contadina in corte« aufgeführt.
- 99 Weitere Beschreibung bei Ziegesar S. 214 (mit Liste der Geschenke an die herzoglichen Kavaliere).
- 100 Zum starken Eindruck, den die Solitude auf den Fürsten Christian Friedrich Karl von Hohenlohe-Kirchberg machte, vgl. Bihl: Die fürstliche Herrschaft Hohenlohe-Kirchberg 1764–1806, in: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte 7 (1884) S. 151.
- 101 Operette (Uraufführung 1769) von Michel Jean Sedaine (1719–1797).
- 102 »Der Geizige«, eine heute noch bekannte Komödie von Jean-Baptiste Molière (1622–1673).
- 103 Oper von Antonio Boroni (1738–1792).
- 104 Glimmend, schwach leuchtend; vgl. Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch, Band 3, Tübingen 1911, Spalte 707 (glosten).

Ludwigsburg unter Strom

Die Anfänge der Ludwigsburger Stromversorgung

von Günther Bergan

Nicht einmal eine Randnotiz war den Redakteuren der Ludwigsburger Zeitung in den ersten Augusttagen des Jahres 1905 das folgenreiche Ereignis wert, geschweige denn eine Schlagzeile wie zum Beispiel: »Endlich! Ludwigsburg unter Strom!« Statt dessen brach die neue Ära bescheiden in einigen Haushalten der Unteren Stadt an, als dort eines Abends die ersten elektrischen Glühbirnen in Ludwigsburg eingeschaltet wurden und damit das bisher gebräuchliche Petroleum- bzw. Gaslicht ersetzten. Nach der Eröffnung des Gaswerks 1858 und des Wasserwerks 1866 markierte der Start der Ludwigsburger Stromversorgung im Jahr 1905 einen weiteren, in die Zukunft weisenden Schritt in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt. Dessen ungeachtet berichtete die Zeitung ausführlich und mit blumigen Worten über den Auftritt einer Liliputaner-Gruppe oder über den Besuch eines österreichischen Gesangsvereins. Selbst in einem Bericht über die aktuelle Bautätigkeit in der Stadt wurde das Elektrizitätswerk nicht erwähnt, wie auch in einem anderen Bericht über die wirtschaftliche Situation der städtischen Gewerbeunternehmen versäumt wurde, die Chancen, die mit der Nutzung der elektrischen Energie verbunden sind, zu erläutern.

Gänzlich unbekannt war der elektrische Strom in Ludwigsburg allerdings nicht. Schon 1886 konnten die Bürger während einer Gewerbeausstellung die elektrische Beleuchtung des Geländes bestaunen. 1890 illuminierte das Feldartillerieregiment Nr. 29 sein Casino-Gartenfest mit einer magischen elektrischen Beleuchtung. Aber die Skepsis blieb trotz allen Erstaunens über die noch nie erlebten Effekte des neuartigen Lichts. Als die Stadt noch vor der Jahrhundertwende in Hoheneck ein eigenes Wasserkraftwerk zur Stromerzeugung errichten wollte, mahnte mancher Gemeinderat zur Vorsicht. Über die Gründe der Zurückhaltung kann heute nur noch spekuliert werden. War es die Angst vor der neuen Technik, waren es die hohen Kosten oder gar die Befürchtung, dem städtischen Gaswerk eine Konkurrenz aufzubauen? Positive Beispiele anderer Städte, wie z. B. Göppingen oder Heilbronn, die schon seit zehn Jahren an ein Stromnetz angeschlossen waren, hätten die Skeptiker eigentlich eines Besseren belehren müssen.

Eingangs sei es erlaubt, in einem zugegebenermaßen etwas technisch angehauchten Kapitel die Entwicklung und Verbreitung der elektrischen Starkstromtechnik, vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als sinnvolle Hintergrundinformation kurz zu skizzieren.

Von Michael Faraday zu Oskar von Miller

Die Beschreibung des Induktionsgesetzes¹ durch den Engländer Michael Faraday im Jahr 1831 öffnete den Weg zum Bau von Gleichstrom-Motoren und -Generatoren. Als dann 1836 das erste gebrauchsfähige galvanische Element als Energiespeicher zur

Verfügung stand, konnten Gleichstrom-Motoren auch ortsunabhängig eingesetzt werden. Weite Kreise der Bevölkerung machten allerdings erst um 1840 nach der Erfindung der elektrischen Bogenlampe² Bekanntschaft mit der Elektrizität. Ab 1844 beleuchteten in Paris Bogenlampen eindrucksvoll, aber störanfällig und technisch noch mangelhaft, Straßen, Plätze und festliche Veranstaltungen. Stuttgart zog 1851 nach und beleuchtete sein Hoftheater mit den neuartigen Lampen. Den Menschen damals muss das elektrische Licht wie ein Wunder vorgekommen sein. Es ist deswegen nicht überraschend, dass der Wunsch nach schneller Verbreitung der elektrischen Beleuchtung zur Grundlage und Triebfeder für den Aufschwung und die wachsende Bedeutung der Elektrotechnik wurde.

Nach der Entdeckung des dynamoelektrischen Prinzips³ durch Werner Siemens im Jahr 1866 wurden die Konstruktionen von Gleichstrom-Motoren und -Generatoren so weit entwickelt, dass 1880 die Serienfertigung funktionstauglicher Modelle startete. Die ersten elektrischen Antriebe für Webstühle, Nähmaschinen und Ventilatoren, elektrische Kochgeräte oder transportable Bohrmaschinen tauchten am Markt auf, 1881 fuhren in Berlin die ersten Straßenbahnen durch die Chausseen. Die Sensation aber war die 1879 von Thomas Alva Edison erfundene und 1881 auf der Pariser Weltausstellung vorgestellte Kohlefaden-Glühlampe. Sie war handlicher und betriebssicherer als die Bogenlampe und löste einen Nachfrageschub nach elektrischer Energie aus. In Stuttgart erkannte Wilhelm Reißer die Zeichen der Zeit: Er nahm 1882 das erste öffentliche Kraftwerk der Stadt in Betrieb.

Im Rahmen der großen Elektrizitäts-Ausstellung 1882 in München gelang es dem Ingenieur Oskar von Miller, eine 2 kV-Gleichspannung über mehr als 50 km ins Ausstellungsgelände zur Versorgung eines Pumpenmotors zu übertragen. Das Unvorstellbare war gelungen: mechanische Kraft, die mittels einer Dampfmaschine oder einer Wasserturbine gewonnen wurde und bislang nur über Transmissionen auf kurzen Strecken übertragen werden konnte, durch zwei dünne Drähte über große Distanzen zu transportieren. Die hohen Übertragungsverluste dieser Fernleitung verhinderten aber eine wirtschaftliche Nutzung.

Nur der Einsatz von Wechselstrom, der eine Übertragung mit hohen Spannungen und niedrigen Strömen ermöglichte, konnte die Lösung sein. Ingenieure in aller Welt arbeiteten durchaus erfolgreich an dem Problem der Wechselstromerzeugung, aber dem aus Russland stammenden Michael von Dolivo-Dobrowolsky blieb es vorbehalten, zwischen 1889 und 1891 den entscheidenden Schritt hin zum dreiphasigen Drehstromsystem mit entsprechenden Motoren, Generatoren und Transformatoren zu vollziehen. Die große Elektrizitäts-Ausstellung 1891 in Frankfurt/M. sollte mit zur Klärung beitragen, welchem der beiden Systeme, Gleichstrom oder Wechselstrom, in der Zukunft der Vorzug gegeben werden sollte. Oskar von Miller war es, der als Ausstellungsleiter dem Drehstromsystem endgültig zum Durchbruch verhalf. Miller errichtete 1890/91 für die in Lauffen ansässigen Portland-Zementwerke ein Drehstrom-Wasserkraftwerk, das neben den Fabrikanlagen auch die Stadt Heilbronn mit Energie versorgte. Zur Ausstellung in Frankfurt verlegte Miller von Lauffen über 175 km eine 15 kV-Drehstrom-Fernleitung, über die u.a. während der Ausstellung ein 100 PS starker Pumpenmotor zum Betrieb eines künstlichen Wasserfalls mit »Kraft« versorgt wurde.

Stuttgart durfte bei den großen Elektrizitäts-Ausstellungen nicht fehlen. Die Eröffnung des neu erbauten Landesgewerbemuseums wurde im Herbst 1896 mit einer eindrucksvollen Ausstellung für Elektrotechnik und Kunstgewerbe verbunden.

Unter dem Allerhöchsten Protektorate Sr. Majestät des Königs

AUSSTELLUNG

für
ELEKTROTECHNIK und KUNSTGEWERBE.

STUTTGART

Juni bis September 1896



Plakat der Stuttgarter Ausstellung für Elektrotechnik, 1896.

Die neue Technik mit ihren Vorteilen war endgültig angekommen. Die Nachfrage nach elektrischer Energie, vor allem für Beleuchtungszwecke, stieg. Um den steigenden Bedarf zu decken, entstanden auf private Initiativen hin viele kleinere Elektrizitätswerke, wie 1894 das Wasserkraftwerk Glemsmühle in Münchingen als Vorläufer der Enzgau-Werke, oder große zentrale Kraftwerke, wie die von Heinrich Mayer in Altbach gegründeten Neckarwerke⁴, die ab 1900 Strom in die Gemeinden der Region lieferten. Mit der Einführung der langlebigen Osram-Metallfaden-Glühlampe⁵ im Jahr 1906 als Nachfolgerin der Kohlefaden-Lampe war die rasante Entwicklungsphase der Starkstromtechnik zunächst abgeschlossen.

Vorsichtige Annäherung 1882–1903

Vor dem Einstieg in die Geschichte der Ludwigsburger Stromversorgung könnten unterschiedliche Fragen zum Thema gestellt werden: Wo stand das Ludwigsburger Elektrizitätswerk? Wo und wann erhellte zum ersten Mal eine öffentliche elektrische Beleuchtung die nächtlichen Straßen? Wem gehörte das Ludwigsburger Stromnetz? Wo konnten in den Anfangsjahren Elektro-Artikel wie Glühlampen oder Motoren gekauft werden? Wer war der erste Stromabnehmer in der Stadt? Wann wurden die Stadtteile versorgt? Anhand der hauptsächlich im Stadtarchiv vorhandenen Unterlagen sollen auf den folgenden Seiten Einblicke in ein wichtiges Kapitel der Ludwigsburger Industriegeschichte gegeben und gleichzeitig die eben genannten bzw. ähnliche Fragen beantwortet werden.

Den ersten Eindruck von der neuen Technik vermittelte die Ludwigsburger Zeitung ihren Lesern im November 1882, als sie in einer dreiteiligen Artikelserie über die Münchner Elektrizitäts-Ausstellung berichtete. Genauer gesagt berichtete der städtische Ökonomie-Verwalter Schnaidt. Der Gemeinderat hatte ihn beauftragt, die Ausstellung zu besuchen und seine Eindrücke dem Gremium vorzutragen. Beim Lesen des Berichts drängt sich der Verdacht auf, dass Schnaidt gar nicht an den zahlreichen technischen Neuerungen interessiert war, sondern sein Hauptaugenmerk ausschließlich auf den Vergleich des bislang erfolgreich eingeführten Gaslichts mit der elektrischen Beleuchtung richtete. Er kam zu dem Schluss, dass die elektrische Beleuchtung, weil sie teurer, weniger bequem und zuverlässig als die Gasbeleuchtung sei, nur dort eingeführt werden sollte, wo man sich solche Liebhaberei etwas kosten lassen wolle. Ferner sei es »nicht zu befürchten«, dass sich in Ludwigsburg viele finden würden, die für außerordentlichen Lichtglanz einen dauernden Extraaufwand betreiben wollten. Im Übrigen mahnte er zur Vorsicht und strengen Prüfung, um kostspielige Überstürzungen zu vermeiden. Seine Darstellung muss in Ludwigsburg meinungsbildend gewesen sein, denn diese oder ähnliche Argumentationen hörte man später noch öfters, wenn es um die Beurteilung sogenannter »Elektrizitätssachen« ging.

Seinen Einzug hielt der elektrische Strom in Ludwigsburg, wie schon erwähnt, im Juli 1886 in Form einer eindrucksvollen nächtlichen Beleuchtung der Gewerbeausstellung im Rathaushof. Die Ludwigsburger Zeitung schrieb am 17. Juli 1886: »Mit Einbruch der Dunkelheit bewährte sich die von der Friedrich Vetter'schen Fabrik⁶ aus mit Dampfkraft versehene elektrische Beleuchtung glänzend.« Die neue Energie wurde in der Öffentlichkeit noch nicht praktisch genutzt, sie diente repräsentativen Zwecken. Von ähnlichen Überlegungen dürfte auch der Kommandeur des Feldartillerieregiments Nr. 29 geleitet worden sein, als er sich im Juli 1890 ebenfalls von der

benachbarten Vetter'schen Fabrik Strom zur Illuminierung des Casino-Gartenfestes und der unterhaltsamen Darbietungen liefern ließ. Auch darüber berichtete die Ludwigsburger Zeitung. Am 24. Juli 1890 erfuhren ihre Leser: »Hunderte von Zuschauern hatten sich an der Stuttgarter Straße sowie in der mittleren Allee aufgestellt; namentlich von letzterem Orte aus soll der durch das Grün der Obstbäume brechende Strahl des elektrischen Lichtes einen eigenartigen magischen Anblick gewährt haben.«

Einen ganz und gar praktischen Hintergrund hatte dagegen der Einsatz eines elektrischen Beleuchtungswagens der Daimler-Motoren-Gesellschaft bei einer militärischen Nachtübung der Krankenträger auf dem großen Exerzierplatz im Juni 1892. Nach nur dreiminütiger Montagezeit erhellten vier Bogenlampen das »Schlachtfeld« und fünf Glühlampen das Operationszelt. Der Bericht in der Ludwigsburger Zeitung vom 4. Juni 1892 hob die Erleichterung des Dienstes der Krankenträger bei der Bergung Verwundeter hervor und schließt: »Wird es doch selbst hilflosen Schwerverwundeten neuen Lebensmut bringen, wenn sie nicht in stockfinsterner Nacht verlassen auf dem weiten Felde liegen.«

Zur Frankfurter Elektrizitäts-Ausstellung 1891 entsandte der Gemeinderat zwei Beobachter, Stadtbaumeister Mößner und Ökonomie-Verwalter Werner. Während Mößner in seinem Bericht vor dem Gemeinderat ganz allgemein den Fortschritt auf allen Gebieten hervorhob und nach der gelungenen Kraftübertragung von Lauffen nach Frankfurt auf die steigende Bedeutung der Wasserkraft als dezentrale Energiequelle hinwies, ging Werner dezidiert ins Detail, sprach von dem Sieg der elektrischen Beleuchtung und von einer zukünftigen Zurückdrängung der Gasbeleuchtung. Das Gas würde aber nicht an Bedeutung verlieren, da zum Antrieb der elektrischen Generatoren vermehrt Gasmotoren zum Einsatz kommen würden – was sich allerdings als Irrtum erweisen sollte.

So klar Werner sich für die elektrische Beleuchtung und damit für die elektrische Energie aussprach, so indifferent und unentschlossen abwartend reagierte die Stadt auf Angebote, sich an der Gewinnung elektrischer Energie durch Wasserkraft zu beteiligen. Zwischen 1891 und 1894 kam die Ölfabrik Besigheim mehrere Male in dieser Sache auf die Stadt zu. Oberbürgermeister Abel antwortete ausweichend: »Dass die Elektrizität auch in Ludwigsburg für Beleuchtung und Bewegung ihren Einzug halten wird, ist ja außer Zweifel. Die Frage ist nur, wann und wo und vor allem durch wen? Wie Ihnen wohl bekannt ist, besitzt die Stadt eine Gasfabrik, deren Interesse wir im Auge behalten müssen. Der Gemeinderat will zunächst eine abwartende Haltung beobachten und dies entspricht auch meiner eigenen Anschauung.«

Einen Generalangriff in Sachen Elektrifizierung von Ludwigsburg startete Ende Oktober 1895 Hauptmann a.D. Karl Kleemann, ein Schwiegersohn des Fabrikanten Wilhelm Franck, mit seinem Angebot, in Ludwigsburg eine Bedarfsumfrage durchzuführen und danach gegebenenfalls in Zusammenarbeit mit der Maschinenfabrik Esslingen ein Elektrizitätswerk mit angegliedertem Schwimmbad in der Stadt zu errichten. Einen Monat später stimmte der Gemeinderat nur der Umfrage zu, was bedeutete, dass »die Frage, ob hier oder wann hier ein Elektrizitätswerk errichtet wird, ob dies durch die Stadtgemeinde oder durch ein Privatunternehmen und durch welches erfolgen soll, ebenso wie die Frage des Betriebs noch unbeantwortet und offen« blieb. Noch vor dem Abschluss der Umfrage startete die Maschinenfabrik eine Werbekampagne und veranstaltete am 5. Dezember 1895 im Saal des »Museums« einen informativen Vortrag über das Thema »Elektrisches Licht und elektrische Kraft«. Den für die praktischen Beispiele benötigten Strom lieferte über eine eiligst

Elektrizitätswerk.

Um bei Beginn der Umfrage den Herren Interessenten Gelegenheit zu geben, sich über alle einschlägigen Punkte zu informieren, findet
am Donnerstag den 5. Dezember, 8 Uhr abends
im Saale des Museums ein

öffentlicher Vortrag

statt über

Elektrisches Licht und elektrische Kraft

mit besonderer Berücksichtigung des Gewerbes.

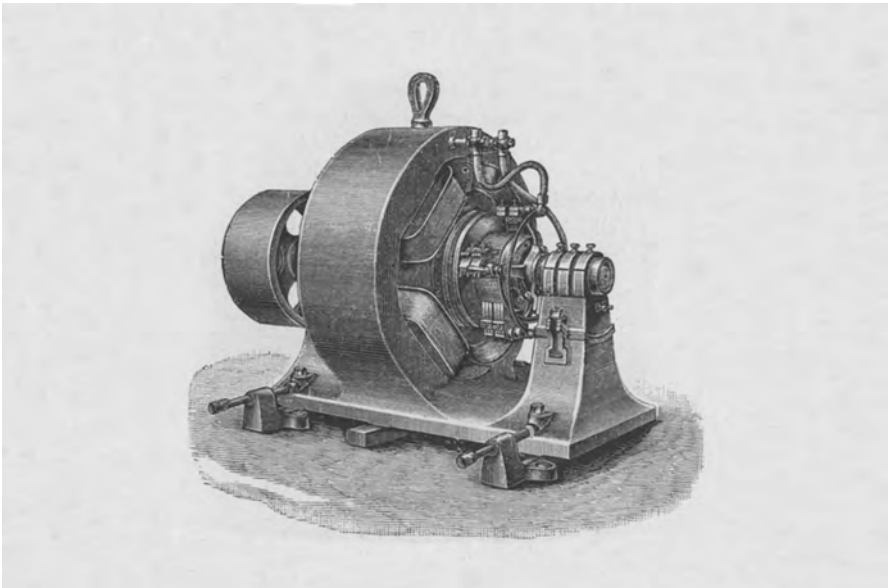
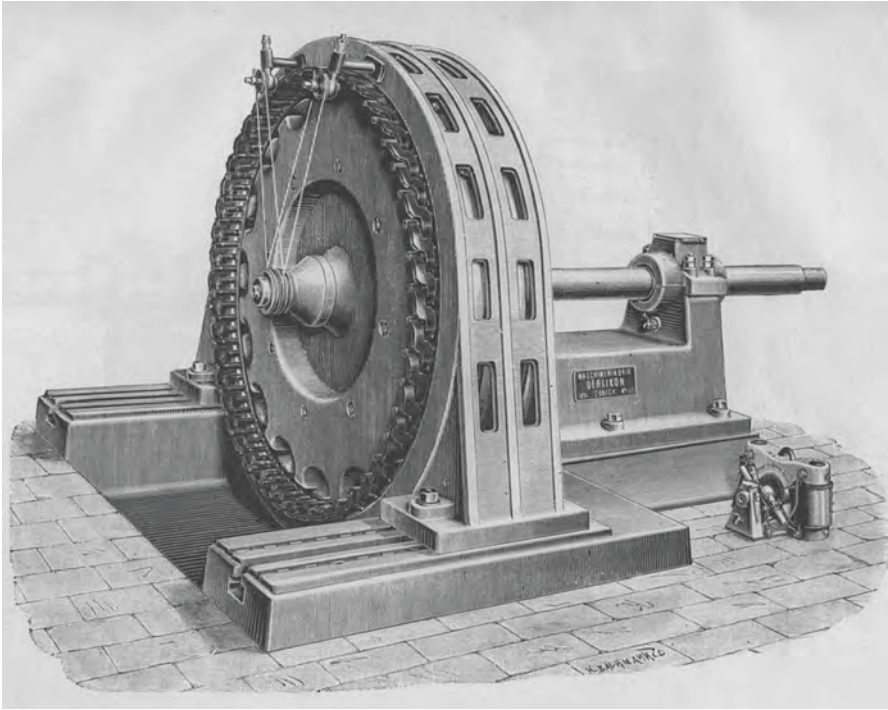
Jedermann ist freundlich eingeladen.

Maschinenfabrik Esslingen.

Ludwigsburger Zeitung, 3. Dezember 1895.

ingerichtete Freileitung Werkmeister Kirschner von seinem firmeneigenen Generator in der Alleenstraße. Ein Ingenieur der Maschinenfabrik demonstrierte die Wirkungsweise von Bogen- und Glühlampen, von Elektro-Motoren, Bügeleisen, elektrischen Brennscheren bis hin zum elektrischen Zigarrenanzünder, in der Hoffnung, die zahlreich erschienenen Zuhörer von den Vorteilen und unterschiedlichen Möglichkeiten der neuen Technik zu überzeugen und dadurch zu einer für die Maschinenfabrik günstigen Antwort auf die Umfrage gewinnen zu können. Doch die Rechnung ging nicht auf. 2200 Glühlampen, 36 Bogenlampen und 36 Motoren wurden angemeldet, zu wenig, um in Ludwigsburg ein eigenes Elektrizitätswerk rentabel errichten und betreiben zu können. Der Gemeinderat nahm im Mai 1896 von dem Ergebnis Kenntnis und beschloss, sich eine »weitere Beschlussfassung vorzubehalten«. Eine Entscheidung, die sicher auch mit dazu beitrug, dass sich neben der schon erwähnten Blechfabrik Vetter und dem Werkmeister Kirschner auch »Heinrich Franck und Söhne« (1896) und die Brauerei »Zur Krone« (1898) entschlossen, ihren Strom in eigenen Anlagen selbst zu produzieren.

Erst 1899 wurde das Thema Stromversorgung vom Gemeinderat wieder aufgegriffen. Die Stadt hatte bereits 1891 die Wasserkraft der alten Hohenecker Mühle käuflich erworben und bemühte sich jetzt um eine sinnvolle Nutzung als Wasserkraftwerk. Als 1899 auch die abgebrannte Mühle von Neckargröningen zum Verkauf anstand und damit als alternativer Standort in Frage kam, gab der Gemeinderat ein Gutachten zur Klärung der Standortfrage in Auftrag. Der Gutachter, Professor Maurer aus Stuttgart, gab Mitte 1900 Hoheneck den Vorzug. Der Gemeinderat beschloss, die Hohenecker Wasserkraft durch ein Kraftwerk zu nutzen. Mitte 1901 wurde die Konzession beim Innenministerium beantragt und im April 1902 waren die behördlichen Bedingungen zum Bau der Anlage erfüllt. Doch das Projekt scheint ins Stocken geraten zu sein, so dass sich Gemeinderat Huss im Februar 1903 genötigt sah, »im Hinblick auf die Erfahrungen der neueren Zeit – immer mehr Gewerbebetriebe richteten sich eine eigene, stadtunabhän-



*Oben: 15 kV-Drehstromgenerator der Fernübertragung Lauffen–Frankfurt, 1891;
unten: 50 kW-Gleichstrommotor der AEG, 1896.*

gige Stromversorgung ein – die Frage der Errichtung eines Elektrizitätswerks für die Stadt zur Sprache zu bringen«. Oberbürgermeister Dr. Hartenstein wollte zunächst die gerade laufende Umfrage des Gewerbe- und Handelsvereins abwarten, die Räte Schnaidt und Hoffmeister mahnten in Anbetracht der sehr hohen Kosten von geschätzten 500 000 Mark für ein eigenes Kraftwerk zur Vorsicht. Das Protokoll schloss mit dem Satz: »Nachdem nochmals der Vorsitzende das Wort ergriffen hatte, wird der Gegenstand verlassen.«

Der Vertrag mit den Neckarwerken 1904

Wie man einem Brief des Gewerbe- und Handelsvereins vom 27. Januar 1904 an den Oberbürgermeister entnehmen kann, fiel die oben erwähnte Umfrage negativ aus und die Vereinsführung war der Meinung, dass in Ludwigsburg aktuell kein Bedarf an der Einführung der Elektrizität bestehe. Außerdem war der Verein der Überzeugung, dass für Ludwigsburg ein mit erheblichen Kosten verbundenes Elektrizitätswerk nicht dringend nötig wäre, sei man doch mit dem vorzüglichen Gaslicht und den neuartigen Sauggasmotoren gut versorgt. Was den Verein dazu bewogen hatte, innerhalb von zwei Wochen eine Kehrtwende zu vollziehen und am 9. Februar 1904 bei den Neckarwerken in Altbach nach den Bedingungen nachzufragen, unter denen das Unternehmen Ludwigsburg mit Strom versorgen könnte, ist nicht bekannt, darüber kann nur spekuliert werden. Vermutlich war es die Vorstellung der Gewerbetreibenden und der Gemeinderäte, kein teures städtisches Elektrizitätswerk bauen zu müssen, sondern den Strom insgesamt günstiger von einem gewerblichen Kraftwerk beziehen zu können. Heinrich Mayer, der Gründer der Neckarwerke, kam diesen Wünschen entgegen, bot er doch an, Ludwigsburg im Rahmen eines Konzessionsvertrags von Altbach aus über eine Fernleitung mit Drehstrom zu beliefern, ohne Aufwendung von städtischem Kapital und ohne jedes Risiko. Das Angebot war verlockend. Auf der einen Seite war es für Heinrich Mayer von großem Interesse, neue Kunden an sich zu binden, um sein Terrain gegen eine mögliche Konkurrenz abzustecken, auf der anderen Seite konnte Ludwigsburg auf diesem Weg kostengünstig zu einer modernen Stromversorgung kommen.

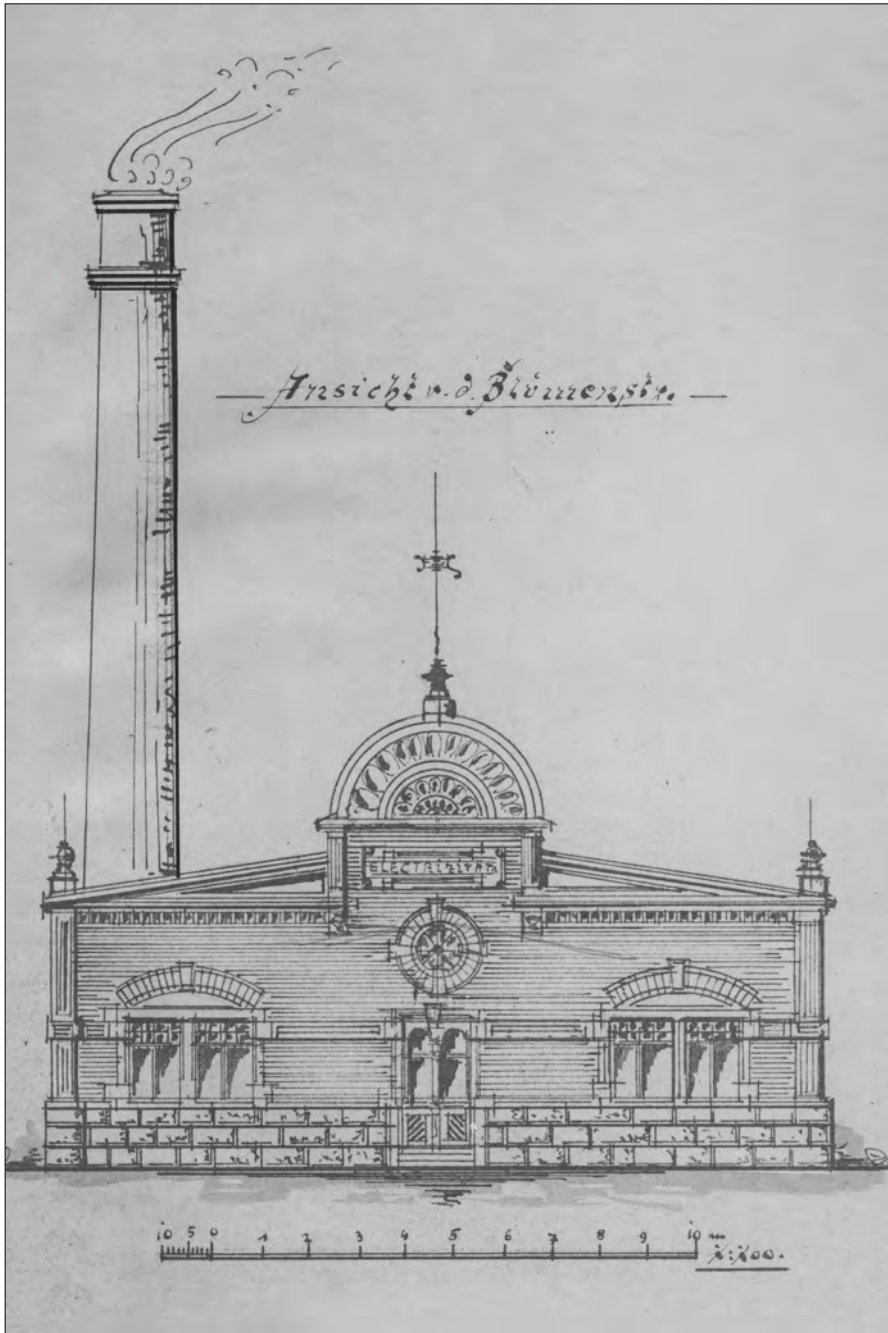
Auf einmal überstürzten sich die Ereignisse förmlich, zwischen den einzelnen Aktionen lagen nicht mehr Monate oder Jahre, sondern nur noch Tage oder Wochen. Bereits am 3. März diskutierte Heinrich Mayer ein erstes Mal mit dem Ökonomie-Verwalter der Stadt über den Vertragsentwurf. Mehrere Gesprächsrunden folgten. Am 24. März stellte Mayer bei der Hauptversammlung des Gewerbe- und Handelsvereins sein Projekt für Ludwigsburg vor und versuchte, mit Hilfe einer vergleichenden Betriebskostenrechnung die Anwesenden von den Vorteilen der elektrischen Energie gegenüber den anderen Energieformen wie Dampf oder Gas zu überzeugen. Die Berichterstattung in der Ludwigsburger Zeitung entfachte einen heftigen Streit in Form von engagierten Leserzuschriften zwischen den Befürwortern der Elektrizität und den Verteidigern des Gases als Energieträger.

Ungeachtet dieser Meinungsverschiedenheiten konstituierte der Oberbürgermeister am 30. März eine Elektrizitäts-Kommission unter seinem Vorsitz, der Mitglieder des Gemeinderats und des Bürgerausschusses angehörten. Bei der ersten Sitzung der Kommission am 24. April wurde definitiv beschlossen, vom Bau eines städtischen Elektrizitätswerks endgültig Abstand zu nehmen und parallel zu den Verhandlungen mit Heinrich Mayer Kontakte mit Städten wie Göppingen, Tübingen oder Heilbronn

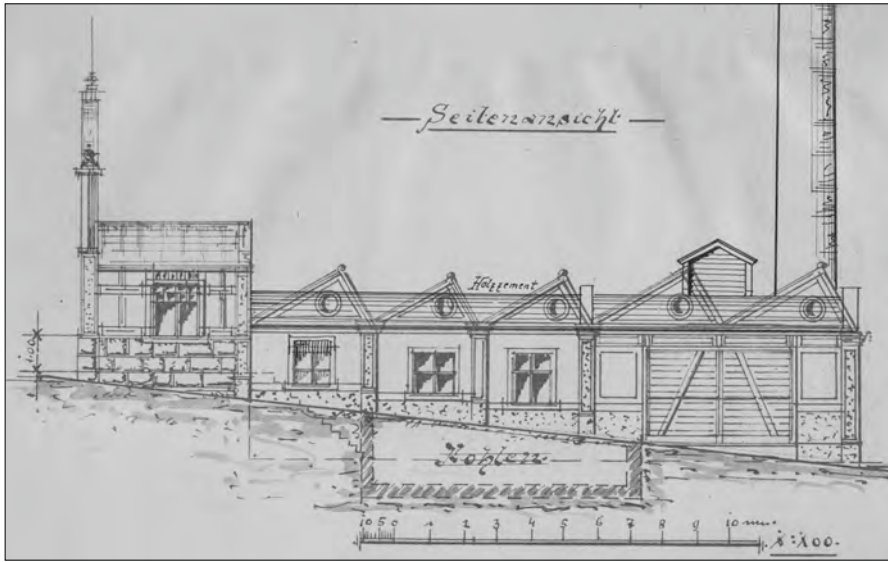
aufzunehmen, die schon Erfahrungen auf dem Gebiet der Stromversorgung gesammelt hatten. In der zweiten Sitzung am 27. Mai wurden weitere, überarbeitete Vertragsentwürfe diskutiert und bereits bei der dritten Sitzung am 6. Juli 1904 lag der endgültige Konzessionsvertrag unterschriftsreif vor – ein Vertrag, der mehr als 70 Jahre lang die Grundlage aller weiteren Verhandlungen, Änderungen, Nachträge und



Elektrizitätswerk Ludwigsburg: Vignette des Baugesuchs von 1904.



*Elektrizitätswerk Ludwigsburg: Fassade zur Blumenstraße;
aus dem Baugesuch von 1904.*



Elektrizitätswerk Ludwigsburg: Seitenansicht; aus dem Baugesuch von 1904.



Elektrizitätswerk Ludwigsburg (Blumenstraße 6) mit Kamin und Stromverteilungsmast.

Vereinbarungen zwischen den Neckarwerken und der Stadt bildete. In ihrer vierten Sitzung am 23. Juli empfahl die Kommission dem Gemeinderat, den Vertrag zu genehmigen, was am 29. Juli mit einer Gegenstimme geschah.

Der Vertrag umfasst 23 Paragraphen. Bei den Vertragsverhandlungen hatte es die Stadt verstanden, sich einen maßgeblichen Einfluss auf die Gestaltung und den Betrieb der Anlagen dadurch zu sichern, dass sie sich von den Neckarwerken weitreichende Mitsprachemöglichkeiten einräumen ließ, sei es durch die Prüfung der vorgelegten Anlagepläne oder durch die Genehmigung der damit verbundenen Kostenvoranschläge. Bezeichnend für den Geist des Vertrags lautet der Anfang des ersten Satzes von § 1: »Die Stadtgemeinde Ludwigsburg gestattet [!] den Neckarwerken Altbach-Deizisau die Errichtung einer elektrischen Anlage.«

Die starke Position der Stadt in dem Vertrag bot Zündstoff für kleinere, meist aber größere Auseinandersetzungen mit den Neckarwerken. Einige Paragraphen, deren Ausführung oder Interpretation immer wieder im Zentrum der Meinungsverschiedenheiten standen, seien hier erwähnt: § 2, verbindliche Laufzeit für die Stadt 15 Jahre, für die Neckarwerke 20 Jahre. § 4, Errichtung eines kleinen, mit Dampf betriebenen Elektrizitätswerks als Reserve-Anlage zur Absicherung der Versorgung für den Fall, dass der Strom über eine Fernleitung aus Altbach bezogen wird. § 6, Verpflichtung der Neckarwerke, die Arbeiten so zu beschleunigen, dass innerhalb von zwölf Monaten nach Vertragsabschluss die Anlagen, d.h. Fernleitung, Netz und Reserve-Anlage, in Betrieb genommen werden können. Zahlung einer Konventionalstrafe bei Nichteinhaltung des Eröffnungstermins. § 9, Genehmigung von Plänen und Kostenvoranschlägen durch die Stadt. § 13, Übernahmemöglichkeit der Reserve-Anlage durch die Stadt nach Vertragsende. § 17, Installationsmonopol der Neckarwerke, Zählermiete. § 18, Festsetzung des Strompreises. § 19, Anrufung eines Schiedsgerichts bei strittigen Fragen oder Meinungsverschiedenheiten. § 22, Ermittlung des Übernahmepreises der Reserve-Anlage. § 23, Hinterlegung einer Sicherheit in Höhe von 5000 Mark durch die Neckarwerke. Der einzige Paragraph, mit dem es, im Gegensatz zu den anderen Paragraphen, nie Schwierigkeiten gab.

Die Zeit des Aufbaus 1904–1906

Kommerzienrat Hoffmann, Ehrenbürger von Ludwigsburg und Teilhaber der Blechwarenfabrik Vetter, übernahm die Repräsentanz der Neckarwerke in Ludwigsburg, mit eigenem Büro zunächst bei Vetter in der Stuttgarter Straße 16. Die Stadt ihrerseits verpflichtete Direktor Erhard vom Elektrizitätswerk Stuttgart als sachverständigen Berater in allen Elektrizitätsfragen. Außerdem wurde ein unabhängiger Prüf-Sachverständiger zur Kontrolle der von den Neckarwerken ausgeführten elektrischen Installationen bestellt.

Die Planung sah vor, dass die Neckarwerke den Strom über eine 10 kV-Freileitung von Altbach über Fellbach nach Ludwigsburg zu einer ersten Trafo-Station an der Stuttgarter Straße liefern. Die Weiterleitung zu den Trafo-Stationen innerhalb der Stadt erfolgte dann mit Hochspannungs-Erdkabeln. Für die Kabelverlegung stellte die Stadt das benötigte Gelände unentgeltlich zur Verfügung. Auf der sechsten Sitzung der Elektrizitäts-Kommission fiel die Entscheidung, die vertraglich benötigte Reserve-Anlage auf einem städtischen Grundstück in der Blumenstraße 6 zu errichten. Im November/Dezember 1904 wurden die Baugesuche für die Reserve-Anlage und den



*Trafostation an der Bärenwiese (Ecke Stuttgarter Straße/Friedrich-Ebert-Straße)
mit Stromverteilungsmast, um 1905.*

Dampfkessel der zum Antrieb des Generators benötigten Dampfmaschine eingereicht. Herzstück der Reserve-Anlage war eine 150 PS starke Compound-Dampfmaschine, die über eine Transmission einen 5 kV-Drehstrom-Generator antrieb, dessen Ausgangsspannung dann auf die von Altbach gelieferten 10 kV transformiert werden musste. Sicher keine Ideallösung, was aber damit zusammenhing, dass die Neckarwerke Dampfmaschine und Generator nicht zueinander passend neu kauften, sondern improvisierten und auf eigene Lagerbestände zurückgriffen. Das Hochspannungskabel verlief zunächst vom Salon entlang der Stuttgarter Straße bis zu einer zweiten Trafo-Station an der Kreuzung mit der heutigen Friedrich-Ebert-Straße, wo sich in dem kleinen Kiosk heute immer noch ein Trafo befindet. Von da ging es als Ringleitung weiter, durch die Mathilden- und die Gartenstraße zur Reserve-Anlage in der Blumenstraße, dann durch die Lindenstraße zur letzten Trafostation am Reithausplatz und von dort über den Holzmarkt und Kaffeeberg zurück zur Schloss- bzw. Stuttgarter Straße. Die Betriebsspannung des sogenannten Kraftanschlusses für Elektromotoren betrug 230 V, die des Lichtanschlusses für Beleuchtungszwecke 120 V.

Der Gemeinderat hatte im Januar 1905 keine Einwände gegen die Pläne zur Kabelverlegung. Der Württembergische Dampfkessel-Revisionsverein genehmigte im Februar 1905 die Aufstellung der Kesselanlage und im März stimmte das Innenministerium der vorgeschlagenen Kabelverlegung zu. Zu diesem Zeitpunkt zeichnete es sich bereits ab, dass der nach § 6 vertragsmäßig zugesicherte Fertigstellungstermin der Anlage Anfang Juli 1905 nur schwer bzw. gar nicht einzuhalten sein würde, zumal mit der Installation der Hausanschlüsse erst Mitte Juni nach Abschluss der Kabelarbeiten begonnen werden konnte. Als dann Ende April die Bauarbeiten an der Reserve-Anlage

begannen, musste allen Beteiligten klar gewesen sein, dass die Stromversorgung Ludwigsburgs nicht nur verspätet, sondern auch ohne die nach § 4 vertraglich vorgesehene Reserve-Anlage, d.h. ohne Sicherheit bei Stromausfällen starten würde. Der zugesicherte Termin verstrich, der Ärger war vorprogrammiert.

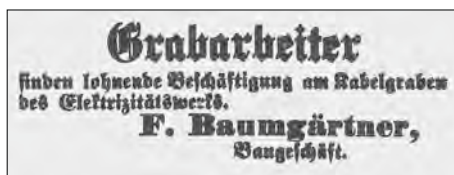
Die Bilanz des Stadtbaumeisters fiel ernüchternd aus: Nur die Trafo-Station am Reithausplatz war Ende Juli betriebsbereit, die beiden anderen warteten noch auf ihre Transformatoren. Etwa vier Wochen würde es noch dauern, bis das gesamte Netz einsatzbereit wäre, von der Reserve-Anlage ganz zu schweigen, die noch mindestens drei Monate brauchen würde. Da half es auch nichts, dass Anfang August 1905 pro forma einige Abnehmer vom Reithausplatz aus mit »Lichtstrom« versorgt wurden. Jacob Lang und Christian Knaussmann in der Unteren Reithausstraße sowie Theodor Hörle, Architekt Baumgärtner und Ökonom Diegel in der Oberen Reithausstraße waren die Glücklichen. Erst Ende September, als die beiden anderen Trafo-Stationen fertig waren, folgten weitere Abnehmer, u.a. die beiden Apotheken am Marktplatz.

Jetzt wird auch verständlich, warum in dieser Situation niemandem zu Feierlichkeiten mit Festreden und überschwänglichen Zeitungsberichten zumute war. Die Atmosphäre zwischen den Neckarwerken und der Stadt war gestört und von gegenseitigem Misstrauen geprägt, nicht nur wegen des geplatzen Termins und der halbfertigen Reserve-Anlage. Überhöhte und mit der Stadt nicht abgestimmte Installationskosten der Hausanschlüsse sorgten für Unmut und Verärgerung bei der Bevölkerung und der Stadtverwaltung. Die nach Meinung des städtischen Beraters Direktor Erhard zu hoch angesetzten Schätzpreise der veralteten technischen Einrichtung der Reserve-Anlage trugen auch nicht zur Entspannung bei, ebenso wenig wie die arrogante Reaktion der Neckarwerke auf die Vorwürfe seitens der Stadt: »Im Übrigen wird ja, wie wir bestimmt wissen, der Betrieb befriedigen, was doch das Wichtigste sein wird.«

Der Ökonomie-Verwalter der Stadt war daraufhin der Ansicht, dass dies kein Geschäftsgebaren sei, das Vertrauen genieße, und dass sich die Stadt diese Behandlung durch die Neckarwerke nicht bieten lassen müsse. Er riet zur Anrufung des Schiedsgerichts und gegebenenfalls auch zur öffentlichen Bekanntgabe des Geschäftsgebarens der Neckarwerke. Zum besseren Verständnis der Situation muss bemerkt werden, dass sich die Neckarwerke als Privatunternehmen von Heinrich Mayer eben in dieser Zeit in einer finanziell angespannten Situation befanden und dass sie im November 1905 von der Berliner Gesellschaft für elektrotechnische Unternehmungen – Gesfürel – übernommen und in eine Aktiengesellschaft, die Neckarwerke Esslingen A.G., umgewandelt worden sind.

Das Schiedsgericht 1905/06

Am 4. Oktober 1905 beschloss der Gemeinderat, sicher auch unter dem Eindruck der massiven Anlaufschwierigkeiten, das Schiedsgericht zur Schlichtung der »Meinungsverschiedenheiten« anzurufen und die Klageschrift einzureichen. Die Stimmung war auf-

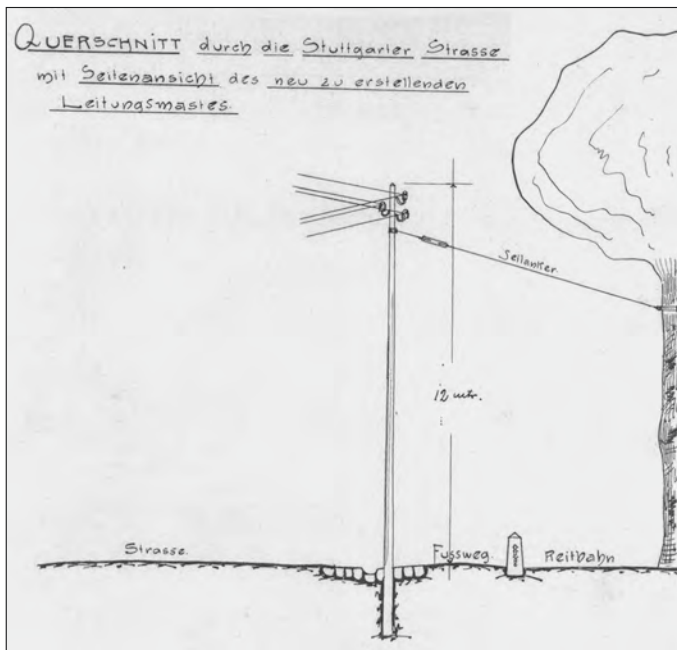


Ludwigsburger Zeitung, 11. April 1905.

geheizt. Wegen der sich häufenden Stromausfälle kochte des Volkes Zorn hoch. Gewerbetreibende beklagten finanzielle Einbußen durch unvorhersehbare Betriebsausfälle. Von Ende August bis Mitte Dezember fiel der Strom sechzehn Mal aus, oft nur Stunden, aber auch ganze Tage lang. Abhilfe konnte nur die Reserve-Anlage bringen, aber die technische Freigabe des neu aufgebauten Kessels zog sich bis Ende Februar 1906 hin.

Parallel zu den Verhandlungen mit dem Schiedsgericht machte die Stadt zusätzlich Druck auf die Neckarwerke, indem sie bei einem Scheitern der Gespräche den Austritt aus dem Vertrag in Erwägung zog und Kontakt mit dem Stuttgarter Bankier Albert Schwarz aufnahm, der bei Beihingen ein Wasserkraftwerk plante. Doch der von Schwarz angebotene Vertrag war für die Stadt trotz mancher Änderungen ungünstiger als der bestehende Vertrag mit den Neckarwerken und deshalb nicht akzeptabel. Das Projekt kam nicht zustande.

Am 24. März 1906 schlug das Schiedsgericht einen Vergleich vor, dem sich beide Parteien anschlossen. Der bestehende Vertrag wurde durch einen Nachtragsvertrag vom 25. Juni 1906 ergänzt: Die Neckarwerke verzichteten auf das umstrittene alleinige Installationsrecht (§ 17) sowie auf das Monopol zur Lieferung von Beleuchtungs-



*Stromleitungsmast in der Stuttgarter Straße, Plan von 1906.
Man beachte die Fixierung an einem Alleebaum.*

körpern, außerdem war die Stadt nicht mehr verpflichtet, im Fall einer Übernahme der »Elektrizitätsanlage« auch die »Maschinenanlage« von den Neckarwerken zu übernehmen (§ 13). Im Gegenzug verzichtete die Stadt auf die Zahlung der Konventionalstrafe (§ 6); die Möglichkeit, künftig ein Schiedsgericht anzurufen (§ 19), wurde gestrichen.

Ludwigsburg endlich unter Strom! Zehn Jahre nach dem ersten Vorstoß von Hauptmann Kleemann, in Ludwigsburg ein Elektrizitätswerk zu errichten, floss Licht- und Kraftstrom, wenn auch nicht aus städtischer Quelle, so doch von den Neckarwerken aus Altbach in die Ludwigsburger Haushalte, Gewerbebetriebe und staatlichen Gebäude. Eine Reserve-Anlage vor Ort sorgte seit Februar 1906 für die nötige Sicherheit der Versorgung, falls die Fernleitung von Altbach unterbrochen sein sollte. Der Fortschritt hatte nun endlich auch von Ludwigsburg Besitz ergriffen. Das örtliche Gewerbe blühte auf. Zufrieden konnte sich der Ökonomie-Verwalter zurücklehnen und über neue, wichtige Aufgaben, die es jetzt anzupacken galt, nachdenken. – Ein schöner Traum: Doch die Realität holte den Ökonomie-Verwalter noch vor Unterzeichnung des Nachtragsvertrags ein. Die Reserve-Anlage produzierte, wenn sie lief, und sie lief offenbar recht oft, neben Strom auch noch Rauch, Rußflocken und knallende Verpuffungsgeräusche, sehr zum Ärger und Schaden der Anwohner in der Blumenstraße und in der Gartenstraße. Anfang Mai 1906 erreichte den Oberbürgermeister ein erstes Beschwerdeschreiben mit der Bitte um Abhilfe, unterzeichnet von 31 Betroffenen,



Ludwigsburger Zeitung, 15. Januar 1906.

darunter auch Stadtbaumeister Mößner als Leidtragendem. Es begann eine unendliche Geschichte mit Beschwerden, Vorschlägen, Gutachten, vermeintlichen und echten Abhilfemaßnahmen, Beruhigungen und Vertröstungen.

Von den Anwohnern wurde die Erhöhung des nur 18 Meter hohen Kamins vorgeschlagen. Fachleute des Dampfkessel-Revisionsvereins bezweifelten die Wirksamkeit dieser Maßnahme und empfahlen ihrerseits eine Untersuchung durch den Lehrheizer der Technischen Hochschule. Andere meinten, der Standort der Anlage sei schlecht gewählt, er liege zu tief. Das Oberamt und die Regierung des Neckarkreises wurden eingeschaltet. Der Lehrheizer testete Anfang 1907 die Anlage. Seine Empfehlungen: anstatt der billigen Saar-Kohle hochwertige Ruhr-Kohle verwenden, den Brennstoff erweitern und zur Vermeidung der Verpuffungsgeräusche eine Kondensationseinrichtung mit einem Kühlturm einbauen. Die Geräusche verschwanden nach dem Einbau des Kühlturms, aber Rauch und Ruß belästigten nach wie vor die Anwohner. Die Beschwerden rissen nicht ab.

Offensichtlich war das Netz unterdimensioniert. Um einen Zusammenbruch zu vermeiden, musste die Reserve-Anlage nicht, wie vorgesehen, nur in Notfällen, sondern ununterbrochen in Betrieb sein, die Dampfmaschine arbeitete im Dauerbetrieb an ihrer oberen Leistungsgrenze. Die Neckarwerke schlugen deshalb zur Vermeidung von weiteren Netzüberlastungen die Verlegung einer zweiten Ringleitung vor. Die Regierung des Neckarkreises bestand auf eine Erhöhung des Kamins auf 30 Meter.

Daraufhin baten die Neckarwerke um Terminaufschub bis die neue Ringleitung verlegt sei. Die Erwartungen an die zweite Ringleitung erfüllten sich nicht so wie erwartet. Die Reserve-Anlage musste zur Gewährung der Sicherheit trotzdem unter Dampf bleiben und rauchte und rußte unverändert weiter. Die Anwohner beschwerten sich so lange, bis Ludwigsburg im Herbst 1912 über eine neue, leistungsfähige Fernleitung an die Enzgau-Werke Bissingen angeschlossen wurde und die Reserve-Anlage endgültig stillgelegt werden konnte.

Der Eindruck, dass die Einführung des elektrischen Stroms in Ludwigsburg nur Wut und Frust verbreitet hätte, soll hier aber nicht entstehen. Im Gegenteil, neue Gewerbe-zweige mit neuen Arbeitsplätzen entstanden. Die ortsansässigen Handwerker und Geschäftsleute reagierten schnell und öffneten sich der neuen Technik. Ab 1906 erschienen ihre Inserate in der Ludwigsburger Zeitung und in den Adressbüchern. Ein Uhrmacher verkaufte Taschenlampen und Batterien. Elektrotechniker, aber auch Flaschner installierten Lichtenanlagen. Gas- und Wasserinstallateure bauten Gaslüster in elektrische Lüster um. In der Drogerie konnte man jetzt neben Seife auch elektrische Artikel kaufen. Unter

Tel. 123. J. & C. Lang, Ludwigsburg. Tel. 123.



Elektrische Beleuchtungs- und Motor-Anlagen
im Auftrage an die Neckarwerke werden in
 Aldingen, Feuerbach, Hornwehlein, Ludwigsburg,
 Marbach und Zuffenhausen ausgeführt.

**Erstklassige J.C.C. Elektromotoren mit höch-
 stem Nulleffekt und geringem Stromverbrauch,
 elektrische Ventilatoren für alle Zwecke,
 Intensiv-Flammenbogen-Lampen, Spezial-
 Schaufelradbeleuchtungen.**

**Lager in Elektromotoren und allen elektrotech-
 nischen Bedarfs-Artikeln.**

**Kostenvoranschlag gratis, weitgehende Garantie für solide Ausführung.
 Gas- und Benzinmotoren werden in Gegenechnung genommen.**

Ludwigsburger Zeitung, 23. September 1907.

den zahlreichen Inserenten fiel besonders die Firma J. & C. Lang mit ihrem breiten Angebot auf. Als Vertreter der alteingesessenen Firma Reißer in Stuttgart vertrieb und installierte Lang elektrische Beleuchtungs- und Motor-Anlagen, aber auch Ventilatoren und Bogenlampen; Ingenieurbesuche wurden »bereitwilligst« durchgeführt und Gasmotoren im Austausch mit Elektromotoren in Zahlung genommen. In den Gewerbebetrieben wurden verstärkt Elektromotoren als Antriebsaggregate eingesetzt. Ein Fotograf empfahl sich seiner Kundschaft mit dem Argument, dass er durch seine neueste, moderne, elektrische Beleuchtungseinrichtung auch abends in der Lage sei, Bilder zu liefern, die von Tagesaufnahmen nicht mehr zu unterscheiden seien. Bei der Eröffnung des Hotels »Herzog Eberhard« im Jahr 1907 wurde als Werbeargument extra darauf hingewiesen, dass die Zimmer mit elektrischem Licht ausgestattet seien.

Als Kuriosität sei ein Wahlaufzug vom November 1905 erwähnt, in dem die Mitbürger aufgefordert wurden, bei der anstehenden Wahl den Gemeinderat und Werkmeister Hardegg zu meiden, weil dieser im Vorjahr gegen die fortschrittliche Einrichtung eines Elektrizitätswerks gestimmt hatte. Bemerkenswert auch die Ankündigung zweier physikalischer Vorträge in der Ludwigsburger Zeitung. Ein reisender Physiker lud Anfang Dezember 1907 zu Experimentalvorträgen über »Die körperliche Natur der Elektrizität« ein. Da die Vorträge kein Fachwissen voraussetzten, könnten sie »jedem, der sich für Physik interessiert, auch Damen (!), nicht warm genug empfohlen werden«.

Die elektrische Oberleitungsbahn 1910–1926

Selbst wenn sie nur eine kurze Episode zwischen 1910 und 1926 blieb, ist die Geschichte der gleislosen Ludwigsburger Oberleitungsbahn bemerkenswert und ein Beispiel kommunaler Zusammenarbeit zwischen den Gemeinden Ludwigsburg, Oßweil, Neckargröningen und Aldingen. Eduard Theiner hat im Heft 54/2000 der Ludwigsburger Geschichtsblätter umfassend über dieses originelle Verkehrsmittel berichtet, weshalb hier nur kurz auf dieses Thema eingegangen werden soll.

Die Bahn und die Bahntechnik wurden von der Bremer Firma »Köhlers Bahnpatente« geliefert, die mit den Neckarwerken Mitte Oktober 1910 einen Stromliefervertrag abgeschlossen hatte. Da die Neckarwerke Ludwigsburg mit Drehstrom versorgten, die Waggons aber mit 500 V-Gleichstrom-Motoren ausgerüstet waren, musste in einer in der Schorndorfer Straße 84 gegenüber dem Alten Friedhof eigens errichteten



*Ludwigsburger Oberleitungsbahn
vor dem ehemaligen Gasthaus zur Traube in Oßweil.*

»Kraftstation« der Drehstrom aufwendig in den benötigten Gleichstrom umgeformt werden.⁷ Die Bahn befuhr ab Ende 1910, meist unrentabel und oft störungsanfällig, bis 1923 die Strecke über Oßweil nach Aldingen und ab 1911 bis 1926 die Strecke zum Heilbad Hoheneck. Dass das Projekt letztlich scheiterte, lag sicher nicht an der Bereitschaft, die Vorteile der neuen Technik in die Tat umzusetzen, sondern eher an der noch unausgereiften Technik und den unruhigen und unsicheren Kriegs- und Nachkriegsjahren.

Die Jahre der Konsolidierung 1910–1924

Nach dem zusätzlichen Anschluss an die Enzgau-Werke hat sich die Stromversorgung in Ludwigsburg stabilisiert. Bereits ab 1910 wurden vermehrt Großkunden ans Netz angeschlossen, u.a. 1910 die Dragoner-Kaserne und, wie gerade erwähnt, die Kraftstation der Oberleitungsbahn, 1912 das Zuchthaus und das Krankenhaus, 1913 das Garnisonlazarett, das Kaufhaus Berg, das Zentral-Theater-Kino von Karl Oldag und die Instrumentenfirma Sanitaria, 1916 der Güterbahnhof und das Gaswerk, 1917 das Artillerie-Laboratorium in der Solitudeallee. Im Dezember 1921 fasste der Gemeinderat trotz einiger Bedenken den Beschluss, in den Sitzungssälen des Rathauses neben dem bestehenden Gaslicht jetzt auch eine elektrische Beleuchtung installieren zu lassen.

Zwischen 1911 und 1924 wurden ernsthafte Überlegungen angestellt, den bei der Beheizung des neuen Stadtbades anfallenden Dampf zur Stromerzeugung zu verwenden. Die Neckarwerke wären bereit gewesen, die Anlage zu errichten und den erzeugten Strom gegen eine entsprechende Vergütung zu übernehmen. Letztlich scheiterte das Projekt dann doch an der fehlenden Rentabilität und die Stadt erhielt von den Neckarwerken eine stattliche Vergütung dafür, dass diese die versprochene Anlage nicht bauen mussten!

1916, Kriegszeit: Rohstoffknappheit, erhöhter Energiebedarf und Geldnot bestimmten das Wirtschaftsleben. Es verwundert nicht, dass die Neckarwerke in dieser Situation versuchten, ihre seit über drei Jahren stillgelegte Ludwigsburger Reserve-Anlage zu Geld zu machen, was aber wegen vertraglicher Regelungen nur mit Zustimmung der Stadt möglich war. Die Stadt knüpfte ihr Einverständnis an Bedingungen, in der Hoffnung, die Neckarwerke auf diesem Weg endlich dazu veranlassen zu können, die Höhe der Zählermiete um mindestens 40 Prozent zu reduzieren, was prompt abgelehnt wurde. Erst als das Kriegsministerium die Anlage im Jahr 1917 für kriegswichtige Verwendungszwecke beanspruchte, einigten sich beide Parteien. Der Gemeinderat stimmte Ende April 1918 dem Abbau und Verkauf der Maschinenanlage unter der Bedingung zu, dass die Neckarwerke die Stadt mit 10 Prozent am Verkaufserlös beteiligten. Ob die Anlage dann vor Kriegsende tatsächlich noch abgebaut wurde, ist nicht eindeutig geklärt.

Die erste Vertragsverlängerung 1928

Unter den zahlreichen Problemen, die nach dem Krieg auf Ludwigsburg zukamen, nahm die Stromversorgung der Stadt, zumindest zeitlich, eine Sonderstellung ein. Gut acht Jahre erschien das Thema immer wieder auf der Tagesordnung. Fest stand, dass der seit 1904 geltende Vertrag mit den Neckarwerken für die Stadt 1920 auslief.

Das Verhältnis der beiden Vertragspartner war bekanntlich angespannt. Das Leitungsnetz, im vertraglichen Besitz der Neckarwerke, war störanfällig und nicht mehr ausreichend leistungsfähig. Es sollte dringend verstärkt und ausgebaut werden, was die Neckarwerke auch vertragswidrig ohne Abstimmung mit der Stadt unter Kostenbeteiligung der Abnehmer durchzuführen versuchten. Die Höhe der Strompreise und der Zählermiete sowie die Unlogik mancher Rabatte sorgten regelmäßig für Unmut. Auch waren die Belästigungen durch die Reserve-Anlage und deren schleppende bzw. unzureichende Beseitigung noch in bester Erinnerung. Es war also nicht verwunderlich, dass wieder Überlegungen angestellt wurden, ein eigenes Elektrizitätswerk, wie schon um 1900 geplant, am Neckar bei Hoheneck zu errichten oder aber mit einem anderen Stromproduzenten neue Lieferverträge abzuschließen. In beiden Fällen hätte die Stadt den Vertrag mit den Neckarwerken kündigen und dann laut § 13 die gesamte elektrische Anlage von den Neckarwerken käuflich erwerben müssen.

Ein langjähriges politisches Pokerspiel mit hohem Einsatz folgte, in dem die Stadt glaubte, große Gewinne machen zu können. Die beiden Mitspieler, das Elektrizitätswerk Beihingen-Pleidelsheim und die Neckarwerke, ließen sich aber nicht gegeneinander ausspielen. Die Hoffnung, den in Friedenszeiten laut § 22 errechneten und garantierten Kaufpreis der Anlage während der galoppierenden Inflationszeiten womöglich in Papiermark zahlen zu können und dadurch günstig an ein städtisches Stromnetz zu kommen, zerschlug sich schlagartig mit der Stabilisierung der Währung im November 1923. Es bestand »nicht mehr die Notwendigkeit, dass die Bestimmungen der §§ 13 und 22 des Vertrags mit der Neckarwerke A.-G. vom 6. Juli 1904 eine Lösung jetzt finden und zwar deshalb, weil die Vorteile, die uns aus der Übernahme der Anlagen in Ludwigsburg während der Zeit der Inflation erwachsen wären, jetzt nicht mehr zu treffen«. Diese Erkenntnis des Ökonomie-Verwalters führte dazu, dass sich die Vertragspartner am 28. Januar 1928 darauf einigten, den bestehenden Vertrag in unveränderter Form bis zum 1. Juli 1935 zu verlängern, d.h. die Neckarwerke behielten das Netz in ihrer Verantwortung, im Gegensatz zu der aktuell im Jahr 2013 gefallenen Entscheidung, nach der die Stadt dem Stromversorger EnBW als Nachfolger der Neckarwerke das Ludwigsburger Netz abkaufte und seitdem durch die Stadtwerke selbst betreibt.



Werbefroschüre der Neckarwerke.

Die elektrische Straßenbeleuchtung 1926–1928

Seit der Eröffnung des städtischen Gaswerks im Jahr 1858 wurden die Ludwigsburger Straßen mit Gaslicht beleuchtet. Wer aber glaubte, dass nach der Einführung des elektrischen Stroms in den Jahren 1905/06 die Straßenbeleuchtung von Gas auf Strom umgestellt würde, hatte sich getäuscht. Die Stadt wollte prüfen und abwarten. Romantische Gefühle waren es sicher nicht, an der gut funktionierenden Gasbeleuchtung festzuhalten, eher Kostengründe. Außerdem waren die Befürchtungen, dass eine beschleunigte Verbreitung der elektrischen Beleuchtung dem städtischen Gaswerk auf Dauer schaden könnte, noch lange nicht ausgeräumt. Neben den Gaslaternen gab es deshalb nur wenige elektrische Straßenlampen in Ludwigsburg, meist von privater Hand errichtet. Baumeister Kirschner z. B. betrieb schon 1904 vor seinem Anwesen in der Martin-Luther-Straße zwei Lampen, die er aus seiner eigenen Dynamo-Anlage speiste. 1908 ließen sich die Ziegelwerke und die Firma Franck in der Keplerstraße eine elektrische Beleuchtung installieren, damit ihre »Beamten« bei Dunkelheit ungefährdet zur Firma bzw. zurück in ihre Wohnungen kommen konnten. 1911 beantragte die Landarmenbehörde eine zweiflammige elektrische Beleuchtung vor ihrem Gebäude in der Friedrichstraße. Alles in allem blieb es aber bei Einzelfällen.

Noch 1926 stellte der Technische Ausschuss beim Gemeinderat den Antrag, »von der Einführung der elektrischen Beleuchtung der Straßen z. Zt. abzusehen«. Gleichzeitig meinte Stadtrat Dr. Walcker, die Beleuchtung des Marktplatzes sei »geradezu Luxus«. Oberbürgermeister Dr. Hartenstein beendete 1927 die nicht mehr vertretbare Verweigerungshaltung und ließ von den Neckarwerken in der Mylius-, Schiller- und Mathildensstraße eine elektrische Straßenbeleuchtung zunächst probeweise einrichten. Der Versuch verlief positiv, die Stadt übernahm die Versuchsanlage und weitete die Beleuchtung vom Bahnhof über die Wilhelm- und Schorndorfer Straße bis zum Schorndorfer Tor bzw. über die Schloss- und Heilbronner Straße bis zur Marienwahl aus. Nach der Unterzeichnung eines Stromlieferungsvertrags für die Straßenbeleuchtung am 3. November 1928 konnte die schrittweise Umstellung von Gas auf Strom beginnen.

Die weitere Entwicklung in Stichworten

Mit der Zustimmung des Gemeinderats zur Vertragsverlängerung bis 1935 und der Rückzahlung der 1904 geleisteten Kautions von 5000 Mark war nach 20 Jahren die stürmische Einführungsphase des elektrischen Stroms beendet. Die Netzspannung wurde 1928 mit finanzieller Unterstützung der Verbraucher durch die Neckarwerke von 120/230 V auf 220/380 V umgestellt. Ohne größere Probleme verlängerte die Stadt 1930 den Vertrag mit den Neckarwerken bis 1954 und 1952 um weitere 25 Jahre bis 1977. Zu ergänzen wäre noch, dass das niedrige Bürogebäude der alten Reserve-Anlage in der Blumenstraße im Jahr 1935 gründlich umgebaut und erweitert wurde und bis 1992 die Bezirksstelle Ludwigsburg der Neckarwerke Esslingen beherbergte.

Die Stromversorgung der Stadtteile 1905–1911

Während Eglosheim und Pflugfelden zur Zeit der Elektrifizierung von Ludwigsburg bereits eingemeindet waren, konnten Hoheneck, Neckarweihingen, Oßweil und Poppweiler noch als selbständige Gemeinden entscheiden, wann sie mit welchem

Energieversorger die entsprechenden Verträge abschlossen. Eglosheim und Pflugfelden bezogen wie Ludwigsburg ihren Strom von den Neckarwerken. Hoheneck, Oßweil und Neckarweihingen entschieden sich, wie viele andere Gemeinden im Bezirk auch, für das 1909 gegründete Elektrizitätswerk Beihingen-Pleidelsheim, die spätere KAWAG, während Poppenweiler sich dem Elektrizitätswerk Stuttgart, der späteren TWS, anschloss.

Eglosheim

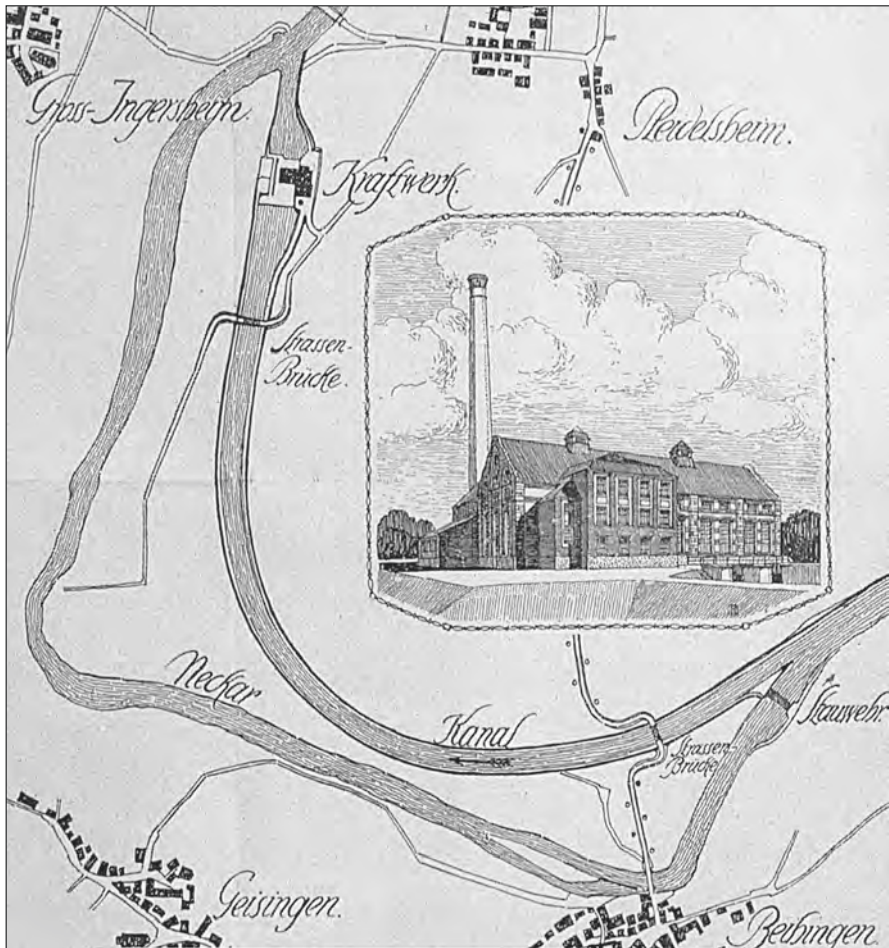
Der Eingemeindungsvertrag von 1901 mit Eglosheim enthält in § 7 den Passus: »Im Falle der Errichtung eines Elektrizitätswerks in der Stadt Ludwigsburg (die übrigens bis jetzt eine greifbare Gestalt nicht angenommen hat) erfolgt auch bei entsprechendem Bedürfnis eine Stromabgabe nach Eglosheim.« Anfang 1910 war es dann soweit, als die Neckarwerke im Rahmen der Verlegung eines Erdkabels in Eglosheim eine Trafo-Station errichteten und der Stadtteil auf diese Weise recht unkompliziert, quasi als »Abfallprodukt«, auch mit Strom versorgt werden konnte. Nach einer Bedarfsermittlung, die offenbar positiv ausfiel, versprachen die Neckarwerke, neben einer kostenlosen Leitungsverlegung auch alle Einzelanschlüsse, die bis Mitte Juni 1910 angemeldet würden, ebenfalls kostenlos auszuführen. Erstaunlich schnell schritten die Arbeiten voran und ab 8. Oktober 1910 brannten die ersten elektrischen Glühbirnen in den Zimmern der Eglosheimer.

Pflugfelden

Anders in Pflugfelden. Eine spätere Stromversorgung des Ortes wurde in dem Eingemeindungsvertrag von 1903 den Bewohnern nicht in Aussicht gestellt. Nachdem die Neckarwerke 1908 einen Anschluss für unrentabel erachtet hatten, wandte sich der Bürgerverein Anfang 1909 an den Ludwigsburger Gemeinderat mit der Bitte, die Sache der Stromversorgung doch voranzutreiben. Die Neckarwerke waren jetzt auch grundsätzlich bereit, Pflugfelden anzuschließen, obwohl im Rahmen einer Umfrage der Bedarf von nur 22 Elektro-Motoren und 128 Lampen ermittelt wurde. Die Stadt sollte sich aber mit 4500 Mark an den Kosten beteiligen. Dem Ludwigsburger Gemeinderat war diese Ausgabe für 600 Pflugfeldener einfach zu hoch! Er lehnte die Kostenübernahme Mitte 1909 ungeachtet der Proteste des Bürgervereins ab. Die Sache ruhte, die Pflugfeldener wurden unzufriedener und erst im Oktober 1910, als Eglosheim bereits am Netz war, erklärten sich die Neckarwerke bereit, auch Pflugfelden, diesmal unter deutlich günstigeren Bedingungen, anzuschließen. Neben Angeboten für die Rat- und Schulhausbeleuchtung wurden gleichzeitig auch Kostenvorschläge für eine elektrische Straßenbeleuchtung eingeholt. Ende 1910 lag der Kabelplan vor. Am 17. August 1911 erhellte zum ersten Mal eine elektrische Straßenbeleuchtung Pflugfelden, allerdings nur bis 11 Uhr nachts, dann wurde das Licht aus Kostengründen ausgeschaltet.

Hoheneck, Neckarweihingen, Oßweil

Die drei Gemeinden entschlossen sich Anfang 1910, ihren Strom von dem neu gegründeten, damals noch im Bau befindlichen Elektrizitätswerk Beihingen-Pleidelsheim des Bankiers Schwarz zu beziehen. Das Kraftwerk stand unter der Aufsicht der Amtskörperschaft, also des Oberamts, was viele Gemeinden dazu bewegen haben dürfte, sich dem Unternehmen von Schwarz und nicht den konkurrierenden Neckarwerken anzuschließen. Den drei Gemeinden wurden fast zeitgleich Anfang



*Lage und Ansicht des Elektrizitätswerks Beihingen-Pleidelsheim
im Konzessionsgesuch von 1909.*

April 1910 vom Oberamt die Vertragsentwürfe zur Diskussion vorgelegt. Am 17. Juli unterschrieb Hoheneck, am 19. Juli Neckarweihingen und am 30. September nach etwas längerer Zeit des Abwägens auch Oßweil den Vertrag. Neben den privaten Anschlüssen sollten nach dem Beschluss der Gemeinderäte als erstes die Rat- und Schulhäuser ans Netz angeschlossen werden, um die Sitzungs- bzw. Schulzimmer zeitgemäß zu beleuchten. Dem Rathaus der Oberamts- und ehemaligen Residenzstadt blieb dieses großzügige Entgegenkommen des Gemeinderats bekanntlich noch zehn Jahre lang verwehrt.

Ähnlich verlief es bei der Straßenbeleuchtung. Hoheneck und Oßweil beschlossen noch im November 1910, sich vom Elektrizitätswerk Beihingen-Pleidelsheim auch die Beleuchtung der Straßen einrichten zu lassen. Wann sich Ludwigsburg dagegen

zu einer elektrischen Straßenbeleuchtung durchrang, wurde bereits erwähnt. Am 26. April 1911 ging Hoheneck ans Netz, Neckarweihingen und Oßweil dürften nicht viel später gefolgt sein. Bis zur Eröffnung des Elektrizitätswerks Beihingen-Pleidelsheim Anfang 1915 übernahmen die Neckarwerke aushilfsweise die Stromversorgung der drei Gemeinden.

Poppenweiler

Unter den späteren Ludwigsburger Stadtteilen nahm Poppenweiler eine Sonderstellung ein. Bereits 1891 hatte die Gemeinde im Bereich der heutigen Mühlackerstraße Gelände am Neckar an die Stadt Stuttgart verkauft, die dort, etwa 1,5 km oberhalb der heutigen Staustufe⁸, ein Elektrizitätswerk bauen wollte. Als dann 1905 mit dem Bau begonnen wurde, nutzte Poppenweiler die Gunst der Stunde und forderte im Gegenzug zu der äußerst günstigen Überlassung des Baugeländes vom Elektrizitätswerk Stuttgart unentgeltlichen Strom für die Beleuchtung von Rathaus, Schulhaus und der Straßen sowie für den Betrieb der elektrischen Pumpe der örtlichen Wasserversorgung. Am 13. Februar 1906 wurde mit Stuttgart eine Vereinbarung über die Stromlieferung nach Poppenweiler abgeschlossen, wonach der Gemeinde täglich 50 PS-Stunden für den Pumpbetrieb unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurden. Die Kosten für die Beleuchtung von Rathaus, Schule, Feuerwehrmagazin und der Straßenlampen mussten dagegen von der Gemeinde regulär bezahlt werden. Am 1. April 1908 brannten zum ersten Mal sechzehn elektrische Lampen in den Straßen von Poppenweiler.

Anmerkungen

- 1 Ein durch eine Spule bewegter Magnet induziert in dieser eine Spannung, die an den Spulenden gemessen werden kann.
- 2 Lichtquelle ist ein Lichtbogen zwischen zwei Kohleelektroden.
- 3 Das Phänomen der Selbsterregung von Generatoren durch den Restmagnetismus des Eisenkreises.
- 4 Neckarwerke Altbach-Deizisau, gegründet 1900 von dem Kaufmann Heinrich Mayer; August 1900 erste Drehstrom-Lieferung aus einem Dampfkraftwerk; 1904 Inbetriebnahme des Wasserkraftwerks; Ende 1905 Umwandlung in eine Aktiengesellschaft; 1908 Ausscheiden von Heinrich Mayer; 1912 Übernahme der Enzgau-Werke Bissingen.
- 5 Osram: ein Kunstwort, zusammengesetzt aus Osmium und Wolfram.
- 6 Friedrich Vetter, Metall- und Lackwarenfabrik, Stuttgarter Straße 16.
- 7 Ein Drehstrom-Motor trieb einen 100 kW-Gleichstrom-Generator an, der die Oberleitungsbahn mit der benötigten Gleichspannung von 500 V versorgte.
- 8 Neubau im Rahmen der Neckarkanalisation Mitte der 1950er Jahre.

Quellen und Literatur

Literatur:

Adressbücher von Ludwigsburg 1906 ff.

Theodor Bolay: Chronik von Neckarweihingen, Bietigheim 1968, S. 148.

Theodor Bolay: Chronik von Poppenweiler, Bietigheim 1974, S. 238 ff.

Georg Dettmar: Die Entwicklung der Starkstromtechnik in Deutschland, Berlin 1940.

Herbert Felden: Ortsbuch Hoheneck, Neckarwestheim 1983, S. 226.
Marlis Prinzing: Strom für das Neckarland, St. Katharinen 2000.
Eduard Theiner: Als Ludwigsburg gleislos fuhr. Die Oberleitungsbahnen nach Aldingen und Hoheneck 1910–1926, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 54 (2000) S. 151–173.

Quellen:

Stadtarchiv Ludwigsburg

E 1 Bü A 4 (Eingemeindung von Eglosheim)
H 4 Bd. 351 (Gemeinderatsprotokolle von Hoheneck)
L 2 Bü 612 (Vorgeschichte der Stromversorgung)
L 3/1 AZ 6210 (Konzessionsvertrag vom 6. Juli 1904)
L 3/1 Bü 427 (E-Werk Beihingen-Pleidelsheim)
L 3/1 Bü 428 (E-Werk Beihingen-Pleidelsheim; Reserve-Anlage Ludwigsburg)
L 3/1 Bü 429 (Konzessionsverträge)
L 3/1 Bü 430 (Broschüre »50 Jahre KAWAG«)
L 3/1 Bü 431 (Vertragsverlängerung 1924)
L 3/1 Bü 432/433 (Stromabnehmerverbände)
L 3/1 Bü 434 (Hochspannungsleitungen; Zulassung von Installateuren)
L 24 Bü 93 (Vertragsverhandlungen mit den Neckarwerken)
L 24 Bü 94 (Abrechnung der Reserve-Anlage; Netzausbau)
L 24 Bü 95 (Einzelanschlüsse; Lieferbedingungen; Schiedsgericht)
L 24 Bü 96 (Abbau der Reserve-Anlage)
L 24 Bü 97 (Einzelanschlüsse; Netzausbau)
L 24 Bü 98 (Verhandlungen mit dem Bankhaus Schwarz)
L 24 Bü 99 (Kabelpläne Innenstadt)
L 24 Bü 100 (Stromanschluss Pflugfelden)
L 24 Bü 101 (Stromanschluss Eglosheim)
L 24 Bü 102 (E-Werk Beihingen-Pleidelsheim; Hochspannungsleitungen)
L 24 Bü 103 (Tarife; Stadtbad-Strom; Vertragsverlängerung)
L 24 Bü 104 (Stadtbad-Strom)
L 24 Bü 117/118 (Oberleitungsbahn)
L 32/III Bü 236 (Dynamo-Anlage Heinrich Franck & Söhne)
L 32/III Bü 277 (Dynamo-Anlage Aktienbrauerei zur Krone)
L 32/III Bü 280 (Dampfkessel-Zulassung der Reserve-Anlage; Beschwerden)
L 63 Bü 2055 (Baupläne der Reserve-Anlage)
L 63/1 Bü 111 (Baugesuch für die Reserve-Anlage; Beschwerden)
L 150 (Gemeinderatsprotokolle Ludwigsburg)
N 4 Bd. 507 (Gemeinderatsprotokolle Neckarweihingen)
O 3 Bd. 672 (Gemeinderatsprotokolle Oßweil)
Po 2 Bde. 438–440 (Gemeinderatsprotokolle Poppenweiler)
S 3/1 Nr. 52 (Materialsammlung Stromversorgung)
S 30 (Ludwigsburger Zeitung)
S 31 SK 4.2.1 (Zeitgeschichtliche Sammlung, Energiewirtschaft)

Bürgerbüro Bauen Ludwigsburg

Bauakten Blumenstraße 6
Bauakten Schorndorfer Straße 84

Pfarrarchiv Poppenweiler

»Heimatklänge aus Poppenweiler«, Dez. 1905 – Aug. 1909

Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg

B 74 (Neckarwerke Esslingen A.G., Fotosammlung)

Marbach im Sommer 1914

Wie die Stadt den Ausbruch des Ersten Weltkriegs erlebt hat*

von Hermann Schick

Erst im Abstand von hundert Jahren gelangt die Bedeutung des Jahres 1914 richtig ins allgemeine Bewusstsein. Erst jetzt wird deutlich, wie alle die großen Umwälzungen des 20. Jahrhunderts in den Geschehnissen jenes Jahres ihren Ausgang nahmen. Im Folgenden soll gezeigt werden, wie sich das große Weltgeschehen in der kleinen Stadt Marbach ausgewirkt hat, was die Bürger zu spüren bekamen, wie sich ihr Leben verändert hat, womit sie fertig werden mussten.

Dazu ist erforderlich, dass die Stadt von 1914 zunächst vorgestellt wird. Marbach wies damals zwei Wachstumsspitzen auf: im Osten den schon 1879 eröffneten Bahnhof und im Süden das 1903 eröffnete Schillermuseum. Entlang den strahlenförmig vom mittelalterlichen Stadtkern ausgehenden Straßen entstanden mehr und mehr landwirtschaftliche Anwesen, deren Besitzer aus der Enge der Altstadt aussiedelten. An der Straße zum Bahnhof wurden in sicherer Entfernung zur Kernstadt auch mehrere ländliche Villen gebaut, die heute im Verlauf von Güntterstraße und Goethestraße noch erhalten sind. Was es in Marbach im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts nicht gab, war ein weiträumiger Stadtentwicklungsplan, der eine klare Trennung zwischen Wohn- und Gewerbe- bzw. Industriegebiet vorgesehen hätte. Es gab fabrikähnliche Anwesen im Westen an der Ludwigsburger Straße, eine Schuhfabrik beim Schillermuseum, Möbelfabriken beim Bahnhof und an der Schillerstraße, und die Ludwigsburger Firma Franck betrieb eine Zichorienfabrik an der Straße nach Rielingshausen.

Aber nicht nur Aussiedlerhöfe und Fabriken wurden gebaut. Es war ein Jahrzehnt, in dem auch eine ganze Reihe öffentlicher Bauten errichtet wurde. Ein Jahr nach dem Schillermuseum konnte die städtische Turnhalle an der Haffnerstraße eingeweiht werden, die lange Zeit auch als städtische Festhalle diente. Zwei Jahre später erstrahlte in Marbach elektrisches Licht.

Hart umkämpft war der Bau eines neuen Bezirkskrankenhauses, um das sich auch die alte Amtsstadt Großbottwar bemühte. Marbach siegte mit dem Argument, dass im Falle eines Krieges das Krankenhaus leichter als Lazarett genutzt werden könnte, weil hier der Bauplatz direkt an der Bahnlinie lag. König Wilhelm II. kam dann 1908 zur Einweihung.

Für die gewachsenen Bedürfnisse der Post genügte die enge Unterkunft in der Markstraße schon lange nicht mehr. Deshalb wurde an der Rielingshäuser Straße ein neues Postgebäude erbaut, das 1910 in Betrieb genommen werden konnte (heute BW-Bank, Güntterstraße 7).

Schließlich genehmigte der Gemeinderat auf langjähriges Drängen der Gewerbetreibenden zwar nicht die Umwandlung der Lateinschule in eine Realschule, dafür aber die Einrichtung eines Realschulzuges an der Lateinschule. Dadurch wurde die

* Leicht überarbeitete Fassung eines am 14. Juli 2014 beim Schillerverein Marbach gehaltenen Vortrags. Die stilistischen Merkmale des Vortrags wurden beibehalten.

Schulraumnot in den beiden Schulhäusern in der Unteren Holdergasse so verschärft, dass 1912/13 ein neues Schulgebäude auf dem Schafwasen errichtet werden musste, was die Anlage des Wilhelmsplatzes erforderlich machte.

Die Stadt hatte damals etwa 3000 Einwohner. An der Spitze der Stadtverwaltung stand seit 1907 Stadtschultheiß Theodor Forstner. In dem Jahrzehnt vor Ausbruch des Krieges kam es in Marbacher Betrieben sechsmal zu Arbeitsniederlegungen wegen Lohnforderungen. Sodann wollten die Arbeiter in den verschiedenen Fabriken nicht mit jenen, die in den Betrieben das Sagen hatten, auch noch in ihrer Freizeit zu tun haben und schlossen sich in eigenen Vereinen zusammen. Das führte immer wieder zu Auseinandersetzungen mit der bürgerlich-bäuerlichen Mehrheit der Einwohnerschaft. Die Arbeitersänger hatten Mühe, einen Raum für ihre Singstunden zu finden, und der Gemeinderat verweigerte jahrelang den Arbeiterturnern die Benützung der städtischen Turnhalle. Das ging so weit, dass die Arbeiter sich zu einem Spielplatzverein zusammenschlossen und 1914 eine eigene Halle, die Spielplatzhalle (an ihrer Stelle steht heute die FC-Klause), erbauten. An dem Sonntag im Juni 1914, als diese Halle in Anwesenheit des Reichstagsabgeordneten Wilhelm Keil eröffnet wurde, machte der Liederkranz einen Ausflug ins Remstal, und der Turnverein nahm an einem Wettkampf in Münster teil.

Eine Woche später, am 28. Juni 1914, wurde Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo ermordet. Diese Nachricht wurde schon am nächsten Tag durch die Lokalzeitung, den »Postillon«, verbreitet. Man sieht es der Ausgabe an, dass ein Teil des fertigen Satzes entfernt wurde, um die Nachricht noch unterzubringen. Der »Postillon« bezog seine Nachrichten von dem Telegraphenbüro Wolff, das damals die wichtigste Nachrichtenagentur in Deutschland war. Die Zeitung wurde nicht einzeln verkauft, man bezog den »Postillon« im Abonnement. Das Blatt erschien viermal in der Woche, am Montag, Mittwoch, Freitag und Samstag. Deshalb wurden ganz wichtige Nachrichten durch Extrablätter verbreitet.

Im deutschen Kaiserreich hatte das Militärische den höchsten Rang. Selbst ein wirklich friedfertiger Mann wie König Wilhelm II. von Württemberg kam zu seinen Besuchen ins Marbacher Schillermuseum in Generalsuniform. Alljährlich wurde der 2. September als Sedanstag feierlich begangen. Um an diesem Tag eine Totenehrung durchführen zu können, musste der Marbacher Kriegerverein allerdings auf einen Mann verweisen, der schon etliche Jahre vor dem Krieg seinen Lebensmittelpunkt nach Esslingen verlegt hatte. Sein Name steht noch heute auf der Tafel in der Alexanderkirche, wo bis 1914 jährlich ein Kranz aufgehängt wurde. So wurde die Erinnerung an einen siegreichen Krieg aufrechterhalten.

Doch auch der Gedanke an einen künftigen Krieg war den Marbachern vor 1914 nicht fremd. Der Turnverein wies in seiner Mitgliederwerbung unermüdlich darauf hin, dass man der wachsenden Stärke der Franzosen durch körperliche Ertüchtigung begegnen müsse. Seit der Jahrhundertwende versuchte ein Flottenverein, die Bürger von der Notwendigkeit einer Aufrüstung zur See zu überzeugen. Von der Argumentation beim Bau des Bezirkskrankenhauses in Marbach war schon die Rede. Schließlich spielte die Einsatzfähigkeit im Krieg auch bei der Gründung der Rotkreuzkolonne im Januar 1910 eine ganz wesentliche Rolle, wenn auch daneben der Rettungsdienst im Frieden betont wurde. Und dann fragte das Stadtschultheißenamt am 23. November 1911 sogar durch eine Zeitungsanzeige an, wer im Falle einer Mobilmachung bereit wäre, genesende Verwundete, die der ärztlichen Pflege nicht mehr bedürften, in Privatpflege aufzunehmen.

So ungefähr sah die Stadt aus, in der man am 29. Juni 1914 von den Morden von Sarajewo erfuhr und sechs Wochen später von der Erklärung des Kriegszustandes.

Unter den amtlichen Bekanntmachungen, die am 1. August 1914 im »Postillon« erschienen, war auch eine des Königlichen Oberamts mit folgendem Text: »Nachdem der Kriegszustand erklärt worden ist, werden die Ortsvorsteher beauftragt, dies sofort in der Gemeinde ausrufen zu lassen, wobei die gesetzlich vorgesehene Form der Verkündung ›unter Trommelschlag oder Trompetenschall‹ nach Möglichkeit zu beachten ist.« Die Verkündung des Kriegszustandes war nicht an einen fremden Staat gerichtet, sondern sie bedeutete vor allem Zuständigkeitsveränderungen im Inland; die vollziehende Gewalt ging damit an die Militärbefehlshaber über.

Der damals dreizehnjährige Otto Kleinknecht hat fünfzig Jahre später in der Marbacher Zeitung berichtet, wie er dies in Marbach erlebt hat. Er schrieb: »Es wird wohl am Freitag, 31 Juli, gewesen sein, als nachmittags gegen 5 Uhr aus dem Zug, der von Ludwigsburg kam, ein Feldwebel ausstieg, der eine Mappe unter dem Arm trug. Man sah es ihm geradezu an, dass er eine wichtige Depesche mitbrachte. An der Ecke von Oehlers Gastwirtschaft fragte er die Arbeiter, die eben von der Tischfabrik kamen, nach dem Weg zum Oberamt. Stumm und vielsagend sahen sich die Arbeiter an. Es dauerte auch keine halbe Stunde, bis man aus der Stadt Trommelwirbel hörte. Auf den Straßen wurde der Belagerungszustand verkündet, wozu Bäckermeister Brückner die Trommel rührte. Nach dem Krieg sagten manchmal die Marbacher im Scherz zu Brückner: ›Hättest du damals nicht getrommelt, wäre alles nicht passiert.‹ Die meisten Marbacher freilich konnten sich unter dem verkündeten Belagerungszustand nichts Rechtes vorstellen. Aber so viel wusste man nun, dass es jetzt ernst werden würde.« Kleinknecht hat im Rückblick ganz offensichtlich den Kriegszustand mit dem Belagerungszustand verwechselt.

Dass auf die Verkündung des Kriegszustandes die Mobilmachung folgen würde, durch die das Heer in kriegstüchtigen Zustand versetzt werden sollte, unterlag keinem Zweifel. Die Unsicherheit und die Spannung müssen groß gewesen sein. Kleinknecht schrieb darüber: »Am Samstag 18 Uhr schellte der Amtsdienstler Wittlinger aus. ›Die Mobilmachung ist angeordnet. Der erste Mobilmachungstag ist der 2. August.‹ Und er tat es mit der gleichen Stimme, mit der er sonst ausrief, dass man auf der Freibank Fleisch kaufen könne oder dass das Allmandobst versteigert werde.« Der junge Kleinknecht hätte wohl mehr Pathos erwartet. Mit der Verkündung der Mobilmachung trat eine ganze Reihe von Verordnungen in Kraft, die tief in des Leben der Menschen eingriffen.

Der folgende Tag war der Sonntag, und der »Postillon« berichtete: »In allen Kirchen des Reiches wurde am gestrigen Sonntag für den Sieg der deutschen Waffen, zur Abwehr der feindlichen Übergriffe gebetet Auch die hiesige Kirche war von Andächtigen dicht gefüllt und der Geistliche, Herr Dekan Vollmer, richtete eindringliche Worte an die versammelte Gemeinde. Geradezu ergreifend war die Andacht, mit der den Worten des Geistlichen gelauscht wurde, und die Rührung, die sich aller bemächtigte.«

Es dürfte nach dem Gottesdienst gewesen sein, dass auch die Bürgerlichen Kollegien, Gemeinderat und Bürgerausschuss, zu einer Sitzung zusammenkamen, denn die Mobilmachung brachte auch für sie neue Aufgaben. Die Stadt war verpflichtet, Lebensmittelvorräte bereitzustellen für solche Familien, die sich nicht selbst versorgen konnten, sondern ihre Lebensmittel kaufen mussten. Man wollte auch möglichen Preissteigerungen entgegenwirken. Als Bedarf schätzte man für eine vierköpfige Familie fünf Zentner Fruchtgetreide pro Vierteljahr und zehn Zentner Kartoffeln pro

Halbjahr. Sodann wurde festgestellt, dass etwa 350 Familien Fruchtbedarf hätten und etwa 200 Familien ihre Kartoffeln kaufen mussten. Die Gemeinderäte errechneten einen Gesamtbedarf von je 2000 Zentner Getreide und Kartoffeln. Darauf wurde beschlossen, durch eine Umfrage bei den örtlichen Landwirten zu klären, ob der Bedarf von diesen gedeckt werden könnte. Die Antwort fiel positiv aus, weshalb besondere



*Erste Traueranzeige für einen gefallenen Marbacher
in der Marbacher Zeitung vom 26. September 1914.*

Maßnahmen nicht nötig wurden. Auch auf dem Wochenmarkt blieben die Preise der angebotenen Lebensmittel zunächst stabil. Nur für Eier, von denen im Juli zwei Stück 15 bis 16 Pfennige gekostet hatten, wurden im August 17 bis 18 Pfennige verlangt. Dagegen ging der Butterpreis eher zurück.

Die Begeisterung der ersten Stunde führte auch die Stadtväter zu Versprechungen, die sie bei nüchterner Betrachtung gar nicht einhalten konnten. Darüber heißt es im Protokoll vom 25. September: »Nachdem die Zusage der Bereitstellung des Zeichensaales im neuen Schulhaus für Lazarettzwecke von der Einrichtung der erforderlichen Nebengelasse wie Küche etc. abhängig gemacht wird, erscheint es richtiger zu sein, diese Zusage zurückzuziehen.« Auch das Angebot, die städtische Turnhalle als Isolierstation für Infektionskranke zu nutzen, wurde widerrufen. Bei nüchterner Betrachtung ergaben sich unvorhergesehene Nebenwirkungen, und es zeigte sich, dass der gute Wille allein nicht genügte.

An jenem Sonntag, dem ersten Mobilmachungstag, wurden, vermutlich am Nachmittag, auf dem Rathaus auch noch zwei Paare standesamtlich getraut, was durch den Stadtschultheißen beurkundet wurde. Doch davon später mehr.

Abends fand für die Kriegsteilnehmer und ihre Familien noch ein besonderer Abendmahlsgottesdienst statt, bei dem die Stimmung sehr bedrückt war. Der »Postillon« schrieb: »Da blieb kaum ein Auge trocken. Aber auch die Macht des Gottvertrauens

war aus den Gesichtern der Heimkehrenden offenbar, als alle fest und zuversichtlich sich nunmehr den Aufgaben zuwandten, die Tag und Stunde für Herz und Hand bereitet. Ein ganzes Volk wird wieder wie 1870/71 im Aufblick zu Gott zu den Waffen greifen und es ist die Hoffnung von Millionen, was einer der alten Propheten schreibt: So spricht der Herr: Sie kommen so gerüstet und mächtig, als sie wollen, so sollen sie doch umgehauen werden und dahinfahren.« Nach diesem Sonntag fanden in der Folgezeit mindestens einmal unter der Woche sog. Kriegsbetstunden statt.

Zur Mobilmachung gehörte auch, dass die in ihren Garnisonsorten versammelten Truppen samt allem Kriegsmaterial, also Waffen aller Art, Munition, Ausrüstungsgegenstände, auch Zugtiere, in ihre vorgesehenen Aufmarschräume einrücken mussten. Der Transport dorthin hatte die Eisenbahn zu übernehmen. Deshalb hatte zunächst das Militär absoluten Vorrang, und der zivile Personenverkehr wurde in den ersten Wochen weithin eingestellt. Wie sich dies auswirkte, entnehmen wir wieder dem Bericht von Otto Kleinknecht: »Am späten Nachmittag [dies muss am Montag, 3. August gewesen sein] kam mein Vater sehr aufgeregt nach Hause und brachte die Nachricht mit, dass gegen 6 Uhr abends der letzte Zug nach Stuttgart abfare; dann würde es für absehbare Zeit für Zivilpersonen keine Möglichkeit mehr geben, mit der Bahn nach Stuttgart zu gelangen. Da gab es für meine Eltern kein Zaudern mehr. Zurück nach Stuttgart! [Die Familie Kleinknecht besaß ein großes Mehrfamilienhaus Ecke Güntter- und Ziegelstraße; sie hatte darin eine Art Ferienwohnung, ihr normaler Wohnsitz war Stuttgart.] Der Zug fuhr in Marbach ziemlich pünktlich ab. In Ludwigsburg gab es aber einen Aufenthalt von mindestens zwei Stunden. Auf dem Geleise neben unserem Zug wurde Artillerie an die Front verladen. Alle Soldaten trugen neue feldgraue Uniformen. Ich hatte solche zuvor noch nie gesehen.«

Der in den nächsten Tagen gültige Militärfahrplan war weithin Geheimsache, und bei den häufigen Änderungen konnte der »Postillon« seine Leser meist erst nachträglich unterrichten. Als dann wieder Züge fuhren, erfolgte dies meist in der ersten Tageshälfte, abends kam man von Marbach nicht mehr weg. Dieser Zustand dauerte etwa zwei Wochen. Ab dem 15. August erreichte der Zugverkehr wieder eine gewisse Normalität.

Was in der zeitgenössischen Berichterstattung keine Rolle spielte, war der Umstand, dass schon damals Arbeiter mit dem Zug zu ihren Arbeitsstellen in Kornwestheim oder Feuerbach fuhren. Wenn sie nicht am Arbeitsplatz erschienen, weil kein Zug fuhr, so erhielten sie auch kein Geld, und niemand ersetzte ihnen den Verdienstaufschlag. Die betroffenen Familien kamen dadurch vielfach in große Schwierigkeiten.

Während die große Welt auf den Krieg zu stolperte, reifte auf den Feldern das Getreide heran. Für Sonntag, 26. Juli kündigte die Gottesdienstanzeige eine Erntebetstunde an. Diese Bitte um den Beistand Gottes beim jährlichen Hauptgeschäft der Bauern hatte Tradition und markierte den Beginn der Ernte.

Vor hundert Jahren, als noch keine Maschinen eingesetzt wurden, sah die Getreideernte völlig anders aus als heute. Das Getreide wurde mit der Sense gemäht, das war schwere körperliche Arbeit. Mit der Sichel oder von Hand wurde die gemähte Frucht zusammengelesen und zu Garben zusammengebunden. Dazu waren mindestens zwei Personen erforderlich, eine die aufsammelte und eine, die einen Garbenstrick auf den Boden legte, damit die aufgesammelte Frucht darauf gelegt und dann zusammengebunden werden konnte. Um sicherzugehen, dass das Getreide völlig trocken war, wurden dann immer mehrere Garben senkrecht gegeneinander gestellt. Erst wenn sichergestellt war, dass alles trocken war, konnte mit dem Aufladen begonnen

werden. Im günstigsten Fall waren dafür vier Personen erforderlich. Eine, meist ein Kind, stand bei den Zugtieren und kommandierte diese langsam vorwärts. Dann war jemand auf dem Wagen und schichtete dort die Garben auf, die von einer weiteren Person mit einer Gabel auf den Wagen gereicht wurden. Weil bei dem Aufsammeln doch nicht alles erfasst werden konnte, musste eine weitere Person, gewöhnlich ein Kind, hinter dem Wagen mit einem großen Rechen noch nachrechen, um den Verlust möglichst gering zu halten. Erst dann war ein Acker frei für Ährenleser, meist alte und arme Leute, die den abgeernteten Acker nach übrig gebliebenen Ähren absuchten und sich mühsam ein kleines Quantum Getreide sammelten. Wie hoch ein Wagen beladen wurde, hing von der Größe des Ackers ab, von der Stärke der Zugtiere und schließlich auch von der Höhe der Scheuneneinfahrt. Da der Wagen am folgenden Tag wieder gebraucht wurde, musste er noch am selben Tag entladen werden, wobei zu berücksichtigen war, dass die Garben zum Dreschen im Winter wieder herausgeholt und aufgelöst werden mussten.

Bei so vielfältigen Anforderungen waren Tagelöhner und sonstige Hilfskräfte während der Erntzeit gesucht. Deshalb kam die Landwirtschaft mit der Proklamation der Mobilmachung in eine schwierige Lage, als eine große Zahl kräftiger junger Leute plötzlich nicht mehr zur Verfügung stand.

Am frühesten reagierte die Schulverwaltung auf diesen Notstand. Es gab damals keine für das ganze Königreich verbindliche Ferienordnung. Den Schulen war eine Gesamtzahl von Ferientagen vorgegeben, aber deren Aufteilung konnte nach örtlichen Bedürfnissen erfolgen. So erschien bereits am 1. August ein Erlass des Bezirksschulamtes: »Die Ortsschulbehörden werden angewiesen, bei der Ansetzung von Schulferien auf die landwirtschaftlichen Arbeiten in weitgehender Weise Rücksicht zu nehmen. Gesuche um Verlängerung der Ferien mit Überschreitung der in der Ferienordnung festgesetzten Zahl können im Bedürfnisfall dem K. Bezirksschulamt zur Genehmigung vorgelegt werden.« Weil aber Schulferien damals nicht so wichtig genommen wurden, dass die Zeitung darüber berichtete, so können wir nur vermuten, dass von dieser Verlängerungsmöglichkeit in Marbach Gebrauch gemacht wurde. Die verlängerten Ferien sollten aber nicht nur von Bauernkindern, sondern tatsächlich von allen Schülern zur Erntearbeit genutzt werden, deshalb hieß es in dem Erlass noch: »Örtlicherseits wäre Sorge zu tragen, dass sich Kinder von nicht Landwirtschaft treibenden Eltern als Hilfskräfte bei der Ernte zur Verfügung stellen.« Interessant wäre zu wissen, wie diese Anweisung umgesetzt wurde.

Kinderarbeit allein konnte die Lücken nicht schließen. Für Zwangsmaßnahmen fehlten aber noch die gesetzlichen Voraussetzungen. Deshalb veröffentlichte das Innenministerium einen Aufruf zu freiwilligem Ernteeinsatz, in dem es hieß: »Die Ernte steht in vielen Landesgegenden unmittelbar bevor, vielfach ist sie in vollem Gange. [...] Da durch die Einberufung einer großen Zahl von in der Landwirtschaft tätigen Männern es vielfach an ausreichenden Arbeitskräften für die Erntearbeiten fehlt, wird an Arbeiter und Arbeiterinnen, welche in Städten, Industrieorten u.s.f. entbehrlich sind, die Bitte gerichtet, sich für die Mitwirkung bei den Ernte-Arbeiten zur Verfügung zu stellen und sich bei den Arbeitsämtern und den Arbeitsnachweisen der Wanderarbeiterstätten zu melden.« Wieder ist nicht überliefert, wie groß der Widerhall auf diesen Aufruf war. Im redaktionellen Teil des »Postillons« findet sich ebenfalls ein Aufruf zum gleichen Thema, der ausgesprochen patriotische Töne anschlägt, der aber auch ganz bestimmte Zielgruppen anspricht und Taten einfordert. Darin heißt es: »Die beste Kraft und Blüte unseres Landvolks steht unter den Fahnen, die vielen

Tausende fremder Arbeiter, die sonst zur Erntezeit ins Land kommen, sind fern geblieben oder abberufen. Wir brauchen fleißige Arme. Jeder, der mithilft, die Ernte in die Scheuern zu bringen, hilft mit im deutschen Kampf und Sieg. Für Arbeiter, deren Werke wegen des Kriegs schließen, bietet sich hier eine gute Arbeitsgelegenheit. Auch wer sonst nicht mit der Hand zu arbeiten gewöhnt ist, trete ein in die Reihen und schließe die Lücken der Krieger. Das gilt besonders der Jugend, soweit sie nicht die Waffen trägt, den Studenten, Gymnasiasten und allen, die in Jugendverbänden vereint vaterländische Begeisterung pflegen. An die Stelle von Spiel und Jugendlust treten Ernst und Tat. Vaterländische Vereine, Berufsvereinigungen sammelt eure Leute zu gemeinsamer Arbeit. Arbeit ehrt, Nichtstun schändet.«

Konkrete Berichte über die Ernte sind nicht überliefert. Es waren aber keine weiteren Erlasse erforderlich, und auch die bürgerlichen Kollegien sind wegen der Ernte nicht tätig geworden. So dürfen wir annehmen, dass die Ernte schließlich doch eingebracht werden konnte, wenn auch unter größeren Mühen als in früheren Jahren.

Am 1. August erschien auch ein Erlass des Königlichen Amtsgerichts, wonach von zum Militärdienst Einberufenen »etwaige Gesuche um Befreiung von dem zur Eheschließung erforderlichen Aufgebot alsbald bei dem zuständigen Standesamt oder beim Amtsgericht vorzubringen sind und darauf ihrer schleunigen Erledigung zugeführt werden.«.

Auch nach der allgemeinen Einführung der Zivilehe bestand die Vorschrift, eine beabsichtigte Eheschließung öffentlich durch Aushang anzukündigen, damit Einwendungen (Doppelehe, nahe Verwandtschaft) vorgebracht werden konnten, so wie es kirchliche Vorschrift schon seit dem Mittelalter war und auch für die protestantischen Kirchen galt. Jetzt hatten viele junge Leute den Wunsch, bestehende Beziehungen in eine bürgerliche Ordnung zu bringen, ehe einer der Partner in den Krieg zog, aus dem er möglicherweise nicht zurückkehren würde. Frauen erhielten durch die Eheschließung eine verbesserte Rechtsstellung und im schlimmsten Fall den Anspruch auf eine Rente als Kriegerwitwe. Und schließlich bestand die Möglichkeit, dass vorehlich geborene Kinder von ihren Vätern als rechtmäßig anerkannt wurden, was ihren Rechtszustand erheblich verbesserte, vor allem weil sie dadurch auch Erbansprüche in der väterlichen Familie geltend machen konnten. Die Aufgebotsfrist betrug drei Wochen, und so viel Zeit hatten viele der zum Kriegsdienst Einberufenen nicht.

Schon gleich am nächsten Tag nach der Veröffentlichung des genannten Erlasses, am Sonntag, dem 2. August, wurden vor dem Stadtschultheißen zwei Ehen geschlossen, wobei bei einem Paar auch ein zuvor geborenes Kind von dem Vater anerkannt wurde. Am 3. August wurden noch einmal zwei Paare getraut, und nach einem Tag Pause gab es noch einmal eine Eheschließung. Insgesamt wurden im August 1914 sechs Ehen geschlossen, was eine deutliche Häufung bedeutet, denn zwischen 1912 und 1920 kam es im Durchschnitt pro Jahr zu 13 Eheschließungen. Wichtig ist auch noch, dass von den sechs beteiligten Frauen eine als Beruf Fabrikarbeiterin angab, eine war Verkäuferin und vier hatten gar keinen Beruf. Für sie brachte die Eheschließung auf jeden Fall eine Verbesserung.

Eine kirchliche Trauung war schon immer ein großes Fest mit der ganzen Verwandtschaft. Das erforderte lange Vorbereitung und war auf die Schnelle nicht zu machen. So kam es, dass von den fünf Paaren, die in der ersten Augustwoche zum Standesamt gingen, nur eines auch kirchlich getraut wurde. Der Dekan hielt in einem statistischen Überblick die Namen der vier anderen Paare fest und schrieb dazu: »Bei diesen vier Paaren sind die Männer Kriegsteilnehmer, die schnell noch

die bürgerliche Eheschließung herbeiführten, aber zur Trauung nicht mehr Zeit hatten.« Dass der Geistliche die Namen im kirchlichen Ehebuch aufführte, zeigt, dass er deren Namen kannte und davon ausging, dass sie sich auch kirchlich hätten trauen lassen.

Unmittelbar nach Ausrufung der Mobilmachung entstand im ganzen Reichsgebiet eine völlig unerklärliche Bewegung, die von Historikern als »Spionitis« bezeichnet wird. Sie hat sehr schnell auch Marbach erreicht: Die Mobilmachung wurde samstags ausgerufen, und schon am Montag enthielt der »Postillon« zwei Beiträge, die vor Spionage und Sabotage warnten. Im ersten der Beiträge war zu lesen: »Nach zuverlässigen Nachrichten bereisen russische Offiziere und Agenten in großer Zahl unser Land.

Für Reservisten und Landwehr

empfehle

Trikothemden, Unterhosen, Unterleibchen, Reitunterhosen

<p>Trikot-Herrenhemden</p> <table style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">fein</td> <td style="text-align: center;">mittel</td> <td style="text-align: center;">groß</td> </tr> <tr> <td>Baumwolle</td> <td style="text-align: center;">1,20</td> <td style="text-align: center;">1,25</td> <td style="text-align: center;">1,30</td> </tr> <tr> <td>Wolgarie</td> <td style="text-align: center;">1,50</td> <td style="text-align: center;">1,60</td> <td style="text-align: center;">1,65</td> </tr> <tr> <td>Wollgemischt</td> <td style="text-align: center;">2,—</td> <td style="text-align: center;">2,15</td> <td style="text-align: center;">2,30</td> </tr> <tr> <td>Reißhemden</td> <td style="text-align: center;">2,80</td> <td style="text-align: center;">2,80</td> <td style="text-align: center;">2,80</td> </tr> <tr> <td>Reißblei unzerreißbar</td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td>Wollgerüst</td> <td style="text-align: center;">3,—</td> <td style="text-align: center;">3,20</td> <td style="text-align: center;">3,30</td> </tr> <tr> <td>fräftig</td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td>Wollgemischt</td> <td style="text-align: center;">4,—</td> <td style="text-align: center;">4,30</td> <td style="text-align: center;">4,60</td> </tr> <tr> <td>fräftig u. weich</td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> </table> <p>Hofenträger mit Kragen und Leder 90 70 50</p> <p>Militär-Hofenträger</p>		fein	mittel	groß	Baumwolle	1,20	1,25	1,30	Wolgarie	1,50	1,60	1,65	Wollgemischt	2,—	2,15	2,30	Reißhemden	2,80	2,80	2,80	Reißblei unzerreißbar				Wollgerüst	3,—	3,20	3,30	fräftig				Wollgemischt	4,—	4,30	4,60	fräftig u. weich				<p>Herren-Unterhosen</p> <table style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">mittelgroß</td> <td style="text-align: center;">groß</td> </tr> <tr> <td>Baumwolle</td> <td style="text-align: center;">Paar 1,—</td> <td></td> </tr> <tr> <td>Baumwolle, fräftig</td> <td style="text-align: center;">1,30</td> <td></td> </tr> <tr> <td>Wollgemischt, haltbar</td> <td style="text-align: center;">1,90</td> <td></td> </tr> <tr> <td>Reißhosen, bauschaft</td> <td style="text-align: center;">2,15</td> <td></td> </tr> <tr> <td>Quarz-Continuit</td> <td style="text-align: center;">2,60</td> <td></td> </tr> <tr> <td>Baumwolle plattiert</td> <td style="text-align: center;">4,50</td> <td></td> </tr> </table>		mittelgroß	groß	Baumwolle	Paar 1,—		Baumwolle, fräftig	1,30		Wollgemischt, haltbar	1,90		Reißhosen, bauschaft	2,15		Quarz-Continuit	2,60		Baumwolle plattiert	4,50		<p>Regulär gestricke Herren-Unterhosen</p> <table style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">mittelgroß</td> <td style="text-align: center;">groß</td> <td style="text-align: center;">1,75</td> </tr> <tr> <td>mit Leder</td> <td style="text-align: center;">2,30</td> <td style="text-align: center;">2,50</td> <td></td> </tr> </table> <p>Vorkriegermäßige Militär-Unterhosen</p> <table style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">fein</td> <td style="text-align: center;">mittel</td> <td style="text-align: center;">groß</td> </tr> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">2,40</td> <td style="text-align: center;">2,50</td> <td style="text-align: center;">2,60</td> </tr> </table> <p>Fußlappen</p> <table style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">3 Paar</td> <td style="text-align: center;">1,40</td> <td style="text-align: center;">Paar</td> <td style="text-align: center;">50 S.</td> </tr> </table>		mittelgroß	groß	1,75	mit Leder	2,30	2,50			fein	mittel	groß		2,40	2,50	2,60		3 Paar	1,40	Paar	50 S.	<p>Unterleibchen</p> <table style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">Baumwolle</td> <td style="text-align: center;">mittelgroß</td> <td style="text-align: center;">1,—</td> </tr> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">Wollgemischt</td> <td style="text-align: center;">2,15</td> <td style="text-align: center;">1,70</td> </tr> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">Baumwolle plattiert</td> <td></td> <td style="text-align: center;">3,60</td> </tr> </table> <p>Herren-Socken</p> <table style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">Erdbeer-Socken</td> <td style="text-align: center;">Paar</td> <td style="text-align: center;">40</td> </tr> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">grau, bauschaft</td> <td style="text-align: center;">3 Paar</td> <td style="text-align: center;">1,10</td> </tr> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">Halbwollene Socken</td> <td style="text-align: center;">3 Paar</td> <td style="text-align: center;">1,10</td> </tr> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">Reinwollene Socken</td> <td style="text-align: center;">Paar</td> <td style="text-align: center;">1,25</td> </tr> </table>		Baumwolle	mittelgroß	1,—		Wollgemischt	2,15	1,70		Baumwolle plattiert		3,60		Erdbeer-Socken	Paar	40		grau, bauschaft	3 Paar	1,10		Halbwollene Socken	3 Paar	1,10		Reinwollene Socken	Paar	1,25	<p>Taschentücher</p> <p>Taschentücher</p> <table style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">Taschentücher</td> <td style="text-align: center;">Paar</td> <td style="text-align: center;">1,45</td> <td style="text-align: center;">St. 21</td> </tr> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">farbige, Baumwolle</td> <td style="text-align: center;">Paar</td> <td style="text-align: center;">2,20</td> <td style="text-align: center;">St. 24</td> </tr> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">Weiß, Baumwolle, gebrauchtartig</td> <td style="text-align: center;">Paar</td> <td style="text-align: center;">1,40</td> <td style="text-align: center;">St. 25</td> </tr> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">Weiß, halblein, gebrauchtartig</td> <td style="text-align: center;">Paar</td> <td style="text-align: center;">2,20</td> <td style="text-align: center;">St. 26</td> </tr> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">Weiß, reineine, gebrauchtartig</td> <td style="text-align: center;">Paar</td> <td style="text-align: center;">2,—</td> <td style="text-align: center;">St. 27</td> </tr> <tr> <td></td> <td style="text-align: center;">Weiß, reineine, Halbblenden-taschentücher</td> <td style="text-align: center;">Paar</td> <td style="text-align: center;">1,40</td> <td style="text-align: center;">St. 28</td> </tr> </table> <p>Leibbinden in allen Größen</p>		Taschentücher	Paar	1,45	St. 21		farbige, Baumwolle	Paar	2,20	St. 24		Weiß, Baumwolle, gebrauchtartig	Paar	1,40	St. 25		Weiß, halblein, gebrauchtartig	Paar	2,20	St. 26		Weiß, reineine, gebrauchtartig	Paar	2,—	St. 27		Weiß, reineine, Halbblenden-taschentücher	Paar	1,40	St. 28
	fein	mittel	groß																																																																																																																																													
Baumwolle	1,20	1,25	1,30																																																																																																																																													
Wolgarie	1,50	1,60	1,65																																																																																																																																													
Wollgemischt	2,—	2,15	2,30																																																																																																																																													
Reißhemden	2,80	2,80	2,80																																																																																																																																													
Reißblei unzerreißbar																																																																																																																																																
Wollgerüst	3,—	3,20	3,30																																																																																																																																													
fräftig																																																																																																																																																
Wollgemischt	4,—	4,30	4,60																																																																																																																																													
fräftig u. weich																																																																																																																																																
	mittelgroß	groß																																																																																																																																														
Baumwolle	Paar 1,—																																																																																																																																															
Baumwolle, fräftig	1,30																																																																																																																																															
Wollgemischt, haltbar	1,90																																																																																																																																															
Reißhosen, bauschaft	2,15																																																																																																																																															
Quarz-Continuit	2,60																																																																																																																																															
Baumwolle plattiert	4,50																																																																																																																																															
	mittelgroß	groß	1,75																																																																																																																																													
mit Leder	2,30	2,50																																																																																																																																														
	fein	mittel	groß																																																																																																																																													
	2,40	2,50	2,60																																																																																																																																													
	3 Paar	1,40	Paar	50 S.																																																																																																																																												
	Baumwolle	mittelgroß	1,—																																																																																																																																													
	Wollgemischt	2,15	1,70																																																																																																																																													
	Baumwolle plattiert		3,60																																																																																																																																													
	Erdbeer-Socken	Paar	40																																																																																																																																													
	grau, bauschaft	3 Paar	1,10																																																																																																																																													
	Halbwollene Socken	3 Paar	1,10																																																																																																																																													
	Reinwollene Socken	Paar	1,25																																																																																																																																													
	Taschentücher	Paar	1,45	St. 21																																																																																																																																												
	farbige, Baumwolle	Paar	2,20	St. 24																																																																																																																																												
	Weiß, Baumwolle, gebrauchtartig	Paar	1,40	St. 25																																																																																																																																												
	Weiß, halblein, gebrauchtartig	Paar	2,20	St. 26																																																																																																																																												
	Weiß, reineine, gebrauchtartig	Paar	2,—	St. 27																																																																																																																																												
	Weiß, reineine, Halbblenden-taschentücher	Paar	1,40	St. 28																																																																																																																																												

Carl Mayer

Aspergersstrasse 3, Ludwigsburg, Aspergersstrasse 3.

Anzeige aus der Marbacher Zeitung vom 1. August 1914.

Die Sicherheit des deutschen Reiches erfordert es, dass aus patriotischem Pflichtgefühl heraus neben den amtlichen Organen das gesamte Volk unbedingt dabei mitwirkt, solche gefährliche Personen unschädlich zu machen. Durch rege Aufmerksamkeit in dieser Hinsicht kann jeder an seiner Stelle zu dem glücklichen Ausgang des Krieges beitragen.« Nach hundert Jahren können wir uns nur schwer vorstellen, wie man damals solche Phantastereien glauben konnte. Der zweite Beitrag war noch konkreter, denn darin werden die Ziele der feindlichen Aktivitäten genannt: »Bestimmte Nachrichten deuten darauf hin, dass Zerstörungsversuche gegen die Eisenbahn und deren Kunstbauten von feindlicher Seite auch im Innern des Reiches gemacht werden. Bei der großen Bedeutung der Eisenbahn für die Durchführung der Mobilmachung und die Versammlung des Heeres ist es Pflicht jedes Deutschen, die Heeresverwaltung beim Schutz der Eisenbahn zu unterstützen. Dies kann geschehen durch die Überwachung der Mitreisenden, Mitteilung jeder verdächtigen Handlung an die nächste Eisenbahn- oder Militärbehörde und eventuelle Festnahme verdächtiger Individuen.« Auch hier wird also Aufmerksamkeit gefordert und Misstrauen. Wie allerdings bei der Festnahme verdächtiger Individuen vorzugehen war, das blieb offen.

Was die Furcht vor Spionen hier in Marbach anrichtete, beschrieb Otto Kleinknecht vor fünfzig Jahren in seinem schon wiederholt zitierten Gedenkartikel: »Am Montag, 3. August, nach dem Mittagessen begab sich mein Vater mit dem Gerichts-

notar Seeger und dem Apotheker Sattler ins Hotel ›Post‹, um einen Kaffee zu trinken und dazu einen ›Tapp‹ oder ›Tarock‹ zu spielen; dies war eine Gepflogenheit der drei Herren, von welcher sie auch in diesen wildbewegten Tagen nicht abgehen wollten.

Nachdem mein Vater sich auf den Weg zur ›Post‹ gemacht hatte, trieb ich mich in der Bahnhofsgend herum. Dort rief mir eine ältere Frau im Vorbeigehen zu: ›Ottole, vor eurem Haus fangt dei Vater Spione‹. Dies war für mich natürlich ein Stichwort. Im Laufschrift ging es unserem Haus in der Rielingshäuser Straße [heute Güntterstraße] zu. Dort angekommen, sah ich, wie die drei Herren eben im Begriff waren, im Schweiß ihres Angesichts einen Leiterwagen des Bauern Eckstein aus dessen Scheuer in der Ziegelstraße herauszuschieben und ihn quer über die Rielingshäuser Straße zu stellen. Irgendwoher hatten sie gehört, dass ein gefährlicher Spion, der wichtige Nachrichten mit sich führe, sich in einem Auto unserer Stadt nähere, um sie zu durchfahren. Da war es doch ein klare patriotische Pflicht, ihm den Weg zu versperren. Der Bauer Eckstein protestierte zwar gegen die eigenmächtige Requirierung seines Eigentums, wurde aber mit der Bemerkung zur Ruhe verwiesen, dass jetzt Krieg sei. Indessen hatten sich auch noch zwei jüngere Herren hinzugesellt, von denen sich der eine mit einem Gewehr hinter der Gartenmauer von Stadtschultheiß Forstner aufstellte, während der andere mit einem Offiziersdegen auf dem Gehweg postierte. Als mich mein Vater herankommen sah, rief er mit hochrotem Kopf mir zu: ›Mach dass du heimkommst!‹, welchem Befehl ich aber so zögernd Folge leistete, dass ich noch Zeuge des nachfolgenden Ereignisses wurde: Kaum war der Leiterwagen über die Straße gestellt, so hörte man aus Richtung Rielingshausen das Tuten eines Autos und bald sah man es auch unter mächtiger Staubentwicklung heranbrausen. Mein Vater und der Herr Gerichtsnotar zogen es nun vor, sich leicht die Ziegelstraße abwärts zu retirieren, während der Herr hinter der Gartenmauer mit seiner Flinte in Anschlag ging. Die Bremsen knirschten und schon sprang der Mann mit dem Offiziersdegen aufs Trittbrett. Hinten im Auto saß ein Herr mit schwarzem Vollbart, der gerade so aussah, wie man sich einen Spion vorstellte. Derselbige zeigte sich jedoch durchaus friedfertig und ließ ohne Widerrede seine Papiere und Ausweise kontrollieren. Und da blieb schließlich kein Zweifel mehr, dass man es bei dem Schwarzbärtigen mit einem harmlosen Pfarrer aus der Gegend von Schwäbisch Hall zu tun hatte. Die Marbacher Herren entschuldigten sich und schoben Ecksteins Leiterwagen wieder an seinen Platz. Das Auto brauste weiter, indem es die ganze Straße in seinen Staub hüllte, und mein Vater, der Herr Apotheker und der Herr Gerichtsnotar setzten ihren Weg zur ›Post‹ fort.«

So weit Otto Kleinknechts Bericht. Der Wahrheitsbeweis, dass alles sich genau so abgespielt hat, wie es der damals Dreizehnjährige fünfzig Jahre später beschrieb, lässt sich natürlich nicht antreten. Die drei Herren, die in Marbach zur bürgerlichen Oberschicht zählten, könnten in ihrem patriotischen Eifer schon so oder ähnlich gehandelt haben. Ähnliches ist auch an anderen Orten geschehen. An der Bahnlinie von Marbach nach Heilbronn lebte damals in Talheim meine Urgroßmutter. Sie war bei Kriegsausbruch 68 Jahre alt und seit 39 Jahren Witwe. Von ihr hat sich ein Brief erhalten, den sie am 4. August, also einen Tag nach dem Marbacher Vorfall, an ihren ältesten Sohn, meinen Großvater, schrieb. Darin heißt es u.a.: »Eugen [Sohn] ist ganz frei, der darf nicht fort, wegen seinem Fuß. Bei uns müssen ungefähr 160 Mann fort, das war ein Abschied, und die Menschenmenge, vor unsrem Haus sind sie aufgestiegen, es war herzerreißend der Abschied von Weib und Kind, kein Auge blieb trocken. Und wo sie fort waren, hat's Sturm gelitten, es sei telephoniert worden, es

kommen 20 Auto mit Spionen, man soll alle Weg absperren. Kannst Euch denken, was das für ein Untereinander war, alles hat sich gerichtet mit Flinte, Säbel, Mistgabel, was die Leut eben gehabt haben. Oh, das war grausig, wenn man so was mit ansehen muss.« In dem beginnenden Krieg verlor die alte Frau zwei ihrer Söhne.

In einem streng hierarchisch aufgebauten und ordentlichen Staat konnte man es natürlich nicht zulassen, dass besorgte Bürger Aufgaben an sich rissen, für die sie nicht zuständig waren. Deshalb erging vom Innenministerium einige Tage später ein Erlass, in dem es u.a. hieß: »Die Gemeindebehörden der an einer vollspurigen Staatsbahnlinie liegenden Orte werden veranlasst, sofort an der Bewachung der durch die große Spionagegefahr bedrohten Bahnlinien freiwillig durch zahlreiches Aufgebot ihnen als zuverlässig bekannten Bürger teilzunehmen. Diese Freiwilligen müssen als Abzeichen weiße Armbinden tragen. Wie sie zu bewaffnen sind, wird dem Ermessen der einzelnen Gemeinden anheimgestellt. Von militärischer Seite können Waffen nicht geliefert werden.«

Wie dieser Erlass in Marbach umgesetzt wurde, darüber berichtete der »Postillon«: »In selbstverständlicher Weise haben sich Angehörige aller Altersklassen und aller Stände bereitgefunden, um den von den Behörden empfohlenen Bewachungsdienst auszuüben. Die Freiwillige Feuerwehr hat die Einteilung des Dienstes in die Hand genommen. Bewacht werden die Eingänge der Stadt wegen dem Kraftwagenverkehr, die Telegrafenerleitungen im freien Feld, die Wasserleitungen und zum Teil auch größere Brücken. Die letzteren Wachen, welche außerhalb der Stadt geleistet werden, haben auch Gelegenheit, verdächtigen Elementen, welche bei der Verfolgung ihres Zieles die Ortschaft meiden, auf die Spur zu kommen. Im Parterre des Rathauses wurde ein Wachlokal eingerichtet, in welchem eine ständige Wache ihres Amtes waltet und von wo die Posten abgehen. Dorthin sind Beobachtung verdächtiger Vorgänge, auch gesichtete Flugzeuge zu melden.«

Auch wenn von militärischer Seite keine Waffen bereitgestellt werden konnten, so müssen die Marbacher Wachleute doch von irgendeiner Seite Waffen erhalten haben, die dann in geübte und ungeübte Hände gekommen sind. Der »Postillon« möchte nämlich seinen Bericht nicht ohne Mahnung schließen, mit den verwendeten Schusswaffen doch ja recht vorsichtig zu sein. Diese Mahnung hatte Erfolg, denn als die Bewachung nach zwei Wochen wieder aufgehoben wurde, ist von Unglücksfällen nicht die Rede.

Gegen Ende des Monats August dürfte an den Schulen der Unterricht wieder aufgenommen worden sein. Unter diesen war die Latein-Realschule von den Auswirkungen des Krieges am stärksten betroffen. Hier hatten bisher an der Lateinabteilung und an der Realabteilung je zwei Lehrer unterrichtet. Von ihnen wurden drei sofort einberufen. Für die Realabteilung waren nur Hilfskräfte zu finden, was vor allem für den Französischunterricht große Probleme brachte. Im Latein musste Präzeptor Weber, der für den Kriegsdienst zu alt war, den ganzen Unterricht übernehmen. Von den drei Kriegsteilnehmern hat nur einer den Krieg überlebt.

An der Volksschule unterrichteten hauptsächlich ältere Lehrer, die nicht mehr Soldat werden mussten. Nur ein Unterlehrer wurde eingezogen und ein anderer nach Ottmarsheim versetzt. Ihr Unterricht musste von den anderen Lehrern übernommen werden, wofür sie von der Gemeinde bezahlt wurden.

Die Volksschule wurde jedoch noch in anderer Weise in das Kriegsgeschehen einbezogen. In einem Erlass des Bezirksschulamtes an die Arbeitslehrerinnen, die für die Mädchen Handarbeitsunterricht erteilten, hieß es: »Angesichts des großen Bedürfnisses unbedingt guter Fußbekleidung für unsere Krieger empfiehlt es sich, die

oberen Jahrgänge der Mädchen jetzt bloß mit Stricken von Socken zu beschäftigen. Genaues Einhalten des Lehrplans wird daher zur Zeit nicht verlangt.« Ob diese Socken nun irgendwohin abgeliefert oder als sogenannte »Liebesgaben« an Soldaten verschickt werden sollten, ließ sich nicht feststellen.

Als weitere Schule gab es unten am Neckar noch die Privattöchter Schule. Sie wurde vom Krieg zunächst nicht beeinträchtigt, weil sie keine männlichen Lehrkräfte hatte. Aber zu der angestrebten Verbesserung ihres Status durch Umwandlung in eine Mittelschule kam es jetzt auch nicht.

Am ersten Werktag nach der Proklamation der Mobilmachung erschien im »Postillon« eine Anzeige, die sich an die »Frauen und Jungfrauen der Stadt und des Bezirks Marbach« wandte. Obwohl man sich in Marbach mitten in der Ernte befand, ging ein unterzeichnendes Frauenkomitee offenbar davon aus, dass es trotz dem Mangel an Arbeitskräften in der Landwirtschaft noch Frauen gab, die über freie Zeit verfügten. An der Spitze dieses Komitees standen die Frau des Oberamtmanns, die Frau des Dekans und die Frau des Stadtschultheißen, drei Damen, die sich durch die Stellungen ihrer Ehemänner für diese Aufgabe hinreichend qualifiziert fanden.

Ausruf

an die Frauen und Jungfrauen der Stadt und des Bezirks Marbach.

Angesichts der nunmehrigen Kriegslage bittet das unterzeichnete Komitee die Frauen und Jungfrauen in Stadt und Bezirk, sich recht zahlreich an den Arbeiten des Sanitätsdepots zu beteiligen. Hilfe tut dringend not und es ist uns daher jede Mitwirkende herzlich willkommen! Wir sind uns dessen gewiß, daß sich die Frauen und Jungfrauen des Bezirks dieser vaterländischen Aufgabe gerne unterziehen werden und hoffen auf möglichst große Beteiligung aus allen Kreisen.

Der erste Nähnachmittag findet nächsten Mittwoch im großen Saale des neuen Schulhauses dahier von 2 Uhr an statt. Dort wird auch Anleitung zur Gründung von Hilfsdepots in den Gemeinden des Bezirks erteilt und werden Arbeiten mit nach Hause gegeben.

Freiwillige Gaben zur Anschaffung weiterer Sanitätshilfsmittel

sind in hohem Grade erwünscht. Auch das kleinste Scherflein wird mit Dank angenommen.

Marbach, den 3. August 1914.
Das Frauenkomitee.

Anzeige aus der Marbacher Zeitung vom 3. August 1914.

In der Anzeige des Komitees wurden die angesprochenen Frauen aufgefordert, sich »recht zahlreich an den Arbeiten des Sanitätsdepots zu beteiligen«. Näheres über dieses Depot konnte ich bis jetzt nicht feststellen, es dürfte jedoch eine örtliche Einrichtung gewesen sein. Die Älteren unter diesen Frauen mochten sich noch daran erinnern, dass sie auch schon 1870 aufgefordert worden waren, sich an der Herstellung von Scharpie zu beteiligen. Dabei wurden Baumwoll- oder Leinenstoffe zu feinen Fasern zerzupft, die dann zur Abdeckung von Wunden verwendet wurden. Später wurde industriell hergestellte Verbandwatte dafür verwendet. Seit der Jahrhundertwende hatte die industrielle Herstellung von Verbandmitteln begonnen, weshalb nicht recht klar ist, was an dem ersten Nähnachmittag im großen Saal des neuen Schulhauses hergestellt wurde. Etwas deutlicher war eine weitere Anzeige einige Tage später, in der um »gebrauchte Leintücher, Handtücher und sonstige Bettwäsche für das Sanitätshilfsmitteldepot« gebeten wurde. In dieser Anzeige wird auch um Geldspenden geworben.

Zur Richtigstellung der Ansicht, dass Fachkenntnisse auch durch Einsatzbereitschaft ersetzt werden könnte, musste das Rote Kreuz in der Zeitung darauf hinweisen, dass im Feld nur ausgebildetes Personal mit zweijähriger Ausbildung verwendet werde. Willkommen sei dagegen »freiwillige Hilfe wie Nähen, Kochen, Bindenwickeln«. Wie viele Marbacherinnen sich dadurch zurückgestoßen fühlten, ist nicht überliefert.

Nachdem die örtliche Sammeltätigkeit in Gang gekommen war, erschien im »Postillon« ein Spenden-Aufruf des Landesvereins vom Roten Kreuz. Gebraucht wurden Wäsche und Krankenhauskleider, Bettzeug, Stärkungs- und Erfrischungsmittel, Verbandmaterialien und Geräte (Krankenstühle, Krankentassen, geprüfte Thermometer, Fahr- und Rollstühle). Unterzeichnet war der Aufruf außer vom Landesvorsitzenden auch vom Bezirksausschuss, der wiederum aus der ganzen weiblichen Prominenz des Oberamtsbezirks sowie dem Oberamtmann und dem Dekan bestand.

Schon bald begannen auch Sammlungen für »Liebesgaben«, also Geschenkungen an Soldaten im Kriegsdienst. Der »Postillon« warnte davor, leicht verderbliche Dinge oder gar Flüssigkeiten einzupacken. Im September war zu lesen: »Unsere Soldaten, besonders die Fußtruppen, müssen zunächst vor dem Wundlaufen bewahrt werden; man verschaffe unseren Soldaten daher weiche, dünne Einlegesohlen, die auch verhindern, dass die Socken allzu rasch durchgescheuert werden. Fußlappen sind sehr erwünscht, da sie von den Mannschaften unter Umständen nicht nur als Fußbekleidung, sondern auch als Taschen- und Putztücher verwendet werden können.« An die brutale Wirklichkeit des Krieges erinnert die weitere Empfehlung, die aus dem Abstand von einhundert Jahren etwas befremdlich wirkt: »Ein Wunsch, dessen Erfüllung von den Truppenärzten sehr befürwortet wird, verdient noch nebenbei Erwähnung. Es ist dies geschnittenes, zu etwa 25 Blatt zusammengeheftetes Abortpapier, das aus hygienischen Gründen oft schwer vermisst wird.« Und dann schließt der Aufruf: »Möchten recht viele wohlthätige Vaterlandsfreunde den hier ausgesprochenen dringenden Wünschen unserer Soldaten durch Sammlung und Spenden Rechnung tragen.«

Als das Rot-Kreuz-Komitee seine Vorhaben veröffentlichte, hieß es am Schluss, wenn die dringlichsten Aufgaben erledigt seien, wolle man sich auch um solche Familien kümmern, die durch den Krieg in Not geraten seien. Dass dies nach der allgemeinen Auffassung ein heikles Gebiet war, verrät folgende Bekanntmachung vom 14. September: »Unterstützungen, die während des Krieges aus öffentlichen Mitteln

Personen gewährt werden, die durch den Krieg arbeitslos geworden oder sonst in Not geraten sind, stellen keine Armenunterstützung dar und ziehen daher nicht den Verlust öffentlicher Rechte nach sich.«

Gegen Armut gab es damals zwar Unterstützung von der Gemeinschaft, aber man wurde dadurch zum Bürger zweiter Klasse. Diese im Kriege völlig abwegige Einstellung war offenbar noch so fest in den Köpfen auch von Marbachern verankert, dass eine öffentliche Klarstellung erforderlich erschien.

Zu den Gemeinschaftsaufgaben, um die sich Stadtverwaltung zu kümmern hatte, gehörte der Brandschutz. Hier ergab sich natürlich mit der Verkündung der Mobilmachung das Problem, dass zunächst niemand wusste, wie viele der doch meist jüngeren Feuerwehrmänner zum Kriegsdienst einberufen werden würden. Deshalb war auch nicht bekannt, welche Maßnahmen zu ergreifen waren. Sicher war nur, dass in dieser Situation der Übungsplan nicht eingehalten werden konnte. Ansonsten beschloss der Gemeinderat, dass nach der Ernte über erforderliche Maßnahmen beraten werden sollte. Dieser Beschluss macht deutlich, wie wichtig für die Stadt und ihre Bewohner die Einbringung der Getreideernte war.

Erst am ersten Septembersonntag mussten alle nicht eingezogenen Feuerwehrmänner morgens um 6.30 Uhr in voller Ausrüstung bei der Turnhalle antreten. Nur so konnte eindeutig festgestellt werden, mit wem man im Brandfall rechnen konnte. Gleichzeitig setzte der Landesfeuerwehrinspektor die Anforderungen herunter und bestimmte, dass Löschzüge von 20 bis 30 Mann gebildet und an Löschgeräten und Leitern ausgebildet werden sollten. Danach stellte der Gemeinderat fest, dass die Feuerwehr noch einen Mannschaftsbestand von 78 Mann habe. Es genüge deshalb eine amtliche Bekanntmachung, wonach alle Männer zwischen 23 und 50 feuerwehropflichtig und bei einem Großfeuer zum Sicherheitsdienst und zur Bedienung der Spritzen verpflichtet seien. Für die Zeit des Krieges war damit die Feuerbekämpfung gesichert.

Zehn Jahre nach seiner Eröffnung war das Schillermuseum fast ganz auf auswärtige Besucher angewiesen. Wer von den 3000 Marbachern an Schillers Werk interessiert war, hatte es bis dahin gesehen. Und gleiches galt für das Geburtshaus, das ja schon mehr als fünfzig Jahre als Gedenkstätte öffentlich zugänglich war. Als nun mit der Mobilmachung der zivile Eisenbahnverkehr weitgehend eingestellt wurde, wurde es für Auswärtige nahezu unmöglich, nach Marbach zu kommen und Geburtshaus und Museum zu besuchen.

Auskunft über die Besucherzahlen geben für beide Häuser die Gästebücher, wobei aber zu berücksichtigen ist, dass sich oft nur eine Person für eine ganze Familie eintrug, und ob alle Besucher sich eintrugen, wissen wir auch nicht. Genaue Zahlenangaben gibt es also nicht. In Schiller Geburtshaus habe ich für den Monat Juli 1914 bis zum 30. Juli 448 Einträge gezählt. Danach kommen 16 Namen ohne Datum, die also auch noch in den Juli zählen können, so dass ich von etwa 500 Besuchern ausgehen möchte. Einen Eintrag mit Datum gibt es dann erst wieder am 16. August, einem Sonntag, als der zivile Personenverkehr der Bahn wieder aufgenommen wurde. Im August scheinen dann noch 30 Besucher gekommen zu sein.

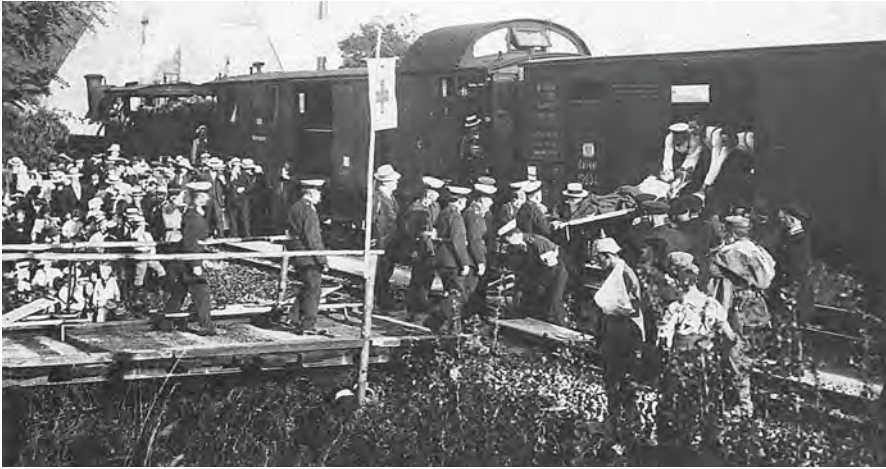
Ähnliches gilt für das Schillermuseum. Hier füllen die Namen der Besucher im Monat Juli 16 große Seiten. Am 20. Juli sind es noch vier Einträge, tags darauf einer und am 1. August, dem Tag, an dem die Mobilmachung bekannt gegeben wurde, schrieben sich noch zwei Besucher in das Gästebuch ein. Dann kommt auch hier die Lücke bis zum 16. August, als fünf Namen eingetragen sind. Danach folgen, auf zwei

Tage verteilt, noch 16 Namen. Ob der in Stuttgart wohnende Museumsdirektor Otto Gütnter, der ja auch auf die Zugverbindung angewiesen war, in jenen zwei Wochen dem Museum fernblieb, oder ob er zu Fuß einige Male kam, oder ob er in Marbach eine Notunterkunft hatte, ließ sich bis jetzt nicht feststellen. Im September stiegen die Zahlen wieder stark an, jetzt waren auch viele Soldaten, meist Verwundete, darunter.

Heutzutage können wir viele Ereignisse im Augenblick des Geschehens im eigenen Wohnzimmer am Bildschirm verfolgen. Vor hundert Jahren gab es nichts dergleichen, und doch waren die Menschen auch damals von dem bewegt, was sich irgendwo in der Ferne ereignete und Auswirkungen hatte bis ins heimatische Marbach. Aber man war weit weg, hatte keinen Kontakt. Nur einen Ort gab es, wo man mit dem Geschehen draußen etwas in Berührung kommen konnte. Das war der Bahnhof. Hier konnte man etwas vom großen Geschehen mitkriegen, und angesichts des Umstandes, dass man selber nicht wegfahren durfte, hatte das Zuschauen offenbar seinen besonderen Reiz. Auch dafür ist wiederum Otto Kleinknecht Zeuge. In seinem Rückblick schrieb er: »Am Sonntag, 2. August, glich Marbach einem aufgestörten Ameisenhaufen, wenn natürlich auch von einem Gewimmel auf den Straßen keine Rede sein konnte. Sehr groß aber war das Gedränge auf dem Bahnhof, wenn Züge an- und abfuhren. Im Wartesaal I. und II. Klasse hatte man eine Bahnhofs-Wache eingerichtet, bestehend aus ein paar Zivilisten mit weißen Armbinden. Sie hatten auch Gewehre, hätten aber schwerlich genau angeben können, welche Aufgabe ihnen eigentlich zugedacht war. Indessen saßen sie um den Tisch herum und leerten einen Humpen Bier, den ihnen der Gastwirt Oehler spendiert hatte. In der Nacht zum 3. August hörte man dann schon Militärzüge nach dem Westen rollen.« Marbach lag damals ja nicht an einer Stuttgarter Vorortstrecke, sondern an einer wichtigen Ost-West-Verbindung, weil die Streckenführung bekanntlich zunächst von Backnang nach Bietigheim verlief und dort Anschluss nach Westen hatte.

Auch der »Postillon« berichtete von den Aktivitäten am Bahnhof. Am 14. August war in ihm zu lesen: »Lebhaft ging es in den letzten Tagen auf dem Bahnhof zu. Die Mannschaften wurden von den herbeigeströmten Zuschauern mit Zigarren, Obst, Tee usw. bewirtet. Die Stimmung der meist älteren Krieger war ernst, doch zuversichtlich und patriotisch. Die Wagen wurden vor der Abfahrt mit grünen Zweigen geschmückt.«

Die Gaben für die in den Krieg ziehenden Soldaten waren offenbar nicht immer der Situation angepasst, und so sah sich der »Postillon« schon in den ersten Augusttagen zu einer »dringenden Bitte« veranlasst. Er schrieb: »Die Erfahrungen früherer Feldzüge haben gelehrt, dass bei Mobilmachungen den zum Ausmarsch bestimmten Soldaten geistige Getränke, namentlich Bier, Most und Wein als besonderer Liebesbeweis nicht nur von allen Seiten angeboten, sondern aufgedrängt werden, dass besonders auf Bahnhöfen, von denen aus Transporte erfolgen oder auf denen Halt gemacht wird, die abziehenden und durchziehenden Truppen mit geistigen Getränken in allen Mengen und Sorten bedacht werden.« Aber: »Im beginnenden Krieg werden sofort mit den ersten Tagen an die Leistungsfähigkeit, Schlagfertigkeit und Widerstandsfähigkeit unserer Soldaten ungeheure Anforderungen gestellt. Dazu ist Nüchternheit absolut erforderlich.« Es müsse deshalb dafür gesorgt werden, dass in allen in Betracht kommenden Bahnhöfen »in ausgiebigem Maße gute alkoholfreie und nahrhafte Getränke und andere zweckmäßige Erfrischungen bereitgehalten werden. Sodann wird die Bevölkerung dringend gebeten, die Abgabe geistiger Ge-



Ankunft der ersten Verwundeten im Marbacher Krankenhaus, August 1914.

tränke an die Einberufenen zu unterlassen, da die alkoholischen Getränke nicht kräftigen, nicht den Durst löschen, noch sonst irgend welchen Nutzen bringen, sondern Körper und Geist schwächen, schnelle körperliche Ermüdung verursachen und die Widerstandsfähigkeit gegen Strapazen und Krankheit verringern.«

Dieser Aufruf entsprach den Wünschen der Militärbehörden, die den Ausschank alkoholischer Getränke in Bahnhofsnähe allgemein untersagten. Zwei Wochen nach Kriegsbeginn durfte in Bahnhofswirtschaften an Zivilpersonen wieder Alkohol ausgedient werden, an Soldaten blieb es auch weiter verboten.

Als 1905 in der Amtsversammlung über den Standort des zu bauenden Bezirkskrankenhauses diskutiert wurde und offen war, ob Marbach oder Großbottwar den Zuschlag bekommen würde, da argumentierte die Marbacher Seite damit, dass die verkehrsmäßige Anbindung in Marbach viel besser sei als in Großbottwar, weshalb ein Krankenhaus in Marbach auch als Lazarett im Kriegsfall verwendet werden könnte. Ob dies den Ausschlag gab, ist freilich nicht überliefert. Der ursprüngliche Plan hatte den Kostenvoranschlag um fast 25 Prozent überstiegen, und der Architekt hatte Abstriche machen müssen. Auch wurden nach der Eröffnung des 40-Betten-Hauses noch Stimmen laut, denen das Haus zu groß war. Die Leitung des Hauses hatte Oberamtsarzt Dr. Föhr, für die Pflege waren zwei Diakonissen vom Verband der Karl-Olgaschwestern angestellt.

Am 12. August erschien im »Postillon« eine Anzeige, in der Krankenhausverwalter Pfähler um die Überlassung von Bettgestellen, Kissen und Matratzen innerhalb von sechs Tagen für die Umwandlung des Bezirkskrankenhauses in ein Reservelazarett bat. Raum war offenbar genug vorhanden, doch fehlte es an der Ausstattung. Jetzt reichten die 40 Betten nicht mehr, denn im »Postillon« hieß es: »Unser auf sonniger Höhe gelegenes neues Krankenhaus bietet bei umsichtiger Raumeinteilung für ungefähr 65 Krieger Platz, außerdem ist noch Raum für etwa 25 Betten für Bezirkskranke.« Das war mehr als das Doppelte der ursprünglichen Bettenzahl. Mehr als achtzig Patienten konnten natürlich von den beiden Diakonissen allein nicht versorgt werden. Das Rote Kreuz

stellte Helferinnen ein, und die Zeitung berichtete, dass diese während ihrer Dienstleistungen »freie Verköstigung und Wohnung im Bezirkskrankenhaus« erhielten. Später ist dann einmal von Hilfsschwestern die Rede, die auch Zivilkranke pflegten.

Keine drei Wochen später kamen bereits die ersten Verwundeten nach Marbach. Es war ein Sonntagnachmittag, als um 17.15 Uhr ein Zug auf der Höhe des Bezirkskrankenhauses hielt, aus dem 84 verwundete Soldaten, darunter auch sechs Franzosen, ausgeladen wurden. Der »Postillon« schrieb am nächsten Tag: »Der Zug hielt beim Bezirkskrankenhaus, wo schon seit Tagen eine Brücke vom Bahndamm zur Straße angebracht war. Für die Verbringung der Verwundeten vom Zug ins Bezirkskrankenhaus sorgte die hiesige Sanitätskolonne, die sich ihrer Aufgabe in musterhafter Weise gewachsen zeigte. Mit den übrigen Verwundeten fuhr der Zug weiter nach Backnang.« Von dem Ereignis hat sich ein Foto erhalten, auf dem man sieht, dass die Ankunft des Lazarettzuges bei den Marbacher Einwohnern auf lebhaftes Interesse stieß. Im Sonntagstaat stehen Groß und Klein, Männer und Frauen dicht gedrängt am Bahnleis und sehen, wie gerade ein Verwundeter aus dem Waggon gehoben wird.

Mit 84 Verwundeten war das Haus nahezu ganz belegt, und für die »Bezirkskranken«, von denen früher die Rede war, blieb nicht mehr viel Platz. Dieser unvermittelte Ansturm stellte für das Personal sicher eine besondere Herausforderung dar. Die Zeitung berichtete zwei Tage später noch einmal über die Belegung: »Die unserem aufs beste eingerichteten und vorbereiteten Reservespital zugewiesenen Krieger, unter denen sich auch ein paar Franzosen befinden, sind alle sehr dankbar für die treffliche Pflege und ärztliche Versorgung. Es sind fast lauter Verwundete, darunter etwa 25 schwer Verletzte, von denen einige sofort operiert werden mussten. Fast alle kamen müde und erschöpft an, so dass die meisten den ganzen folgenden Tag schliefen. Es ist zu hoffen, dass sie sich in den schönen gesunden Räumen bei entsprechender Verpflegung rasch erholen. Es zeigt sich jetzt, dass die lange vorbereitete Tätigkeit des Roten Kreuzes keine vergebliche war und die höchste Anerkennung verdient.«

In dieser Anfangsphase des Krieges hatten im Landesinnern belegte Lazarette noch einen gewissen Seltenheitswert, was wohl der Grund dafür gewesen sein dürfte, dass sie von Prominenten besucht wurden, die sich einen persönlichen Eindruck verschaffen und zugleich das Personal anspornen wollten. So kam Marbach sechs Wochen nach Kriegsbeginn ein letztes Mal zu einem königlichen Besuch. Wieder sind wir auf den Bericht des »Postillons« angewiesen, in dem am 6. September zu lesen war: »Gestern Nachmittag kam völlig unerwartet Ihre Majestät die Königin Charlotte im Auto dahier an, um die Verwundeten im Bezirkskrankenhaus König Wilhelm zu besuchen. Die Königin wurde von dem Bezirkvertreter vom Roten Kreuz, Regierungsrat Waiblinger, dem leitenden Arzt, Oberamtsarzt Dr. Föhr, und der ersten Vorsitzenden der Helferinnen des Sanitätsdepots, Frau Regierungsrat Waiblinger, durch das Bezirkskrankenhaus geleitet. Ihre Majestät unterhielt sich in Herzen gewinnender leutseliger Weise mit den einzelnen Verwundeten und erkundigte sich aufs teilnahmsvollste nach ihrem Befinden und ihren Erlebnissen. Auch hatte sie Geschenke für die braven Vaterlandskämpfer mitgebracht. Ganz besonders freundliche Worte widmete Ihre Majestät dem Krankenpflegepersonal und namentlich den Helferinnen, die in dem Bezirkskrankenhaus in großer Zahl ihre Pflicht erfüllen.«

Das Lazarett blieb während des ganzen Krieges belegt und wurde erst am 31. Januar 1919 geschlossen. Die letzten 17 Verwundeten wurden nach Ludwigsburg verlegt. Danach konnten übrigens die bereitgestellten Betten und Bettstücke an die Leihgeber zurückgegeben werden.



Im September 1915 geschriebene Feldpostkarte aus dem Marbacher Lazarett.

Die Zahl der zum Kriegsdienst einberufenen Marbacher wurde im Krieg nie bekannt gegeben, vermutlich galt sie als militärisches Geheimnis. Der »Postillon« gab allerdings einen Hinweis, als er vierzehn Tage nach Kriegsbeginn schrieb, die Zahl sei mindestens dreimal so hoch wie 1870/71. Damals war bei Kriegsende von 52 »Ausmarschierten« die Rede, so dass wir davon ausgehen können, dass Mitte August 1914 bereits etwa 150 Marbacher im Krieg waren. Aber selbst jetzt wies die Zeitung noch auf den Klassenunterschied hin und hob hervor, es seien diesmal viele Arbeiter dabei. Der Tod machte jedoch keine Unterschiede, unter den ersten Kriegstoten waren Amtsgerichtsrat Winter und Hilfslehrer Gerber von der Realschule.

Ende September war die Zahl der Gefallenen schon auf 15 gestiegen, und am 1. November fand deshalb ein besonderer musikalischer Gottesdienst statt. Im »Postillon« hieß es dazu: »Das Opfer dieses Gottesdienstes ist zu Unterstützung hiesiger Familien bestimmt, welche durch den Krieg in Bedrängnis geraten sind. Es darf erwartet werden, dass die Beisteuer nicht unter 20 Pfennig beträgt.« Die Kirche, so hieß es später, war von Andächtigen dicht angefüllt. Gebet und Schriftlesung wechselten mit Gemeindegesang, Vorträgen des Kirchenchors und Einzelvorträgen. Und noch einmal hieß es dann: »Das Opfer ist zur Unterstützung hiesiger Familien bestimmt, welche durch den Krieg in Bedrängnis geraten sind.«

Damit hatte die grausige Wirklichkeit des Krieges ganz Marbach endgültig erreicht und die Marbacher Gemeinde musste in den nächsten vier Jahren noch oft zusammenkommen, um neuer Opfer des Krieges zu gedenken.

Quellen

Stadtarchiv Marbach

Gemeinderatsprotokoll 1914

Heiratsbuch 1914

Familienregister

Der Postillon. Amts- und Anzeigenblatt für den Oberamtsbezirk Marbach

Marbacher Zeitung, 31. Juli 1964

Deutsches Literaturarchiv

Gästebücher des Schiller-Geburtshauses und des Schillermuseums von 1914

Privatbesitz Hermann Schick

Brief von Pauline Ensinger, 4. August 1914

Schlechte Zeiten für Menschlichkeit und Toleranz in Ludwigsburg

Wie Menschen in der Stadt ab 1933 in Not gerieten*

von Jochen Faber

Vergessen wäre gefährlich! »Verbrechen gegen die Menschlichkeit, unter anderem: Mord, ethnische Ausrottung, Versklavung, Deportation und andere unmenschliche Akte gegen die Zivilbevölkerung oder: Verfolgung aufgrund von rassistischen, politischen und religiösen Motiven; unabhängig davon, ob einzelstaatliches Recht verletzt wurde.« So lautet die Definition der Londoner Charta vom 8. August 1945.

Mit dem Begriff »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« versuchten 1945 die Staaten, deren Armeen das nationalsozialistische Deutschland niedergeworfen hatten, die Verbrechen der Deutschen zu beschreiben und Maßstäbe zu ihrer Verurteilung zu schaffen. Dass sie einen ganz wichtigen rechtsstaatlichen Grundsatz unterliefen, indem sie den Straftatbestand erst definierten, nachdem die Taten begangen waren, war allseits bewusst. Angesichts der jahrelangen, geplanten, massenhaft praktizierten ungeheuerlichen Brutalität des Terror-Regimes und aller, die es unterstützten, wurde dieser Verstoß gegen einen formalen Rechtsgrundsatz in Kauf genommen. Unter anderem auch, weil »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« zwar eine neue Formulierung war, im Kern aber nur gewachsene Grundlagen des modernen Rechts zusammenfasste – bis hin zu biblischen Grundsätzen wie »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst« oder eben »Du sollst nicht töten«. Diese und alle darauf aufbauenden Gebote und Verbote brauchten angesichts der zwölf Millionen Menschen, die von den Nazis gezielt ermordet worden waren, dringend neue Schubkraft.

Diese zwölf Millionen Ermordeter, diese Abermillionen Ausgegrenzter und Verfolgter – von den Opfern der sogenannten »normalen Kriegsführung« ganz abgesehen –, alle diese Menschen hatten einen Namen, ein Gesicht, Ideen, Wünsche, Hoffnungen und Träume. Jede und jeder von ihnen hatte die angeborene Würde und die gleichen und unveräußerlichen Rechte aller Mitglieder der Gemeinschaft der Menschen, wie es die ebenfalls in der Folge der NS-Verbrechen verkündeten Allgemeinen Menschenrechte feststellen.

Alle diese zwölf Millionen Mordopfer waren unsere Nächsten, unsere Nachbarinnen und Nachbarn, wenn auch teilweise etwas entferntere. Aber etliche kamen aus derselben Stadt wie ich, und diese Nähe festzustellen, schockiert mich auch nach Jahren der Beschäftigung mit diesem Thema. Von einigen von ihnen soll nun die Rede sein. Dass auch die Täterinnen und Täter ebenfalls von hier kamen, dass die fanatischen Nazis, die Profiteure und Sich-Besser-Fühler, die gehorsamen Befehle-Ausführer und die angsterfüllten Sich-Nicht-Wehrer Tür an Tür mit den späteren Opfern gelebt hatten, diese Geschichte muss ein andermal erzählt werden.

* Geringfügig überarbeitete Fassung des am 13. Februar 2014 beim Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

Hier kommen keine Sensationen zur Sprache, keine unglaublichen Entdeckungen, keine ungeahnten Forschungsergebnisse. Wie viele, die die Geschichte ihres jeweiligen Heimatorts erforschen, bin ich Laie, kein ausgebildeter Historiker. Ich trage zusammen, was ich an Informationen finde, werte es aus und trage Ihnen das vor.

Die drei Ludwigsburger Archive – das Stadtarchiv, das Staatsarchiv und die Außenstelle des Bundesarchivs – verwahren wichtige Quellen. Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, Menschen, die das NS-Regime oder die frühen Jahre danach bewusst erlebt haben: ganz wundervolle Quellen, wenn auch mit höchster Vorsicht zu genießen, weil Erinnerung sich mit der Zeit verändern kann, selbst wenn es völlig unbeabsichtigt ist. Frühere Veröffentlichungen, wissenschaftliche Untersuchungen oder auch Berichte von Betroffenen sind Grundlage meines Vortrags, ebenso Recherchen aus jüngerer Zeit, wie sie von vielen Aktiven aus der Ludwigsburger Stolperstein-Initiative oder aus dem Arbeitskreis »Dialog Synagogenplatz« betrieben werden.

Ich möchte mit einem Brief beginnen, die Ludwigsburger Ereignisse zu beleuchten. Am 23. März 1933 hatten Nationalsozialisten, Nationalkonservative und bürgerliche Reichstagsabgeordnete der Regierung von Adolf Hitler diktatorische Vollmachten erteilt: »Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich« hieß das offiziell, »Ermächtigungsgesetz« sagt man heute zumeist. Sechs Tage später schreibt ein Ludwigsburger einen Brief an Adolf Hitler. Es ist Dr. Hermann Schuon, der Direktor der in Ludwigsburg ansässigen Bausparkasse GdF, später GdF Wüstenrot: »Hochgeehrter Herr Reichskanzler! Mit tiefer Erschütterung lese ich von den ungeheuerlichen Anschuldigungen, die in der ausländischen Presse über angebliche Greuelthaten in Deutschland noch immer erhoben werden. Um zum endlichen Siege der Wahrheit über Verhetzung und Lüge mein Teil beizutragen, habe ich als Vizepräsident des Bausparkassen-Weltkongresses 1933 in London mich mit folgender Depesche an die internationalen Spitzenorganisationen der englischen und amerikanischen Bausparkassenverbände gewandt: »Greuelnachrichten über Judenverfolgung erinnern an Kriegszeit. Unbedeutende Zwischenfälle in ersten Tagen nationaler Erhebung von Regierung missbilligt. Reichskanzler Hitler belegte Übergriffe mit schärfsten Strafen. Gegenteilige Nachrichten beruhen auf böswilligen und tendenziösen Falschmeldungen. Bitte herzlichst Verleumdungen rücksichtslos entgegenzutreten, wo immer Ihr könnt. Sorgt für weitgehende Verbreitung meiner Bitte.« [...] Genehmigen Sie, hochgeehrter Herr Reichskanzler, den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochschätzung.«

Dieser Brief aus dem Aktenbestand der GdF Wüstenrot im Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg ist verstörend. Hier verharmlost ein Mann die Nazis, der nach allem, was ich von ihm erfahren konnte, in keiner Weise mit ihnen sympathisierte. Ein gebildeter Bürger an der Spitze eines innovativen Unternehmens biedert sich dem Diktator an. Einen Sinn ergibt dieses Dokument erst, wenn man sich den verbissenen Kampf der Nazis um die Bausparkassen vergegenwärtigt. Vier Monate später zeigt eine kleine Zeitungsnotiz im »NS-Kurier« vom 18. Juli 1933, dass Dr. Schuon sich völlig umsonst erniedrigt hatte. Unter der Überschrift »Beurlaubungen bei der GdF« ist zu lesen: »Wie die Telegraphen-Union erfährt, wurden aus Gründen der Neugestaltung des Unternehmens der Gemeinschaft der Freunde, Ludwigsburg, die Direktoren Dr. Oechslin und Dr. Schuon [...] vorläufig beurlaubt. Sie werden sich zunächst jeder dienstlichen Handlung zu enthalten haben und von ihren Befugnissen keinen Gebrauch machen.«

Hermann Schuon konnte sich die faschistischen Jahre über wegducken und machte nach deren Ende wiederum als Direktor die GdF größer, als sie zuvor war. Doch was ist mit der »Greuelpropaganda«, vor der er so eindringlich gewarnt hatte? Was waren



*Dr. Hermann Schuon (2.v.r.) mit Kollegen
vor dem Haupteingang des GdF-Verwaltungsgebäudes in der Hohenzollernstraße.*

die »unbedeutenden Zwischenfälle in den ersten Tagen der nationalen Erhebung«, von denen Schuon schrieb? Reichsweit wurde von Folter, Totschlag und Mord an Sozialdemokraten, Kommunisten und Gewerkschaftern berichtet. Versammlungsverbote vor der Reichstagswahl vom 5. März 1933 hätten auch Direktor Schuon nachdenklich stimmen können – auch in Württemberg und Baden wurden schon im Februar Veranstaltungen der Nazigegner verboten.

Wer in Ludwigsburg aufmerksam war – und dazu genügte die Lektüre der keineswegs nazikritischen »Ludwigsburger Zeitung« –, sah Willkür und Terror Einzug halten: In der Nacht vom 5. auf den 6. März verhafteten Ludwigsburger Nazis zahlreiche Aktivisten der SPD und KPD, darunter auch den kommunistischen Stadtrat Wilhelm Bader. An seinem Schicksal lässt sich die brutale Konsequenz des NS-Terrors gegen Andersdenkende während der gesamten Nazijahre erkennen: Er wurde zunächst für 13 Monate eingesperrt, 1936 dann wieder festgenommen, nach Verbüßung einer nicht rechtsstaatlich begründbaren Haft weiterhin eingesperrt und schließlich wenige Wochen vor dem Ende der Naziherrschaft im Konzentrationslager Dachau ermordet. Tatwaffe waren in seinem Fall die katastrophalen Haftbedingungen.

Etliche Dokumente von Mithäftlingen beschreiben diesen Mann, der aus Bartenstein in Hohenlohe als Arbeiter nach Ludwigsburg gekommen war, sich den Kommunisten anschloss und mit verschiedenen Zeitungsprojekten in der Stadt wie auch als Stadtrat seine Ideale voranzubringen versuchte. In seiner Recherche zum Stolperstein für Willy Bader in der Bauhofstraße 14 zitiert Walter Mugler einen Dachauer Häftling, den Pfarrer François Goldschmitt, mit seiner Beschreibung Baders: »Er regierte in den Stuben drei und vier wie ein guter Papa. Der kurz gewachsene breitschultrige Mann mit den abgehärmten, blassen Gesichtszügen schaute ernst und kummervoll drein.



*Zwei Ludwigsburger, die für ihre politische Überzeugung mit dem Leben bezahlen mussten:
Hermann Wißmann (links) und Wilhelm Bader.*

Willy hatte das frohe Lachen ganz verlernt. [...] Der arme Tropf musste Grausiges miterlebt haben, war er ja menschen- und wortkarg geworden. Trotz unserer politischen und religiösen Gegensätze verband mich mit diesem Kommunisten fast 30 Monate lang echte, aufrichtige Freundschaft. [...] Wenn wir in Dachau nur Blockpersonal und Kapos à la Willy Bader gehabt hätten, wären tausende Kameraden am Leben geblieben. [...] Leider ist dieser kreuzbrave, stets hilfsbereite Bader kurz vor der Befreiung am 10. März 1945 gestorben.«

Noch einmal zurück zum 5. März 1933: Ein anderer Verhafteter dieser Nacht nach der letzten Reichstagswahl war Hermann Wißmann aus der Oberen Straße in Hohenlohe. Auch er KPD-Mitglied, Vorsitzender im Hohenecker Turnverein und aktiv auch im »Athletiksportverein Täle«. Wie die anderen Verhafteten aus KPD und SPD wurde er kurzzeitig ins Militär-Arresthaus in der Hindenburgstraße gesperrt. Danach ging

der Transport von Ludwigsburg mit Autobussen auf die Schwäbische Alb ins Konzentrationslager Heuberg bei Stetten am kalten Markt. Karin Kohler, die seine Geschichte für die Ludwigsburger Stolperstein-Initiative erforschte, berichtet: »In der Bevölkerung war das KZ bekannt. Schon 1933 gab es die Redewendung: ›Halt bloß deinen Mund, sonst kommst auf den Heuberg.«

Obwohl das Lager nur wenige hundert Plätze hatte, waren bald 3 000 Männer dort eingesperrt, schikaniert, schwer verprügelt, durch Scheinerschießungen terrorisiert. Der genaue Anlass wurde von den Mitgefangenen nicht erkannt, doch am 8. April 1933 brach Hermann Wißmann in einer Arbeitspause zusammen und starb. »Er fiel plötzlich um – der Arzt konnte nur noch seinen Tod feststellen«, schrieb der Augenzeuge Karl Kunde, ein inhaftierter Kommunist aus Ludwigsburg, in seinen Lebenserinnerungen. Hermann Wißmann wurde nur 31 Jahre alt; er hinterließ eine junge Frau und eine dreijährige Tochter. Viele Freunde und politische Mitstreiter besuchten die Trauerfeier im Ludwigsburger Krematorium am 11. April 1933, die von den Nazis streng überwacht wurde. Falls jemand von der Verhaftung, dem Lager oder den Umständen seines Todes erzählt hätte, waren hohe Strafen angedroht. Hermann Wißmann bleibt der traurige Ruhm, der erste Tote im Konzentrationslager Heuberg gewesen zu sein.

Am 13. März besetzte die Ludwigsburger SA die Geschäftsstelle der sozialdemokratischen Tageszeitung »Neckar-Post« in der Lindenstraße. Deren Leiter Alfred Tischendorf, Vorsitzender der SPD-Fraktion im Ludwigsburger Gemeinderat, wurde vorübergehend verhaftet – völlig ohne rechtsstaatliche Grundlagen, von einer privaten Schlägertruppe, ohne staatliche Legitimation. Tischendorf konnte übrigens die Verfolgung überleben und tauchte nach dem Ende des Naziregimes als Referent im Stuttgarter Rathaus wieder auf. Die »Neckar-Post« erschien nie wieder, die öffentliche Meinung wurde ausschließlich von NSDAP-genehmen Medien dargestellt.

Das Herstellen und Verteilen von Flugblättern oder andere Propaganda gegen die Nazis blieb eine der wenigen, eher verzweifelten als wirkungsvollen Möglichkeiten von Widerstand, den auch Menschen in Ludwigsburg betrieben. Zahlreiche Verurteilungen in den folgenden Jahren wegen »Vorbereitung zum Hochverrat« zeugen davon, dass Menschen antinazistische Informations- und Meinungsschriften in Umlauf gebracht hatten.

Noch im März 1933 wurden viele Organisationen der politischen Linken in Ludwigsburg wie andernorts auch verboten. Das »Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold«, das sich als Gegenorganisation zu den Straßenkämpfern von SA und SS verstand, wurde aufgelöst. Am 19. April 1933 meldete die Ludwigsburger Zeitung, es »ist neulich der Arbeitergesangverein ›Vorwärts‹ vorläufig polizeilich geschlossen worden, nachdem das gleiche Schicksal schon früher den Turnerbund Ludwigsburg, den Turnverein Hoheneck, den Turnverein Eglosheim e. V. und die freie Turnerschaft Oßweil ereilt hatte. In einigen anderen Fällen steht eine Entscheidung der Behörden noch aus.« Die Schieß- und Sportplätze der Arbeitervereine wurden geschlossen und das Vermögen eingezogen.

Im März 1933 standen Betriebsratswahlen an. Obwohl die meisten Mitglieder der freien Gewerkschaften arbeitslos waren, gab es keine Mehrheiten für die Nazis; sie erreichten in den einzelnen Betrieben zumeist Werte von etwa 25 Prozent, die freien Gewerkschaften über 70 Prozent. Von zahlreichen Ludwigsburger Betrieben sind noch die Vordrucke erhalten, auf denen frei gewählte Betriebsräte ihren Rücktritt erklären mussten, denn am 4. April wurden die Betriebsratswahlen per Gesetz aufge-

hoben. Walter Mugler hat 2013 in der Broschüre »Hütet die Einheit wie Euren Augapfel« auf solche Formblätter verwiesen, unter anderem von Orgelbau Walcker, Firma Hubele, GdF Wüstenrot, Wagner + Keller, Eisfink, Heinrich Franck Söhne GmbH, Ungeheuer + Ulmer, G. W. Barth, Beru usw.

Sofie Damböck, die bei der Betriebsratswahl am 25. März 1933 in Abwesenheit in den Arbeiterrat der Firma Bleyle gewählt worden war, wurde am 21. April das Mandat entzogen, und ihr wurde gleichzeitig gekündigt. Im Kündigungsschreiben der Firma Bleyle steht: »Nachdem Sie nun schon seit 11. März 1933 interniert sind, sehen wir uns genötigt, Ihren Arbeitsplatz anderweitig zu besetzen und kündigen Ihnen auf heute über 14 Tage, also auf den 20. April.« Am 21. April wurde Sofie Damböck ins Frauengefängnis Gotteszell gebracht. Der Fall lässt sich aus Akten im Ludwigsburger Staatsarchiv nachvollziehen.

Auf solche Weise wurde den letzten verbliebenen Nicht-Nazi-Organisationen die Basis entzogen. Unter sich zutiefst zerstritten, waren die moskautreuen Kommunisten und die Sozialdemokraten vielfach gelähmt gewesen. Ohne die Basis in den Betrieben waren politisch wirkungsvolle Aktionen restlos unmöglich geworden. Eugen Ochs, der das Konzentrationslager Buchenwald überlebte und nach dem Faschismus die IG Metall in Ludwigsburg mit aufbaute, erinnerte sich an den 1. Mai 1933: »Die Sozialdemokraten und die von ihnen geführten Gewerkschaften meinten noch immer, die Nazis könnten sich nicht lange halten und würden bald wieder aufgeben. [...] Deshalb forderten die Gewerkschaften die Arbeiter auf, am 1. Mai 1933 an den von den Nazis organisierten Maifeiern teilzunehmen. Nur einen Tag später, am 2. Mai 1933, bekamen sie die Quittung. Die Gewerkschaftshäuser wurden von den Nazis besetzt, die Gewerkschaften zerschlagen.«

Immer wieder nahmen die Nationalsozialisten sich andere Gruppen von Menschen ins Visier, beraubten sie ihres Platzes in der Gesellschaft und ermordeten, wen sie ermorden wollten. Kein großer Aufschrei stoppte sie, und mit jedem neuen Schritt wuchs die Angst der nicht oder noch nicht Bedrohten. Niemand hat die Reaktionen beziehungsweise Nicht-Reaktionen der deutschen Gesellschaft treffender beschrieben als Pastor Martin Niemöller, der zunächst die Nazis durchaus nicht abgelehnt hatte, dann aber schnell ein entschiedener Gegner geworden war und seit 1938 im Konzentrationslager Sachsenhausen gefangen gehalten wurde: »Als die Nazis die Kommunisten holten, habe ich geschwiegen, ich war ja kein Kommunist. Als sie die Sozialdemokraten einsperrten, habe ich geschwiegen, ich war ja kein Sozialdemokrat. Als sie die Gewerkschafter holten, habe ich geschwiegen, ich war ja kein Gewerkschafter. Als sie mich holten, gab es keinen mehr, der protestieren konnte.«

Wenn wir uns die Nazijahre in Ludwigsburg betrachten, fehlt in diesem Text eine ganz wichtige Gruppe von Menschen, gegen die ein extrem brutaler Terror praktiziert wurde – Menschen mit Behinderung. Als wäre es ein Testlauf für den industriellen Massenmord an Menschen jüdischer Herkunft, wurden 1940 und 1941 rund 70 000 Menschen eiskalt geplant ermordet, über 10 000 davon im württembergischen Grafeneck. Die relative Nähe von Wohnort und Tatort der Nazimorde brachte Unruhe auf. Der einzige Lernerfolg bei den Mördern war, in den folgenden Jahren ihre Verbrechen besser zu verschleiern.

Albert Imle aus der heutigen Niedersachsenstraße in Oßweil wurde in Grafeneck ermordet, als er zwölf Jahre alt war. Schüler des Goethegymnasiums sammelten Informationen, damit im April 2011 ein Stolperstein zur Erinnerung an sein Schicksal vor dem Haus verlegt werden konnte, in dem er mit seiner Familie gewohnt hatte.

Vermutlich durch eine Hirnhautentzündung wurde das Kind in seiner Entwicklung eingeschränkt. Noch vor seinem fünften Geburtstag wurde der Junge in der Heilanstalt Stetten aufgenommen. Von dort aus wurde er im ersten von insgesamt sechs Transporten »auf Anordnung vom Innenministerium« in die Tötungsanstalt Grafeneck »verlegt«.

Johanna Grünewald, geboren 1890, besuchte die Ludwigsburger Töchtermittelschule und war eine sehr gute Schülerin. Im Ersten Weltkrieg starb ihr Mann. Ihr Bruder schrieb später: »Man wird wohl annehmen dürfen, dass sie damals innerlich



Johanna Grünewald wurde 1941 in Hadamar ermordet.

zusammengebrochen ist.« Auch eine neue Heirat brachte sie nicht wieder in seelisches Gleichgewicht. Klinikaufenthalte in der Psychiatrie in Weinsberg halfen ihr überhaupt nicht. Im März 1941 wurde sie »ungeheilt entlassen« und in die frühere hessische Landesheilanstalt Hadamar gebracht. Die dortige Gedenkstätte berichtet: »Von Weinsberg gelangte Frau Grünewald in einem Transport mit 80 weiteren Patienten am 10. März 1941 nach Hadamar. Da die Patienten eines solchen Transportes in der Regel noch am Tag der Ankunft in die im Keller der Anstalt befindliche Gaskammer geschickt und ermordet wurden, ist der 10. März 1941 als Todestag von Johanna Grünewald zu betrachten.«

Zahlreiche solcher Morde gehören zur Geschichte von Ludwigsburger Familien. Noch lange nicht alle sind aufgeklärt und öffentlich. Die Ludwigsburger Stolperstein-Initiative wird am 19. Mai dieses Jahres drei weitere Geschichten von Morden an Menschen mit Behinderung oder Krankheit dokumentieren – durch Stolpersteine und durch ergänzende Berichte.

Besser dokumentiert sind die Ausgrenzung, Verfolgung, Ausplünderung, Vertreibung und Ermordung von Nachbarinnen und Nachbarn

jüdischer Herkunft. Auch wenn nicht alle religiöse Juden waren: der Hinweis auf die Herkunft genügte, um nach und nach alle Menschenrechte zu verlieren – und auch allen Schutz von Menschen, mit denen man in dieser Stadt gelebt hatte. Vom edlen Begriff des Gemeinwesens blieb da nur noch das gemeine übrig.

Das prominenteste Beispiel für solch eine Ermordung auf Raten ist der Fabrikant Max Elsas aus der Marstallstraße 4. Albert Sting hat zusammen mit Martina Kütterer seine lange Geschichte für die Stolperstein-Verlegung 2009 in kurzer Form zusammengefasst: »Der zierliche Mann mit seinem schwarzen, später silbergrauen Bart

wirkte vertrauenserweckend. Jeder in der Stadt wusste, dass Max Elsas es ehrlich meint und niemanden übervorteilen würde. Max Elsas praktizierte das Ethos eines emanzipierten Juden, der edel und tadelsfrei leben will. Der engagierte Lokalpolitiker und Unternehmer hat sich für das Gemeinwesen der Stadt Ludwigsburg eingesetzt. 1882 trat er der Feuerwehr bei. Von 1905 bis 1908 war er Mitglied des Bürgerausschusses, wurde als Mitglied der Demokratischen Partei in den Stadtrat übernommen und wenige Jahre später zum Stellvertreter des Oberbürgermeisters ernannt. [...]

Zum 70. Geburtstag im Jahr 1928 wurde Max Elsas ehrend in der Zeitung erwähnt. Dagegen findet man am 10. März 1933, dem 75. Geburtstag, 40 Tage nach der so genannten ›Machtergreifung‹ der Nationalsozialisten, kein Wort mehr über Max Elsas in der Presse. Am 3. April desselben Jahres aber war in der Ludwigsburger Zeitung zu lesen: Rücktritt des Fabrikanten Max Elsas aus allen öffentlichen Ämtern. Er wurde wie alle jüdische Bürger systematisch isoliert. Der frühere sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Wilhelm Keil berichtete: ›Ich war Augenzeuge, wie der Greis gebeugt ein Lebensmittelgeschäft mit höflichem Gruß betrat. Man nahm keine Notiz von ihm, erwiderte seinen Gruß nicht und bediente ihn nicht. Zerknirscht schlich er davon.‹

Am 10. November 1938, als die Synagoge auch in Ludwigsburg niedergebrannt worden war, wurde der 80jährige Max Elsas in seiner Wohnung verhaftet und ins Gefängnis ›Blockhaus‹ an der Schorndorfer Straße gebracht. Als der Sohn Dr. Ludwig Elsas von dem Vorgang erfuhr, stellte er sich für den Vater, der daraufhin auf freien Fuß gesetzt wurde. Aber der Sohn blieb in Haft und wurde ins KZ Welzheim gebracht. Bis zum Jahresende 1938 wurde die Firma ›arisiert‹. Die Familie Elsas hatte von nun an kein Einkommen mehr und wusste, wann sie vor dem Nichts stehen würde. Besonders stark belastete die Situation seinen Sohn Bernhard Elsas, der sich von nun an in ärztlicher Behandlung befand. Als Bernhard Elsas, seiner Frau und ihren Kindern in letzter Sekunde im Jahr 1941 die Auswanderung nach Amerika gelang, schaute Max Elsas hinter den Gardinen hervor, dem von der Marstallstraße abfahrenden Taxi nach. Da seine Frau Ida Elsas, geb. Fellheimer, am 7. April 1939 verstorben war, fristete Max Elsas von nun an ein Dasein in völliger Isolation.

Als sich die Nationalsozialisten dazu entschlossen, die Städte und Dörfer ›judenfrei‹ zu machen, wurde auch Max Elsas am 2. Dezember 1941 in das Zwangsaltenheim für Juden in Eschenau, in der Nähe von Heilbronn, eingewiesen und von dort aus



Ida und Max Elsas.

am 22. August 1942 in das KZ Theresienstadt deportiert. Dort ist Max Elsas am 30. September 1942 an Entkräftung und Krankheit gestorben.«

Viel weniger bekannt als Max Elsas war der gelernte Hutmacher Samuel Szylił. Er wohnte mit seiner Frau Anna in der Hospitalstraße, sie hatten einen großen Sohn, den 1925 geborenen Alfred. Alfred Szylił schrieb später: »Dann kam das Jahr 1933 und ich hörte meine Eltern leise von jemandem namens Hitler sprechen, was für mich in diesem Moment nichts bedeutete. Aber ich bemerkte eine Veränderung in meinem Klassenzimmer. Unser netter Lehrer verschwand, ohne sich zu verabschieden. An seine Stelle trat eine jüngere Person, die es bei jedem Thema schaffte, einige Anspielungen auf Juden, und wie schrecklich sie sind, mit einzubauen. Damals wussten wir noch nicht, was der Unterschied ist, alle Jungen spielten zusammen und ich hatte mit keinem Probleme. Doch der Hass im Klassenzimmer wurde allmählich deutlich und jede Rede von Hitler wurde über vor der Schule aufgestellte Lautsprecher übertragen. Wir mussten die gesamte Rede anhören.

1935 folgte ein weiterer Schock. Mein Onkel Jacob Säbel [...] wurde als Rassen-schänder verhaftet. Sein Verbrechen bestand darin, dass er mit einem deutschen Mädchen verlobt war. Er wurde zu zwei Jahren Zwangsarbeit verurteilt und ins



Alfred Szylił mit seinen Eltern.

Konzentrationslager Dachau gebracht, wo er jeden Tag im Steinbruch arbeiten musste. Als er schließlich entlassen wurde, befahl man ihm, niemandem etwas über die raue Behandlung zu erzählen, anderenfalls würde er den nächsten Tagesanbruch nicht erleben. [...]

Im Juli 1938 wurde mein kleiner Bruder Max in Stuttgart geboren, und er war gerade mal drei Monate alt, als wir unsere nächste schockierende Erfahrung machten. Am späten Abend des 28. Oktobers (ich hatte schon geschlafen, wachte aber auf) hörte ich Männerstimmen und eine laute Auseinandersetzung in unserem Vorzimmer, ich war sehr verängstigt. Am nächsten Morgen kam meine Mutter in mein Zimmer, mit Max auf dem Arm und Tränen in den Augen. Die Gestapo war gekommen, um meinen Vater zu verhaften, ohne Mantel und ohne persönliche Sachen wurde er im Auto nach Stuttgart gebracht, der erste Schritt, ihn nach Polen zu deportieren. [...]

Ungefähr sechs Wochen später bekam ich den Bescheid, mich bereit zu machen, um an den Stuttgarter Bahnhof zu gehen, um den Zug mit dem Kindertransport am 5. Januar zu nehmen, der mich und viele andere Kinder über Holland nach England bringen sollte.

Meine liebe Mutter und mein Bruder verbrachten noch fünf Monate alleine, in denen meine Mutter sich ohne Einkommen um alles selbst kümmern musste und einen Käufer für unser kleines Heim finden musste. Sie musste sich auf den Anruf der Polizei in Ludwigsburg vorbereiten, nach Stuttgart gebracht zu werden, um meinem Vater über die polnische Grenze, in ein Auffanglager in Bonzine, zu folgen. Sie wurde von einer seiner Schwestern abgeholt und nach Czenstochowa gebracht, wo sich seine Eltern und seine Familie aufhielten.

Bei der Invasion der deutschen Truppen wurde Polen überwältigt, die SS übernahm das Kommando und die polnischen Juden wurden in ein Ghetto in der Stadt gebracht und wurden dort umgebracht, während der Rest ins Vernichtungslager abtransportiert wurde, Treblinka, wo im September 1942 die meisten Überlebenden, einschließlich meiner Eltern und meinem kleinen vierjährigen Bruder, umgebracht wurden.«

Im Jahr, in dem der jüngste Sohn der Szylits geboren wurde, 1938, hatte sein großer Bruder Alfred Bar-Mizwah gefeiert: am 11. Juni in der Ludwigsburger Synagoge an der Ecke Alleenstraße/Solitudestraße. Damals hieß die Alleenstraße zusammen mit der heutigen Friedrich-Ebert-Straße »Adolf-Hitler-Straße«, die Solitudestraße wurde ein Jahr später in »Ernst-von-Rath-Straße« umbenannt.

Dieser Ernst von Rath war ein frühes NSDAP-Mitglied und Botschaftsrat für Hitlerdeutschland in Paris. Am 7. November 1938 feuerte der junge Jude Herschel Grynszpan fünfmal aus einem Revolver auf ihn und rief, er tue dies im Namen von 12 000 verfolgten Juden. Die Nazis nahmen dieses tödliche Attentat zum Anlass, eine längst vorbereitete Welle der Gewalt gegen jüdische Einrichtungen zu starten. Durch einen Rundruf wurden Nationalsozialisten im gesamten Deutschen Reich aufgerufen, für die Nacht vom 9. zum 10. November einen »spontanen Volkszorn« gegen Juden zu inszenieren.

Es ist allgemein bekannt, dass die Ludwigsburger Nazis den »spontanen Volkszorn« verschlafen hatten und die 1884 errichtete Synagoge erst am Mittag des folgenden Tages in Brand steckten – mit Feuerwehr, um die Nachbarhäuser zu schützen, und mit dem Stellvertreter von Oberbürgermeister Karl Frank, dem fanatischen Nazi und Betriebsleiter der Bausparkasse GdF, Ferdinand Ostertag, unter den Verantwortlichen vor Ort.



Die Ludwigsburger Synagoge an der Ecke Alleinstraße/Solitudestraße wurde 1884 erbaut und am 10. November 1938 in Brand gesteckt.

Vor einigen Jahren berichtete die in Ludwigsburg geborene Luzia Sakreida (geb. Stemmer) in einem Interview: »Das war an dem Tag, an dem die Synagoge brannte. Wir sind von der Schule nach Hause gelaufen, da haben wir am Eck Wilhelmstraße/Kirchstraße einen SA-Mann gesehen, der einen Stein in das Schaufenster vom Kaufhaus Grumach geworfen hat, am hellen Mittag. Erwachsene sind dort nicht dabei gewesen, nur wir Schulkinder. Ich war da zehn Jahre alt, den SA-Mann kannte ich, weil er im selben Haus gewohnt hat wie wir, das war der Düringer. Die alten Leute vom Kaufhaus standen ängstlich unter der Tür, das weiß ich noch wie heute. Die haben kein Wort gesagt, die sind ganz traurig da gestanden.

Wir haben dann gesehen, dass in Richtung vom Bahnhof eine große Rauchwolke war, und sind rübergelaufen. Da hat die Synagoge gebrannt. Sie hat schon lichterloh gebrannt, wie das alles gekommen war, haben wir da nicht mehr sehen können. Ein paar Leute sind da schon rumgestanden, Kinder und auch Erwachsene. Sie sind eben so dagestanden und haben zugehört, gefreut hat sich wirklich keiner.

Die Enkeltochter von den Leuten vom Kaufhaus Grumach war meine Schulfreundin Ellen Kaufmann; der Besitzer vom Kaufhaus Grumach, Salomon Kaufmann, war ihr Großonkel. Ich war aus Bayern nach Ludwigsburg gekommen, und ich konnte nur breites Bayerisch sprechen. Unser Lehrer, der Scheible-Karle (Karl Scheible) konnte nur Schwäbisch sprechen, und ich habe ihn oft nicht verstanden. Da hat er die Ellen neben mich gesetzt, die sollte für mich ins Schriftdeutsche »übersetzen«, was er auf Schwäbisch sagte, damit ich im Unterricht mitkomme und die Sprache hier auch noch lerne. So wurden Ellen und ich Freundinnen, außerdem wohnten wir in der Bärenstraße und Ellen mit ihrer Familie wohnte in der Eberhardstraße 26, also grad ums Eck.



*Das Kaufhaus »Gebr. Grumach Nachf.« an der Ecke Wilhelmstraße/Kirchstraße
(Aufnahme um 1937).*

Ellen und ich gingen immer zusammen von der Schule heim. Ich habe sie einmal gefragt, warum sie in Religion immer frei hatte. Da sagte sie, wenn ich dir das sage, dann willst du bestimmt nicht mehr mit mir zusammen gehen. Ich hab sie aber nochmal gefragt, und dann hat sie mir gesagt: »Ich bin Jüdin.« Ich hatte noch nie mit Bewusstsein einen Juden gesehen und wusste überhaupt nicht, was das bedeuten sollte. Auch meine Leut haben nicht darüber geredet, wir haben eigentlich die Juden nicht gehasst.

Die Ellen ist dann weggekommen. Bei einem Treffen von der Klasse, so etwa 1995, war sie dann auch dabei. Da hat sie erzählt, dass sie zuerst noch in Stuttgart auf der Schule war, auf der jüdischen Schule. 1939 ist sie mit ihrer Familie nach Chile ausgewandert, sie ist dann 1958 nach Amerika gegangen und hat dann dort geheiratet, einen Dozenten von der Universität, und zwei Töchter hat sie auch.

Der Düringer, der das Schaufenster eingeworfen hat, das war ein ganz billiger Mensch. Der lief immer in der SA-Uniform rum, weil er sich da besser vorkam. Als der in Russland war, hat seine Frau einen anderen Mann kennengelernt. Da hat er dann gesagt, wenn er 10 000 Mark von dem Mann bekommt, dann kann der die Frau behalten.«

Vergessen wäre gefährlich. Wir müssen erinnern. Wir müssen uns auch erinnern an Dinge, die wir nicht selbst erlebt haben. Ein Beispiel: Der »Arbeitskreis Dialog Synagogenplatz« hat über mehrere Jahre in der Stadt die Frage öffentlich diskutiert, wie der Platz künftig gestaltet und genutzt werden soll – um zeitgemäß zu erinnern. Im Herbst 2013 hat der Gemeinderat auf Grundlage der Ergebnisse dieser Diskussion eine Neugestaltung beschlossen.

Ein anderes, viel kleineres Beispiel: Eine Zusammenstellung von Informationen wie dieser Vortrag ist ein Angebot, Erinnerungen im gemeinsamen Bewusstsein zu halten. Steife Erinnerungsrituale sind nicht die Lösung. Mit der Erinnerung zu leben, Geschichten von Tätern und Opfern zu kennen und verstehen zu lernen – das kann wichtige Anregungen geben.

In einer Stadt wie unserer, mit Menschen aus rund hundert Ländern, mit unterschiedlichsten Weltanschauungen, Religionen und Meinungen, brauchen wir zwei Dinge: Einen guten Rahmen – den bietet schon das Grundgesetz; in seiner Präambel legt es wenigstens die meisten der Allgemeinen Menschenrechte als Grundlage für unser gemeinsames Leben fest. Und wir brauchen lebendige Inhalte in diesem Rahmen – also einen streitbaren, vernünftigen und freundlichen Umgang miteinander, kurz: Toleranz. Die zwölf Jahre Nazi-Alltag und Nazi-Terror, die so vielfältig mit den Jahren davor und danach verflochten sind, können uns dabei ein wichtiges Signal sein. Da wissen wir schon mal, was wir nicht tun dürfen. Festzulegen, was wir tun, ist jeden Tag unsere neue gemeinsame Aufgabe.

Feldbahnen im Landkreis Ludwigsburg

von Wolfram Berner

Schmäler als normal – Feldbahnen

Als Normalspurweite in Mitteleuropa gilt heute das Maß von 1435 mm. Die zurzeit im Kreis Ludwigsburg auf den Haupt- und Nebenstrecken verkehrenden Hochgeschwindigkeits- und Güterzüge, ebenso die Regional-, S- oder Stadtbahnen, fahren auf diesem Gleisabstandsmaß. Jedes geringere Spurmaß wird daher als Schmalspur bezeichnet. Erst am 9. Dezember 2007 verabschiedete sich die Stuttgarter Straßenbahnen AG von ihrer letzten im regulären Betrieb befindlichen Meterspurstrecke von Stuttgart-Stammheim quer durch die Stadt zur Haltestelle Ruhbank am Fuße des Fernsehturms.¹ Die 1894 in Marbach am Neckar eröffnete Bottwarbahn fuhr auf einer Spurweite von 750 mm und damit auf der im damaligen Königreich Württemberg am meisten verwendeten Schmalspurweite.²

1880 stellte der französische Landwirt, Techniker und Erfinder Paul Decauville seine mobile Bahn für Feldarbeiten vor. Mit einfach verlegbaren Gleisen sollten landwirtschaftliche Güter auf schwierigerem Untergrund abseits von Straßen und Wegen direkt vom Feld zur Weiterverarbeitung in die Gutshöfe und Fabriken transportiert werden können. Das Gleis selbst war flexibel und konnte mit zwei Mann individuell verlegt und wieder abgebaut werden. Das System der Feldbahn fand weltweit regen Zuspruch. Als eine Art Vorläufer dieses Systems kann das überwiegend unter Tage in den Bergwerken als Grubenbahn bekannte Transportsystem gesehen werden.

Neben vorgefertigten Gleisjochen, Weichen und Drehscheiben bestand das rollende Material überwiegend aus zweiachsigen Loren mit verschiedenen Rahmenaufbauten. Zuerst von Muskel- und Pferdekraft gezogen, entwickelte die Industrie neben Dampf- auch Benzol-, Diesel-, Elektro- und Akkulokomotiven. Bis heute wird in den norddeutschen Torfabbaubetrieben auf dieses Transportsystem gesetzt, und es finden sich daher noch mehrere hundert Kilometer Feldbahngleise im täglichen Betrieb. Auch der Bergbau setzt weiterhin Grubenbahnen ein, und im Zuge der Erstellung der Schnellbahnstrecke Stuttgart-Ulm wird der Transport des Abraums aus den Tunneln auf die Schwäbische Alb mit hochmodernen Feldbahnfahrzeugen aus deutscher Herstellung erfolgen.

Feldbahnen können in ihren Spurweiten je nach Transportaufgabe stark variieren, wobei zwischen 400 und 900 mm fast jedes Spurmaß möglich ist. Die gängigste Feldbahnspurweite beträgt aber nach wie vor 600 mm. Der überwiegende Teil der einst im Landkreis Ludwigsburg betriebenen Feldbahnen in Ziegeleien, Steinbrüchen und Gipswerken war in dieser Spurweite angelegt. Lediglich beim Bau einzelner Großbauwerke war auch die (Bau-)Feldbahnspurweite von 900 mm vertreten.

Eine vollständige Erfassung jeder einstigen schmal- oder feldspurigen Bahn auf dem Gebiet des heutigen Landkreises Ludwigsburg scheint aufgrund der Fülle der Bahnen und ihrer meist zeitlich kurzen Existenz eher schwierig zu sein. Doch das Gros der Bahnen soll durch ihre dokumentarische Erfassung in diesem Aufsatz eine postume Würdigung erfahren.

1. Feldbahnbetriebe

a) Ziegeleien

Der Abbau und die Verarbeitung von Rohton zu Ziegeleiprodukten finden im Landkreis Ludwigsburg nachweislich schon seit der Zeit der römischen Besiedlung statt. Im Zuge von Ausgrabungen römischer Gutshöfe im Landkreis Ludwigsburg konnten in Ludwigsburg-Hoheneck und Großbottwar die Ziegelöfen freigelegt und dokumentiert werden. Der erste namentlich bekannte Ziegelfabrikant im Landkreis war der römische Veteran Gaius Longinius Speratus, der von Großbottwar aus um 201 n. Chr. eine Region von zehn bis zwanzig Kilometer mit seinen Ziegelsteinen und Dachziegeln belieferte.³ Ziegel mit seinem Stempel »GSLP« wurden an römischen Gebäuden in Walheim und Weinsberg gefunden und sind heute im Lapidarium des Württembergischen Landesmuseums im Keller des Neuen Schlosses in Stuttgart ausgestellt.

In fast jedem Ort des Kreises entstand spätestens ab dem 14. Jahrhundert eine Ziegelhütte als handwerklicher Kleinbetrieb für die Deckung des lokalen Bedarfs an Ziegeleiwaren.⁴ Die Massenproduktion und überregionale Vermarktung von Ziegeleierzeugnissen setzte im Kreis aber vermehrt erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts ein, als die Anlegung von Haupt- und Nebenbahnen einen schnellen und großen Absatz der Produkte ermöglichte und andererseits der Einsatz von Maschinen die Steigerung der Produktionsmengen förderte. Der Transport der Rohstoffe aus der Grube, die meist nahe an der Ziegelei war, erfolgte aufgrund des schlechten, nach Regen oft fast unpassierbaren Untergrundes mittels leichter Feldbahngleise und Kipploren, die von Hand oder per zweiachsiger Diesellokomotive bewegt wurden.

Die Ziegelei des Christian Ziegler in Großsachsenheim, im Mettertal am Abzweig der Straße nach Hohenhaslach gelegen, hatte ihr Abbaugelände direkt hinter dem Fabrikgebäude.⁵ Ebenso lag die Lehmgrube der Ziegelei Louis Schell, die sich neben dem heutigen Freiburger Bahnhof im Bereich der Dieselstraße befand, direkt südlich des Werks.⁶ Bei beiden Ziegeleien wird vermutlich eine kurze handbetriebene Feldbahnstrecke ohne maschinellen Einsatz in Betrieb gewesen sein.

In Korntal-Münchingen begann am 1. Juli 1898 die Produktion in der Dampfziegelei von Jakob und Wilhelm Ulrich, die südlich der Stuttgarter Straße in der heutigen Ziegeleistraße den »Schaibles-Margrets-Hof« zum Ziegelwerk mit direkt angrenzender Lehmgrube umbauten.⁷ Nach Verkauf im Jahre 1907 musste der neue Inhaber 1915 den Betrieb einstellen. 1920 kam das endgültige Aus, da die Rohstoffvorkommen in der Grube völlig erschöpft waren. Ein Rechnungskopf der »Dampfziegelei J. & W. Ulrich« zeigt die Fabrikgebäude südlich der Stuttgarter Straße mit der Lehmgrube im Hintergrund.⁸ Darauf sind Feldbahngleise mit Handvershub sowie ein Anschlussgleis an die Strohgäubahn Korntal-Weissach, das vom Bahnhof Münchingen her abzweigte, zu erkennen. Ab 1921 wurde die Grube als Spielplatz genutzt, ehe 1923/24 mit Abbruch des Ziegeleikamins das letzte Zeugnis dieser kurzen Ziegeleigeschichte entfernt wurde.

Auch im Gewann »Am Hungerberg« im Ludwigsburger Stadtteil Hoheneck befand sich eine Ziegelei. 1841 übernahm der aus Großbottwar stammende Unternehmensgründer Johann Konrad Hubele die 1837 errichtete Ziegelhütte zur Herstellung von Mauer- und Dachziegeln. Nach Betriebsübernahme durch den Sohn Wilhelm Hubele im Jahr 1870 wurde der Betrieb in eine zeitgemäß moderne Dampfziegelei ausgebaut.



*Gmeinder-Lok der Ziegelerke Ludwigsburg
im österreichischen Feldbahnmuseum Freiland (19.10.2003).*

Mit 15 Arbeitern wurde fortan die Formung und Trocknung der Ziegel maschinell betrieben. Der Transport des Rohmaterials aus der direkt hinter dem Werk gelegenen Grube erfolgte per handverschobener Feldbahn. Wilhelm Hubele hatte erkannt, dass der dort unter dem Lösslehm lagernde Muschelkalk als Straßenbaustoff geeignet und verwendbar war. Mit der Gründung einer Straßenbauabteilung der Firma Hubele in den 1920er Jahren war die Ziegelproduktion nur noch Nebenerwerbszweig, der bis 1963 fortgeführt wurde und danach endete.⁹ Nach Abbruch des Gebäudes erstrecken sich heute ein Autohaus und eine Tankstelle sowie ein Supermarkt auf dem Gelände direkt an der Marbacher Straße. Hinter den Verwaltungs- und Lagergebäuden der Straßenbaufirma Hubele befinden sich heute eine naturnahe Grünanlage und ein Naherholungsgebiet, das auch die nach 1963 als Steinbruch genutzte ehemalige Tongrube umfasst.

Ziegelwerk Besigheim Nestrasil GmbH, Besigheim

Als 1897 Wilhelm Hubele, Ziegler aus Ludwigsburg-Hoheneck, in Besigheim eine Handstrichziegelei und ein zugehöriges Gelände mit hohem Lehmvorkommen kaufte, legte er damit den Grundstein zur über hundertjährigen Geschichte des Ziegelwerks Besigheim. Ab 1898 wurde das Werk sukzessiv mit Unterstützung seines Sohnes Gottlob Hubele aufgebaut. Mit dem Einsatz einer Dampfmaschine begann der Wandel vom Handwerks- zum Industriebetrieb. Im Sommer 1898 wurden die ersten Mauerziegel produziert, ein Jahr später konnte der Ringofen angefeuert werden und läutete die neue Presse den Beginn der Strangfalz-Dachziegelherstellung ein. In den folgenden Jahren folgte der Aus- und Umbau des Werkes durch Erstellung eines Freiluft-

Trockenschuppens im Jahr 1900 und den Anbau des Kesselhauses für einen neuen Kessel und eine neue Dampfmaschine im Jahr 1909. Ab 1925 wurde in die nahegelegene Tongrube eine vorerst handbetriebene Gleisanlage für den Lorentransport verlegt.¹⁰

Es sollte aber noch bis zum Sommer 1948 dauern, bis beim Rohstoffabbau in der Grube ein Eimerkettenbagger eingesetzt wurde. Für den Abbau auf zwei Ebenen folgte drei Jahre später ein weiterer Bagger.¹¹ In diesem Zusammenhang erhielt die Feldbahn 1951 eine schwarze zweiachsige Diesellok mit offenem Führerhaus eines bisher unbekanntem Herstellers. Ende der 1960er Jahre wurde die Lok aufgrund eines irreparablen Schadens abgestellt. Die schienengebundene Förderung in der Grube wurde eingestellt, und ein regionaler Schrotthändler entsorgte die Feldbahn und die Eimerkettenbagger. Ein neuer Radlader übernahm ab diesem Zeitpunkt den Rohstofftransport aus der Grube ins Werk.¹²

1992 wurden die Rohstoffe für die Herstellung von Dachziegeln immer geringer. Für die Mauersteinproduktion war das Material noch von ausreichender Güte, so dass die Produktionslinie nun auf wärme- und schalldämmende Thermoporziegel umgestellt wurde. Mit dem Bau einer Mehrfach-Beschickungsanlage im Jahr 1999 wurde auch ein größerer Schaufellader angeschafft. Trotz dieser Modernisierung wurde der Betrieb 2002 endgültig eingestellt. In der ehemaligen Grube weiden nun Pferde, und das Ziegelwerk beherbergt neben dem familieneigenen Blumenfachgeschäft auch verschiedene mittelständische Betriebe.

Ziegelwerk Schmid, Bönningheim

1449 erhielt Simon Ziegler, Bürger zu Bönningheim, die Ziegelhütte der Stadt zu seinem Erblehen gegen einen Jahreszins. 1602 verkaufte die Stadt ihre Ziegelhütte an Abraham Leipprand aus Lauffen.¹³ Als 1768 Agnes Dorothea Leipprand den Bäckereizunftmeister und Gerichtsbeisitzer Samuel Schmid heiratete, änderte sich der Name der Ziegelhütte. Deren Sohn Samuel Schmid, Ziegler und Stadtpfleger, kaufte am 10. April 1805 von der Stadt Bönningheim weitere Grundstücke zum Rohstoffabbau.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts war die Ziegelhütte am Rande des mittelalterlichen Stadtzentrums so sehr von der umliegenden Bebauung eingeschlossen, dass an eine Erweiterung und den Einsatz neuer Technologien nicht zu denken war. 1907 verlegte daher wieder ein Familienmitglied namens Samuel Schmid das Ziegelwerk an den jetzigen Standort an der Erligheimer Straße. In diesem Neubau trieb eine 9 PS starke Dampfmaschine erstmals eingesetzte Maschinen an.¹⁴

Nach dem Stillstand des Werkes in der Zeit des Ersten Weltkrieges erfolgte in den 1920er bis 1950er Jahren eine stetige Vergrößerung der Ziegelei. So wurde 1927 eine künstliche Trocknerei mit Luftumwälzung installiert. Anfang der 1930er Jahre hielten für den maschinellen Abbau des Lehms mehrere Eimerkettenbagger und die Feldbahn in der Grube Einzug. 1933 erledigten Sportler des Bönningheimer Sportvereins für den Turnhallenneubau den Erdaushub mit einem aus der Ziegelei ausgeliehenen Eimerkettenbagger. Die Erde gelangte auf Loren zum späteren Sportplatz am Mühlbach.¹⁵ Eine weitere Modernisierungsmaßnahme war die Errichtung eines neuen Tunnelofens im Jahr 1968.

Spätestens als im Jahr 1980 eine Schürfkübelraupe mit acht Kubikmeter Fassungsvermögen angeschafft wurde, endete der Einsatz von Eimerkettenbagger und Feldbahn bei der Ziegelei. Im Ein-Mann-Betrieb kann so nun zeitnah die benötigte Menge Lehm gefördert und zur Verarbeitung vorgehalten werden.¹⁶

Seit dem Tode von Samuel Gustav Schmid im Jahre 1959 führt der heutige Seniorchef Karl Schmid das Unternehmen allein als Geschäftsführer. In dieser Zeit wandelte sich das Ziegelwerk von der maschinell unterstützten Fertigung zur vollautomatischen, computergesteuerten Produktion. Seit einigen Jahren sind die Söhne Thomas und Martin Samuel Schmid für die technische und kaufmännische Geschäftsführung zuständig. Seit 1997 werden durch die von ihnen gegründete Firma Ziegelelementbau Schmid GmbH & Co. geschosshohe Ziegelwandelementen gefertigt.¹⁷

Auf dem Werksgelände selbst lassen sich heute keine Hinweise mehr auf den einstigen Feldbahnbetrieb finden. Aber über Umwege gelangte eine ab 1969 in der Schmid'schen Tongrube eingesetzte Lok des Herstellers Diema (Fn. 3074, Bj. 1969) in den Besitz der privaten Wedeler Feldbahn im norddeutschen Fredenbeck und wird dort betriebsfähig vorgehalten.

Vereinigte Ziegel- und Stahlbetonwerke K.E. Hinz, Ditzingen

Das 1817 gegründete Ziegelwerk Ditzingen wurde im 19. Jahrhundert als kleine, dörflich geprägte Ziegelhütte betrieben. Im Jahr 1905 entstand am nördlichen Ortsrand westlich der Straße nach Hirschlanden neben dem Friedhof eine moderne Dampfziegelei. Schon 1898 wurde von Julius Schaible im Vorgängerbau ein feststehender Dampfkessel der Kesselfabrik Gebrüder Wagner aus Stuttgart-Bad Cannstatt eingebaut. 1912 folgte ein weiterer Kessel derselben Firma. In einem Rechnungskopf aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg wurde das Werk unter dem Inhaber Wilhelm Schaible als »Dampfziegelei und Kalkwerk Ditzingen« geführt.¹⁸

Im Zuge des Wiederaufbaus des Werks nach einem Großbrand 1934 wurde der aus dem Jahr 1898 stammende Dampfkessel durch ein jüngeres Modell des Herstellers Deutsche Babcock und Wilcox Dampfkesselwerke AG aus Oberhausen ersetzt.¹⁹ Nach einem weiteren Großbrand im Jahr 1941 wurde der inzwischen in »Ziegelwerk Ditzingen GmbH« umbenannte Betrieb modernisiert und fast vollständig auf Automation umgestellt. Auf 120000 m² Fabrikareal wurden in den 20000 m² großen Fertigungshallen von über 100 Arbeiter und Angestellten jährlich bis zu 50 Millionen Ziegeleiprodukte produziert. Die Tongrube befand sich direkt am Werk, so dass kurze Stichstrecken zu den Abbauwänden von den Feldbahnzügen befahren wurden. Vor dem Zweiten Weltkrieg waren zwei Diesellokomotiven zum Lorentransport aus der Grube eingesetzt. 1950 wurde noch eine Lokomotive des Herstellers Diema angeschafft. Nach Ankunft der Lorenzüge aus der Tongrube wurden mittels Seilzug die beladenen Loren über eine Bremsbergbrücke zur Weiterverarbeitung ins Gebäudeinnere gezogen.

Der gebürtig aus Bromberg stammende Kurt-Erich Hinz kaufte 1950 das Ziegelwerk und benannte es in »Vereinigte Ziegel- und Stahlbetonwerke K. E. Hinz« um. In der Folgezeit wechselte das Unternehmen seinen Firmennamen in »Vereinigte Ziegel- und Stahlbetonwerke Ditzingen-Stuttgart«. Bis Mitte der 1960er Jahre war der Betrieb aufrechterhalten worden. Im Zuge des Abrisses der Gebäude nach 1970 wurden die Grube verfüllt und die Fahrzeuge der Feldbahn vermutlich verschrottet. Aufgrund der Wohnbebauung erinnern heute vor Ort nur noch die Straßennamen »An der Lehmgrube« und »Ziegeleistraße« an diesen ersten industriellen Großbetrieb in Ditzingen.

Ziegelwerke Ludwigsburg AG, Ludwigsburg

Nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 wurde die ehemalige württembergische Residenzstadt sukzessiv zu einem wichtigen Garnisonsstandort ausgebaut. In diesem Zusammenhang wurden die Bauunternehmer Paul Baumgärtner und Karl

Ganzenmüller beauftragt, eine große Militärbäckerei in Ziegelrohbautechnik zu erstellen. Der umfangreiche Bauauftrag veranlasste die Unternehmer, eine eigene Ziegelei zu errichten. So entstand im Frühjahr 1872 unter dem Firmennamen Ganzenmüller & Baumgärtner eine Ringofenziegelei mit Handstrichbetrieb an der Siegesstraße westlich des Ludwigsburger Bahnhofs. Schon 1878 wurde die Handstrichfertigung von Ziegelsteinen zu Gunsten einer maschinellen Fertigung aufgegeben.²⁰ Mit der Übernahme der Firmenleitung durch Carl Baumgärtner, Sohn des Firmengründers, am 1. Oktober 1891 begann die Weiterentwicklung und Vergrößerung des Betriebes. Die Maschinen wurden modernisiert, neben den Mauersteinziegeln wurden nun auch Pressfalzziegel produziert. Im Frühjahr 1893 wurde daher ein weiterer Ringofen mit 18 Kammern und einem 42 Meter hohen Kamin gebaut. Im Winter 1896 war der erste, aus dem Gründungsjahr stammende Ringofen so marode, dass er durch einen zu damaliger Zeit modernen 12-kammerigen Bühler Zickzackofen mit 125 Meter Brennkanallänge ersetzt wurde.

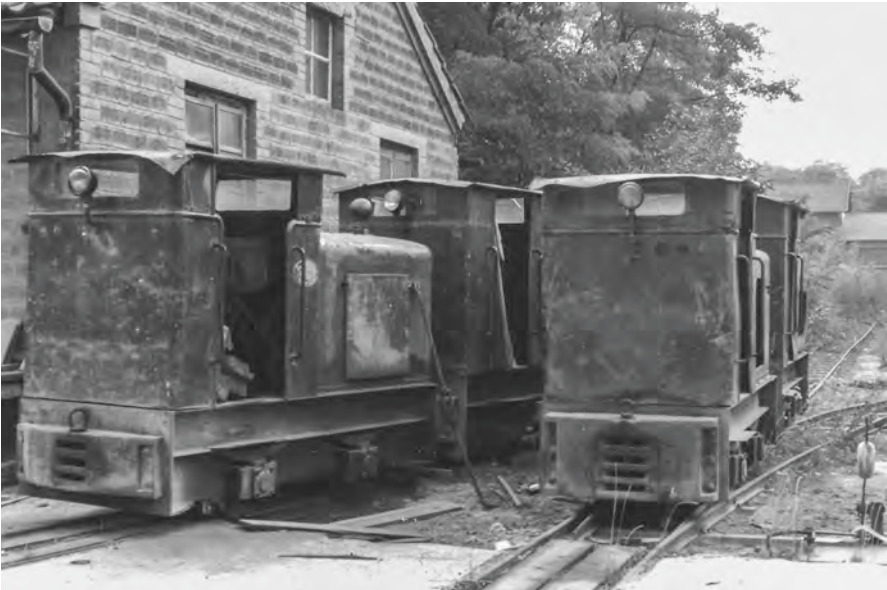
Ab dem 1. November 1898 war Carl Baumgärtner dann Direktor des in eine Aktiengesellschaft umgewandelten Familienunternehmens, das ab diesem Zeitpunkt den Namen »Ziegelwerke Ludwigsburg AG, vorm. Ganzenmüller & Baumgärtner« trug. Den weiteren Ausbau des Unternehmens stoppte jäh die Brandkatastrophe in der Weihnachtsnacht 1899, die nur der Zickzackofen mit zugehörigem Kamin schadlos überstand. Der Neuaufbau des Werkes und die Erweiterung um eine Kammertrocknerei waren die Folge. Weitere Innovationen waren die Aufstellung von Nasskollergängen und 1912 der Neubau eines weiteren größeren Zickzackofens, der den 1893 erstellten Ringofen ersetzte. Noch in den ersten beiden Kriegsjahren 1914/15 wurden weitere Modernisierungen an den Maschinen vorgenommen. So erhielt die Tongrube mehrere Eimerkettenbagger, und in den Werkshallen wurde auf elektrischen Förderbetrieb umgestellt. 1922 wurde noch das Ziegelwerk Hangleiter & Cie. GmbH in Fellbach übernommen.²¹ So präsentierte sich das Unternehmen in einem Firmenprospekt aus dem Jahr 1930 mit drei Fabriken mit Sommer- und Winterbetrieb, mit vier Ringöfen und 350 Arbeitern. Als Jahresproduktion wurden 18 Millionen Ziegelprodukte angegeben. Neben Doppel- und Strangfalzziegeln sowie Biber-schwänzen produzierte man vornehmlich Hartbrandsteine und auch Verblend- und Formsteine.²²

Den Transport des Rohstoffes aus der nahgelegenen Tongrube übernahm eine Feldbahn. Kranzförmig verteilten sich die Gleise in der Grube und führten zu den drei teilweise gleichzeitig in Betrieb befindlichen Abbauwänden. Der ausgebeutete Bereich der Grube wurde mit dem angefallenen Bruchmaterial wieder verfüllt. Ab den 1950er Jahren waren fünf Dieselloks des Herstellers Gmeinder eingesetzt. Bis zur Betriebseinstellung kam noch eine weitere Lok des Herstellers Diema hinzu.

Zum 31. Dezember 1973, 101 Jahre nach Firmengründung, wurde der Betrieb nebst Feldbahn eingestellt. Am 25. April 1975 wurde die letzte, 140 Meter lange und 30 Meter breite Werkshalle mit ihren 140 Pfeilern per Sprengung beseitigt. Kurz darauf fiel auch der 60 Meter hohe Schornstein zukünftigen Gewerbeansiedlungen auf diesem Areal zum Opfer. 600 Tonnen Stahl wurden aus den Trümmern verwertet. Die 7000 Ladungen Schutt wurden nicht mehr mittels Feldbahn, sondern auf Lastkraftwagen zur Verfüllung in die Lehmgrube gebracht. Auf dem einstigen Firmengelände erstreckt sich jetzt das Gewerbegebiet »Ziegelei«. Der noch vorhandene normalspurige Gleisanschluss scheint aber nicht mehr genutzt zu werden.²³ Teile des



*Diema-Diesellok des Typs DS 30 beim Beladen
der Loren in der Grube der Ziegelwerke Ludwigsburg (23.08.1973).*



*Vier Gmeinder-Dieselloks, abgestellt am
Entladebunker der Ziegelwerke Ludwigsburg (23.08.1973).*

Gleismaterials der Feldbahn kamen nach 1973 zur Ziegelei Blattert in Murr. Der Verbleib der Diema-Lok konnte bisher nicht geklärt werden. Eine der fünf Gmeinder-Loks befindet sich seit Jahren im österreichischen Feldbahnmuseum in Freiland.

Ziegelwerk Layher KG, Markgröningen

Die Tradition der Ziegelherstellung in der ehemaligen Reichsstadt Markgröningen reichte weit in frühere Jahrhunderte zurück. Urkundlich wird sie erstmals 1511 erwähnt, als der Spitalmeister Johannes Betz die am damaligen Ortsrand außerhalb der Stadtmauer gelegene Spitalziegelei an Jakob Stachel genannt Ziegler verlieh. Neben dem Bauunterhalt der Ziegelei war der Ziegler dazu verpflichtet, dem Spital jährlich 1000 Ziegel und 10 Malter Kalk unentgeltlich abzuliefern. Dieses erste Ziegeleigebäude, das 1896 in ein Wohnhaus umgebaut wurde, lag an der heutigen Ecke Grabenstraße/Vaihinger Straße.²⁴

Um 1850 entstand in der Münchinger Straße die Ziegelei Layher. Das heutige Gebäudeensemble wurde ab 1925 in mehreren Bauabschnitten erstellt.²⁵ Zwei Dampfkessel erzeugten in der Zeit von 1929 bis 1939 die notwendige Energie zur Ziegelherstellung.²⁶ Nachdem die direkt hinter der Ziegelei gelegene Lehmgrube ausbeutet war, dehnte man sich ab den 1930er Jahren auf die andere Straßenseite aus und erschloss dort nach Kauf weitere Lehmgruben.

Zum Transport des Tons aus der weiter entfernten Grube wurde eine Feldbahn mit Lokbetrieb eingesetzt. Hierzu waren nach 1958 drei Feldbahnlokomotiven des Typs EL 105 der Firma Jung mit handelsüblichen Kipploren eingesetzt. Durch den zunehmenden Individualverkehr auf der zu querenden Landesstraße von Schwieberdingen nach Markgröningen war der Bahnübergang 1965 in so einem schlechten Zustand, dass sich der Bau- und Verwaltungsausschuss des Markgröninger Gemeinderats am 2. Februar 1965 mit dieser Problematik auseinandersetzen musste. Das zuständige Straßenbauamt Besigheim scheint die Instandsetzung des Bahnübergangs bis zum Juli desselben Jahres geklärt zu haben.²⁷ Doch schon 1972 wurde dieses Verkehrshindernis beseitigt und der Feldbahnbetrieb eingestellt. Danach werden im Gemeinderat



Jung-Diesellok vom Typ EL 105 des Ziegelwerks Layher, Markgröningen, auf einer Privatfeldbahn im Landkreis Böblingen (2014).

nur noch Beschwerden über eine von einem Radlader nach regnerischem Wetter verursachte Verschmutzung der Fahrbahn berichtet. Die Feldbahn und der eingesetzte Eimerkettenbagger wurden also von Bagger, Raupe und Radlader ersetzt.

Zur Freude enthusiastischer Feldbahnfreunde blieben die drei Lokomotiven über Jahrzehnte an Ort und Stelle erhalten. Von der Münchinger Straße aus konnte bis in die Mitte der 1990er Jahre die jüngste der drei Jung-Lokomotiven in desolatem Zustand gesichtet werden. Die beiden anderen Lokomotiven wurden vom damaligen Ziegeleibetreiber im Tonbunker eingelagert und unter einer dicken Tonerdschicht »versteckt«. So mussten die beiden Lokomotiven bei ihrer Bergung im Juli 1994 erstmal ausgegraben werden. Die eine Jung EL 105 (Fn. 8040, Bj. 1938) ist im Landkreis Böblingen auf einer Privatfeldbahn betriebsfähig vorhanden. Die andere Jung EL 105 (Fn. 6169, Bj. 1935) kam zur Forstwirtschaftsbahn Beilsbach bei Murrhardt, wo sie 2009 vom Autor erworben wurde und in den kommenden Jahren aufgearbeitet werden soll. Von der dritten, damals im Freien abgestellten Lok wurden Anbauteile wie Motorbleche als Ersatzteilspende für die anderen beiden Loks übernommen. Mittlerweile wurde das Motorfrontblech dieser Jung an einer zurzeit im Feldbahnmuseum Guldental vorhandenen Lok (Fn. 9056, Bj. 1939) angebaut. Der weitere Verbleib des Loktorsos konnte bislang nicht zweifelsfrei geklärt werden.

Ziegelwerk Blattert KG, Murr an der Murr

1874 gründete Gottlob Blattert die »Dampfziegelei Gottlob Blattert Söhne, Murr«. Das in drei Generationen betriebene Ziegelwerk firmierte 1970 unter dem Namen »Poroton-Ziegelwerk Blattert KG«. Die Jahresleistung des seit 1972 vollautomatisierten Betriebs betrug im folgenden Wirtschaftsjahr 20 Millionen Stück Backsteineinheiten.²⁸ Ob zum Zeitpunkt des Großbrandes der Ziegelei am 26. Februar 1933 schon Lokbetrieb auf der gleisgebundenen Förderung stattfand, ließ sich nicht mehr ermitteln, denn die älteste bei der Ziegelei Blattert eingesetzte Lok stammte aus dem Lieferjahr 1936.

Aus zwei unterschiedlichen Gruben wurde der Ton mittels Feldbahn zum Werk befördert. In ihrer größten Ausdehnung war die Feldbahn in der Ziegelei in zwei Streckenabschnitte mit einer Gesamtstreckenlänge von 800 m gegliedert.²⁹ Das ungefähr 400 m lange fest errichtete Hauptgleis führte aus dem Beschicker heraus am Tonsilo vorbei in einem 90-Grad-Bogen an der Abladehalle hinab in die Tongrube mit seinem variablen, ungefähr 150 m langen Ausweichgleis zur Beladung am Eimerkettenbagger. Auf einem zweiten, 250 m langen Streckenabschnitt wurde wegen der starken Steigungen der Leberkies, der dem Tongemisch beigemischt wurde, von einer Lkw-Umladestelle mittels Feldbahn zur Weiterverarbeitung ins Werk transportiert. Bei diesem Streckenabschnitt mussten starke Höhenunterschiede aus der Grube hinauf zum Beschicker-Gebäude bewältigt werden, so dass diese Strecke bis zur tiefer gelegenen Abladehalle verkürzt wurde. Von dort wurden die Rohstoffe auch aus dem zweiten Streckenabschnitt per Förderband weiter in den Beschicker transportiert. Die drei Loks wurden nach Betriebsschluss im beheizten Beschicker-Gebäude untergestellt. Daneben waren fünf Weichen sowie 30 Kipploren vorhanden.

Zum 31. Dezember 1981 wurde der 600 mm-Feldbahnbetrieb der Ziegelei Blattert eingestellt. Der Bahntransport wurde durch ein Förderband ersetzt. Im Mai 1982 waren die Gleise größtenteils abgebaut, aber die drei Lokomotiven abgestellt vorhanden. Engagierten Feldbahnfreunden aus der näheren und weiteren Region ist es zu verdanken, dass alle drei Lokomotiven des Mosbacher Herstellers Gmeinder bis heute in Marbach-Rielingshausen, Spiegelberg und Ehningen erhalten geblieben sind.

Im September 1987 wurden die Betriebsgebäude der Ziegelei abgebrochen.³⁰ Nach dem Bau der Ortsumfahrung von Murr, welche die ehemalige Grube durchschneidet, siedelte sich das Zentrallager eines Discounters aus Mühlheim an der Ruhr im Gewerbegebiet »Lehmgrube« im ehemaligen Abbaugebiet an. Die Gebietsbezeichnung »Ziegelei« des 15 Hektar großen gewerblichen Standorts am östlichen Ortsrand erinnert ebenfalls an das ehemalige Ziegelwerk Blattert.

Ziegelei Trostel, Vaihingen-Enzweihingen

Die Ziegelherstellung in Enzweihingen beginnt im Jahr 1711, als das alte Schießhaus im Aile in der Pfarrgasse zu einer Ziegelei umgebaut wurde. 1744 entstand dann die Ziegelhütte am Ende der Pfarrgasse, welche bis 1922 dort in Betrieb war.³¹ Die Ziegelei Trostel siedelte danach aus dem Ort aus und baute 1922/23 an der Beerhaldenstraße ein neues Fabrikgebäude, wodurch über 30 Arbeitsplätze geschaffen werden konnten.³²

Die Ziegelei bezog mittels Eimerkettenbagger und Feldbahn den Hauptrohstoff aus der direkt neben der Werkshalle gelegenen Tongrube. In den letzten Jahren des Betriebs konnte ein Feldbahnfreund bei einem Besuch im Mai 1968 drei Kipploren und einen Tieflöffelbagger in der Grube dokumentieren. Die zuvor eingesetzte zweiachsige Lok mit offenem Führerhaus eines bisher unbekanntem Herstellers wurde schon früher dem Alteisen zugeführt. Bis zur Werksschließung 1970 übernahm dann ein LKW den Transport aus der Grube.³³

b) Kieswerke und Sandgruben

Valet u. Ott GmbH & Co. KG Beton-, Kies- und Splittwerke, Freiberg am Neckar

August Ott und August Valet gründeten 1929 das Kieswerk Aldingen. Nach dessen Stilllegung im Jahr 1935 erfolgte der Umzug des Unternehmens in den heutigen Freiburger Teilort Geisingen. In Geisingen war das Büro, unweit davon, in den »Beihinger Wiesen« auf Gemarkung Pleidelsheim, entstand ein neues Kieswerk. Von 1935 bis 1939 beutete man die Vorkommen auf der linken Neckarau unterhalb der Autobahntrasse aus. Bis zu 30 Arbeiter fanden in diesem Werk Beschäftigung. Besonders vom nahegelegenen Autobahnbau konnte man damals im Kiesgeschäft profitieren. Der Kriegsausbruch setzte dem ein vorläufiges Ende, und so blieben nur noch vereinzelt Aufträge für regionale Bunkerbauten bis 1942 übrig.³⁴

Die Kiesgewinnung erfolgte durch Aushub der Lagerstätten seitlich des Neckars mittels Löffelbaggern vom Fabrikat Menck oder Orenstein & Koppel (O&K). Den Transport ins Kieswerk besorgte eine Feldbahn mit 600 mm Spurweite und Lokomotiven vom Fabrikat Deutz. Das geförderte Material wurde hierbei nicht in normalen Kipploren transportiert, sondern in Spezialtransportwagen. Diese waren ähnlich wie Silowagen mit einer Bodenentleerung aufgebaut. Nur konnte man zusätzlich den Transporttrichter vom Lorengestell per Kran im Kieswerk anheben, über den Auffangtrichter ziehen und dann mittels Öffnen der Bodenklappen entleeren.

Nach dem Tod von August Ott trat dessen Sohn Ernst an seine Stelle, der dann 1954, nach dem Tod von August Valet, zum alleinigen Geschäftsführer wurde. Ernst Ott verhandelte schon ab Februar 1949 im Auftrag der Firma mit dem damaligen Beihinger Bürgermeister Pflugfelder über Kies- und Sandgewinnung aus dem Alt-Neckar auf Höhe der Autobahnbrücke und dem Pleidelsheimer Kraftwerkswehr.³⁵ Nach Erschöpfung dieses Areals weitete man das Abbaugebiet auf das Gebiet »äußere

und innere Wörth« der Gemarkung Pleidelsheim zwischen dem Alt-Neckar und dem Werkkanal der KAWAG aus. Dadurch sollte der Standortvorteil beim Ausbau des Neckars zur Großschiffahrtsstraße (1951-1954) gesichert werden.

Zum Transport der dort gewonnenen Mengen an Sand und Kies zum Kieswerk bei Geisingen wurde über den Alt-Neckar für die Feldbahn eigens eine Transportbrücke gebaut. Diese 1950 errichtete Holzbrücke war bis 1970 im Dienst und wurde erst im Januar 1971 zum Abbruch freigegeben. Ein beladener Zug bestand aus acht Spezialwagen mit 1,25 m³ Fassungsvermögen.³⁶ Pro Tag konnten so bis zu 200 m³ Kies und Sand gefördert und verarbeitet werden.

Schon 1951 zog man mit der Verwaltung neckaraufwärts nach Beihingen, einem weiteren heutigen Teilort von Freiberg am Neckar, in das dort neu erbaute Kieswerk um. Das 1952 in Betrieb genommene Werk förderte auf gleichem Weg wie das Kieswerk in Geisingen mittels Löffelbagger und Feldbahn Sand und Kies aus den oberhalb



*Abgestellte Deutz-Dieselloks des Typs OMZ
bei der Firma Valet u. Ott, Freiberg-Beihingen (1970).*

von Beihingen erschlossenen Lagerstätten. Auch hier waren die Kiesvorräte Ende der 1960er Jahre erschöpft, so dass schließlich auch dort die Feldbahn als Transportmittel ausgedient hatte.³⁷ So konnten 1970 auf dem Beihinger Werksgelände nur noch vier abgestellte Deutz-Feldbahndieselloks gesichtet werden. Außer mehreren großen und kleinen Baggerseen zwischen Freiberg und Pleidelsheim sind alle Spuren der gleisgebundenen Kiesförderung gänzlich verschwunden.

Im Verlauf einer steten Entwicklung kamen drei weitere Kieswerke in Ruldingen, Otterswang und Steinmauern dazu. Ausgestattet mit einer Schiffsanlegestelle und Umschlagkränen wurde der Hauptsitz in Freiberg-Beihingen zur Herstellung von Fertigbetonteilen und Transportbeton umgestaltet. Weitere Transportbetonwerke entstanden in Tailfingen und Empfingen.

Sand- und Kieswerk Sammet, Steinheim an der Murr

Der Kies- und Sandabbau wurde in Steinheim an mehreren Stellen von verschiedenen Grubenbesitzern über Jahrzehnte hin betrieben. Ab 1910 tat dies Karl Sammet in seiner westlich der Höpfigheimer Straße und nördlich der Murrer Straße gelegenen Kies- und Sandgrube. Schon wenige Monate nach der Eröffnung der Grube wurde hier das fast vollständig erhaltene Skelett eines Steppenelefanten gefunden. Zu bewundern ist es heute im Urmensch-Museum Steinheim. Einen Steinwurf weit vom einstigen Fundort des Skeletts entfernt erinnert seit 2010 eine rostende, auf den Namen »Steppi« getaufte Stahlskulptur als neues Steinheimer Wahrzeichen an diesen Fund.

Zu Hochzeiten waren in der Kiesgrube von Karl Sammet 60 bis 70 Arbeiter beschäftigt. Für die Beförderung des gewonnenen Materials zur Weiterverarbeitung im eigenen Werk wurde die Grube fächerförmig auf mehreren Ebenen mit einer Feldbahn erschlossen. Neben Eimerkettenbaggern waren auch Seilzugbagger mit Hoch- und Tieflöffel zum Beladen der Kipploren in der Grube eingesetzt. Verschiedene Lokomotiven der Hersteller Gmeinder und O&K versahen hier ihren Dienst.

Eine bahntechnische Besonderheit im Kreis Ludwigsburg stellte die Kiesverladung am Kieswerk Sammet dar. Zwischen 1927 und 1930 entstand für die Firma ein eigenes privates Anschlussgleis an der 1894 eröffneten 750 mm schmalspurigen Bottwarbahn. Das Gleis zweigte mittels Rechtsweiche vom Bahnhof Steinheim aus Richtung Beilstein kommend ab, kreuzte schräg zur Fahrbahn die Murrer Straße und endete in einem Stumpfgleis auf dem Gelände. Östlich neben dem Gleis befand sich auf dem Werksgelände das Brechergebäude. Durch drei an der Längswand des Gebäudes parallel zum Gleis angebrachte Schüttrinnen (Rutschen) konnte der gewonnene Kies in offene, auf Rollböcke aufgeschemelte Normalspurgüterwagen verladen werden. Über ein orthogonal zum Anschlussgleis gelegenes Sturzgerüst konnte direkt aus den Kipploren auf die Güterwaggons oder den Lastkraftwagen verladen werden. Das Besondere daran war nun, dass beim Schotterumschlag die Feldbahn-, Schmalspur- und Normalspurweite beteiligt waren. Bald nach dem Krieg wurde der Kies nur noch auf gummibereifte Transportfahrzeuge verladen. Nachdem der örtliche Kiesabbau ausgeschöpft war, endete um 1950 die Feldbahnära bei der Firma Sammet.

Als Karl Sammet 1948 starb, übernahm Günther Sammet, ab 1955 zusammen mit seinem Bruder Roland Sammet, den großväterlichen Betrieb. Zur weiteren Vermarktung wurde der Kies nun per Bahn aus dem Filialwerk in Hockenheim und weiteren Kiesgruben anderer Betriebe aus dem Badischen nach Steinheim angeliefert. Daher verdankt die Bottwarbahn zu großen Stücken ihre zwischen Juli und September 1968 erfolgte Teilumspurung von Marbach nach Steinheim dem Kieswerk Sammet. Am 4. März 1969 erreichte der erste Kieszug auf dem nun normalspurigen Restabschnitt der Bottwarbahn den neuen Endbahnhof Steinheim. Der wöchentliche Kies- und Schotterumschlag aus den bis zu 40 Muldenkippwagen der Gattung Omni 51 mit 25 Tonnen Ladegewicht erfolgte nun direkt am Bahnhof auf Lastkraftwagen. Seit dem 19. Dezember 1989 gehörten jedoch auch die Kieszüge für die Firma Sammet als letzter und größter verbliebener Güterverkehrskunde des normalspurigen Reststücks der Bottwarbahn der Vergangenheit an. Danach waren wöchentlich 20 bis 40 LKW-Fahrten aus Karlsruhe und Hockenheim erforderlich gewesen, um den Kiestransport weiter aufrechtzuerhalten.³⁸

Nach weiteren acht Jahren wurde zum Jahresende 1997 der Kiesumschlag bei der Firma Sammet von Günther und Roland Sammet altershalber aufgegeben. Von November 2002 bis April 2006 begann auf dem 4,5 ha großen, zwischenzeitlich



*Maschineneinsatz in der Kiesgrube Sammet in Steinheim (1950).
Im Hintergrund ist das Ziegelwerk Blattert in Murr zu sehen.*

verfüllten ehemaligen Kiesgruben- und Werksgebiete die Umgestaltung zum heutigen Wohngebiet »Gartenstadt Schrai West«. Ein Betonfundament auf einem Spielplatz erinnert ebenso wie einige Straßennamen an die Kiesgewinnung durch das Familienunternehmen Sammet.

Sand- und Kieswerk Sigrist, Steinheim an der Murr

Ab 1905 wurden von Karl Sigrist dem Älteren östlich der Höpfigheimer Straße Kies und Sand abgebaut. Die mächtigen Lössauflagen am Grubenoberrand wurden mittels Eimerkettenbagger in bereitstehende Kipploren verladen. Diese wurden per Hand über einfachste Holzbrücken zum nahegelegenen Kieswerk gerollt. Die Ablagerungen wie Sand und Geröll wurden auf der tiefer gelegenen Sole in der Grube in Handarbeit gefördert und mit der Schaufel durch ein Sieb geworfen. Auch hier wurde das Material mittels Kipploren ins Werk transportiert.³⁹

Unter Geologen und Paläontologen war die Sand- und Kiesgrube spätestens seit dem Fund eines Waldriesenhirsches im Jahr 1927 bekannt. Durch die Nähe zur Württembergischen Naturaliensammlung in Stuttgart, dem heutigen Staatlichen Museum für Naturkunde, konnten viele Funde wie der Schädel eines Waldnashorns oder der Unterkiefer eines Waldelefanten vor Ort unter fachmännischer Aufsicht geborgen und gesichert werden. Fritz Berckhemer, seit 1926 als Hauptkonservator Leiter der geologischen Abteilung der Naturaliensammlung, tat gut daran, die Sand- und Kiesgruben an der Murr auf Steinheimer Gemarkung zu überwachen. Als Belohnung für die aufmerksame und vorsichtige Arbeitsweise der Arbeiter und Mithilfe der Grubenbesitzer wurde daher nach größeren Funden ab und an ein Fässchen Bier spendiert, das von den Empfängern als »Knochenbier« bezeichnet wurde.

Seit 1931 war Karl Sigrist der Jüngere Teilhaber der väterlichen Grube. Ob er auch an jene Belohnung dachte, als er am 24. Juli 1933 einen Knochen in der Größe eines Fünfmärkstücker bei der Handförderung der Kiesschicht anschnitt, muss offen bleiben. Seine Weitsicht ließ ihn den Rest vorsichtig freilegen, so dass er am selben Tag nach Stuttgart den Fund eines vermeintlich affenartigen Schädels meldete. Nach der Anreise von Fritz Berckhemer und weiteren Wissenschaftlern am selben Nachmittag wurde der Fund am anderen Morgen geborgen und der Finder bei einem Umtrunk im Gasthaus Ochsen feierlich entlohnt. Mit dem »Milchzüge« der schmalspurigen Bottwarbahn, das so genannt wurde, da es die Milch vom Bottwartal transportierte, wurde um 22.39 Uhr die Rückreise nach Stuttgart angetreten.⁴⁰ Der schon bald als »homo steinheimensis« bezeichnete, ca. 250 000 Jahre alte fossile Schädel fand machte die Stadt Steinheim weit über die Grenzen hinaus bekannt und gab ihr den Beinamen »Urmenschstadt«.

Karl Sigrist konnte in den kommenden Jahren noch weitere urzeitliche Funde aus der seit 1942 in seinem Besitz befindlichen Grube bergen. Anfang der fünfziger Jahre musste der Abbau in der alten Grube eingestellt werden.⁴¹ Damit endete dort der Einsatz der gleisgebundenen Förderung von Kies und Sand. Ein Umzug an den Ortsrand Richtung Murr ließ ihn zwischen 1954 und 1956 ein neues, auf Radladerbetrieb ausgelegtes Kieswerk errichten.⁴² Nach dem Tod von Karl Sigrist im Jahr 1972 übernahm Walter Sigrist die Geschäfte. Mit dem Bau der Umgehungsstraße zwischen Steinheim und Murr im Jahr 1989 war nur noch ein begrenzter Abbau und Vertrieb von Kies und Sand möglich. 1996 wurde das Kies- und Sandwerk abgebrochen. Unter der Ägide des seit 1989 nun in der vierten Generation in der Firma tätigen Jürgen Sigrist entstand auf dem verfüllten Kies- und Sandgrubengelände ein Abstellplatz für Wohnwagen. Heute erinnert am Firmenstandort ein kleines Denkmal, bestehend aus zwei Kipploren, an die gleisgebundene Sand- und Kiesgewinnung und den Urmenschfund aus Steinheim.

c) Baufirmen

Für den Hoch- und Tiefbau wurde vorwiegend bis Mitte der 1960er Jahre zur Abfuhr des Aushubs und zur Heranbringung von Zuschlagstoffen die gleisgebundene Fördertechnik aus treibstoff- und kostensparenden Gründen verwendet. So setzte die Ludwigsburger Baufirma Gustav Schüle regelmäßig auf ihren Baustellen mobile Feldbahnen mit Lokbetrieb ein. Große Erdbewegungen und Betonarbeiten wurden mittels Feldbahntechnik durch diese und andere Baufirmen aus Ludwigsburg und Umgebung ab 1934 bis Anfang 1939 bei der Erstellung des heutigen Jahn-Stadions, dem damals zweitgrößten Stadion Württembergs, in der Ludwigsburger Oststadt bewältigt.⁴³

Die ebenfalls aus Ludwigsburg stammende Baufirma Eugen und Emil Klotz hatte seit den 1930er Jahren in ihrem Maschinenpark für den Einsatz auf Großbaustellen eine mobile Feldbahn. Bis in die 1960er Jahre wurde die Feldbahn regelmäßig eingesetzt. Beim Abriss einer alten Lagerhalle im Jahr 1993 kam eine der letzten Lokomotiven wieder zum Vorschein. Die Lok des Herstellers Gmeinder (Fn. 2201, Bj. 1938) warb danach für das Schwertransport- und Autokranunternehmen Wiesbauer vor deren Verwaltungssitz in Bietigheim-Bissingen. Mittlerweile mit den Firmenfarben von Wiesbauer mit gelbem Aufbau und rotem Rahmen versehen, trennte man

sich dort Ende der 1990er Jahre von der Lok. Nach einer Zwischenstation bei einer Waldgaststätte in Bad Rappenau wurde die Lok im Jahr 2002 von einem Feldbahnfreund übernommen. Betriebsfähig aufgearbeitet wurde sie in die Feldbahnsammlung des Sächsischen Eisenbahnmuseums in Chemnitz-Hilbersdorf eingereiht. Zurzeit befindet sich die Lok bei der privaten »Seppelbahn« in Delitzsch und kann dort im Einsatz beobachtet werden.⁴⁴

Im Frühjahr 2010 konnte ein Ludwigsburger Oldtimerrestaurator und -sammler die letzte verbliebene Lokomotive mit zwei Kipploren aus dem Bestand der Baufirma erwerben. Die betriebsfähige Aufarbeitung dieser Gmeinder-Lok (Fn. 2039, Bj. 1938) soll noch in diesem Jahr für einen geplanten privaten Präsentationsbetrieb beginnen.

Viele Baufirmen und Unternehmen aus der Region Stuttgart und Ludwigsburg erwarben ihre Feldbahnlokomotiven über den Baumaschinenhändler Jakob Noe aus Stuttgart, der 1910 das Unternehmen »Eugen Liebrecht & Co. Rollbahnfabrik« übernommen hatte. Am 15. September 1911 wandelte er den Firmennamen auf seinen eigenen um und gründete die »Jakob Noe - Stuttgarter Baugeräte-Industrie« mit Sitz in der Königstraße 11 in Stuttgart. Neben dem Verkauf und der Instandhaltung von Feldbahnlokomotiven und -material begann man früh mit dem Verleih von modernen gleislosen Baumaschinen und Kränen. 1944 gab Jakob Noe die Geschäftsführung ab, so dass das Unternehmen nun unter dem Namen »Jakob Noe Nachfolger, Stuttgarter Baugeräte Industrie GmbH & Co. KG« firmiert. Nachdem im Krieg das Inventar und die Gebäude zerstört worden waren, begann der Wiederaufbau an der Eckartstraße unweit des Pragfriedhofs in Stuttgarts Norden. Spätestens seit dem Großbrand 1959, bei dem Teile des Betriebs völlig zerstört wurden, und dem damit verbundenen Umzug nach Stuttgart-Zuffenhausen wurden keine Feldbahnlokomotiven und auch kein entsprechendes Ersatzmaterial mehr zum Kauf angeboten. Seit 1988 hat sich das Unternehmen am Ortsrand von Möglingen in Sichtweite der Autobahn angesiedelt und vertreibt von dort modernste Baumaschinen.⁴⁵

Baufirma Carl Baresel AG, Vaihingen an der Enz

Beim Bau der Nebenbahn von Vaihingen nach Enzweihingen entdeckte die ausführende Baufirma Carl Baresel AG aus Stuttgart im Jahr 1904 beim Gewinn Schinderrain nordwestlich vom Vaihinger Schlossberg ein Muschelkalklager. Dessen Erschließung geschah durch die Anlage eines Steinwerks mit Ladegleisen. In den Steinbrüchen beiderseits der Nebenbahngleise waren die Feldbahnstreckenäste im Handvershub im Einsatz und durch Stollen unter der Bahn miteinander verbunden.

1918 verlagerte die Baufirma ihren Bauhof nach Vaihingen auf das Gelände des ehemaligen Steinbruchs südlich der Bahnstrecke, ebenfalls mit direktem Gleisanschluss. Umfangreiche transportable Feldbahnen mit 600 und 900 mm Spurweite waren für den Einsatz auf Großbaustellen vorhanden. Bei einer »Erfassung des Bestands an transportablen Schmalspurbahnen in Württemberg« im Jahr 1935 wurden 23 Dampfloks, zehn Dieselloks und über 950 Loren unterschiedlichster Bauart registriert.⁴⁶ Daneben betrieb die Firma Baresel aber auch eigene Schotterwerke und Steinbrüche, unter anderem in Rottenburg am Neckar, Dagersheim und Ehningen, in welchen ebenfalls Feldbahnen eingesetzt wurden.

Bis in die 1990er Jahre hinein wurde auf dem Lagerplatz in Vaihingen Feldbahnmaterial für Baustellen deponiert und wieder instand gesetzt. Der Anblick von mehreren hundert Kipploren und kilometerweise Gleisjochen war hier keine Seltenheit. Als Rangierlok auf dem normalspurigen Gleisanschluss fungierte eine 1954 selbst



Lagerplatz der Firma Carl Baresel, Vaibingen an der Enz (um 1950).

umgespurte Feldbahnlok vom Fabrikat Gmeinder. Die normalspurigen Speichenräder und angebrachte Normalspurpuffer gaben der Lok ein spezielles Aussehen. Um 1977 gelangte die Lok an einen örtlichen Schrotthändler, der sie 1988 verschrottete, nachdem sich keine museale Erhaltung ergeben hatte.

Als sich die Carl Baresel AG im Frühjahr 2000 innerbetrieblich umstrukturierte, wurden per Güterzug von allen Großbaustellen Kräne und anderes schweres Baumaterial nach Vaibingen transportiert. Ende März 2000 kamen bei einer Versteigerung auf dem ehemaligen Bauhof auch Feld- und Grubenbahnloks sowie weiteres Roll- und Gleismaterial unter den Hammer. Auch die für ein Denkmal im Werkshof vorgesehene Feldbahnlok des Herstellers Deutz wechselte bei dieser Veranstaltung den Besitzer mit unbekanntem Verbleib.

Eine moderne Betonturmruine und Feldbahnschienenstücke, umfunktioniert als Geländerpfosten, sind neben der Abzweigweiche und den Stützmauern an der Nebenbahn die einzigen Zeugen des nun mit Wohnhäusern überbauten einstigen Lagerplatzes an der heutigen Köszeger Straße. Schon 1939 wurde der Steinbruch nördlich der Bahnstrecke stillgelegt, doch das Gelände sollte schon drei Jahre später unter dem Decknamen »Stoffel« zum Schauplatz menschenunwürdigster Arbeitsverhältnisse werden.

d) Weitere Industriebetriebe

Holzmehlfabrik Zinsser, Murr an der Murr

Mit dem Bau des ersten Streckenabschnitts der schmalspurigen Bottwarbahn von Marbach am Neckar nach Beilstein erhielt 1894 auch der bis dahin überwiegend landwirtschaftlich geprägte Ort Murr einen Bahnanschluss. In den Anfangsjahren reichten

der als Haltestelle mit Güterverkehr in Betrieb gegangenen Bahnstation zwei Weichen für den Warenumschlag aus aufgebockten Güterwagen.⁴⁷ Im Jahr 1901 brannte die südlich des Bahngeländes gelegene und seit 1889 im Besitz von Karl Hahn befindliche Kunstmühle bis auf die Erdgeschossmauern ab. Danach wurde sie von Ludwig Zinsser als Sägespäнемühle wieder aufgebaut. Die Wasserkraft wurde dabei zum Betrieb der Mahlgänge zur Herstellung von Holzmehl aus Sägespänen und zur Erzeugung von Strom für die Hausbeleuchtung genutzt.⁴⁸ Das produzierte Holzmehl fand unter anderem bei Linoleum-Belägen und als Füll-, Aufsaug- und Scheuermittel Verwendung. Dass die Verarbeitung des Holzmehls nicht ganz ungefährlich war, zeigten die beiden Holzstaubexplosionen in der Firma am 19. März 1927 und am 18. März 1939.⁴⁹

Seit ihrer Ansiedlung verfügte die Holzmehlfabrik über einen Gleisanschluss. Auf dem Werksgelände gab es umfangreiche Gleisanlagen mit bis zu vier Weichen. Zwei weitere Weichen waren für den Abzweig vom Streckengleis notwendig, so dass sich im Jahr 1949 im Bahnhof Murr zehn Weichen für den regen Güterverkehr befanden. Die engen Gleisradien und die geschwungene Gleisgeometrie im Werksgelände erhöhten den Rangieraufwand beim Zustellen und Abholen von aufgebockten normalspurigen Güterwagen. Lokführer und Heizer hatten beim An- und Abkuppeln der bis zu 100 kg schweren Kuppelstangen der Rollböcke keinen Sichtkontakt zum Zugschaffner, so dass der Zugführer hier den Blickkontakt herstellen musste.

Um dem aufwändigen Frachtaustausch entgegenzuwirken, konnte zu Betriebszeiten ein technisches Unikat auf den privaten Schmalspurgleisanschlüssen beobachtet werden: In eigener Werkstatt entstand unter der Verwendung von Teilen eines schmalspurigen Hochbordwagens der Gattung Osm ein Rangiertraktor, der durch



Eisenbahnfreunde inspizieren anlässlich einer Sonderfahrt den Rangiertraktor der Firma Zinsser in Murr (30.10.1966).

einen Dieselmotor angetrieben wurde. Durch die Ausstattung des Rangiergeräts mit einem Schutzdach für den Lokführer, einem geschlossenen Motorraum sowie Normalspurpuffern wurde diesem Fahrzeug eine gewisse Professionalität verliehen. Da sich der Rangiertraktor nur auf den privaten Werksgleisen fortbewegte, war keine betriebliche Zulassung des Vehikels notwendig. Im Zuge der Umspurung des Teilschnitts der Bottwarbahn bis Steinheim im Jahr 1968, bei der auch die Firma Zinsser einen normalspurigen Gleisanschluss erhielt, wurde das schmalspurige Einzelstück entbehrlich und vor Ort verschrottet.⁵⁰ 1973 stellte die Holzmehlfabrik Zinsser ihren Betrieb endgültig ein.

2. Temporäre (Bau-)Feldbahnen

Bis Ende der 1950er Jahre war auch der Einsatz von mobilen Feldbahnen auf Großbaustellen im Landkreis Ludwigsburg keine Seltenheit. Besonders die Bewegung von großen Erdmassen konnte mit dem Einsatz von Feldbahnen effizient bewältigt werden. Mit dem Einsetzen des Wirtschaftswunders und dem eintretenden Bauboom erneuerten auch die meisten Baufirmen sukzessive ihren Fuhrpark. Dabei übernahm der LKW als individuell einsetzbares Transportmittel immer mehr die Aufgabe der Feldbahn. Heute werden Feldbahnen bzw. Gleisförderanlagen nur noch zum Bau enger Tunnel eingesetzt.

Für den Bau der Murrbahn (1874-1880) und der Bottwarbahn (1894-1900) kam vermehrt Feldbahngerät bei Erdarbeiten zum Einsatz. Auch beim Bau der privaten Nebenbahn von Vaihingen an der Enz nach Enzweihingen (1903-1904) und der Strohäubahn (1905-1906) war für das Aufschütten der Bahndämme und Anlegen von Einschnitten der Einsatz von Feldbahndampflokomotiven und Holzkastenkippern oder Kipploren alltäglich.

Neben dem Bahnbau wurde vermehrt bei der Korrektur von kleineren Flüssen und dem Ausbau des Neckars als Energielieferant und Wasserkraftstraße auf das Fördermittel Feldbahn gesetzt. So waren die Geröll- und Kiesablagerungen der Murr immer sehr beträchtlich. Aus diesem Grund musste zum Schutz der an der Murr lebenden Bevölkerung der Fluss mehrmals grundlegend umgebettet oder ausgeräumt werden. Im Jahr 1906 hatte man dazu mit großem personellen Aufwand, der sogar aus Italien stammende Arbeiter ins untere Murrthal führte, die Korrektur der Murr auf dem Gebiet des Oberamts Marbach zwischen Erbstetten und der Mündung bei Marbach vorgenommen. Der Abtransport des angefallenen Kies- und Schwemmgutes wurde mittels Feldbahn im Flussbett der Murr bewerkstelligt.⁵¹

Die immer wieder auftretenden Hochwasser der Bottwar im Ortsgebiet des Oberstenfelder Teilorts Gronau machten die Korrektur des Bachbetts notwendig. So wurde im Zuge von Notstandsarbeiten 1934/35 die Bottwar in Gronau an den Ortsrand verlegt und größtenteils mittels Mauerwerk eingefasst und kanalisiert. Die Grabarbeiten wurden von Hand durchgeführt, der Transport des Aushubs und der Zuschlagstoffe erfolgte mit einer Feldbahn, auf der eine Diesellok des Herstellers Gmeinder eingesetzt war.⁵²

Neckarkanal für das Kraftwerk Altwürttemberg, Pleidelsheim (1913-1915)

Zur kommerziellen Nutzung der Wasserkraft des Neckars wurde im Dezember 1909 die »Elektrizitätswerk Beihingen-Pleidelsheim AG« gegründet. Daran waren unter

anderem das Bankhaus Schwarz, die Amtskörperschaft Ludwigsburg und die Stadt Stuttgart beteiligt. Aus dieser AG ging später die »Kraftwerk Altwürttemberg Aktiengesellschaft« (KAWAG) hervor.

Nach dem Beschluss zum Bau der Wasserkraftanlage in Pleidelsheim 1913 bekam die Firma Edwards und Hummel-Alfred Kunz aus München als günstigster Bieter von acht Bewerbern den Zuschlag. Die Bausumme sollte 7,7 Millionen Mark betra-



*Feldbahndampflokomotive für den Kraftwerksbau in Pleidelsheim
auf einem Fuhrwerk in Höhe der Murrmündung bei Marbach (1913).*

gen. Obwohl die Bauarbeiten erst Anfang Mai beginnen sollten, wurde mit dem Aus-
hub des Kanals (332 000 m³) und der Dammschüttung zur Kanaleinfassung bereits
im März begonnen.⁵³ Der knapp 4,4 km lange Oberkanal wurde mit Hilfe von
Dampflöffel- und Eimerkettenbaggern sowie einer längs in der 22 m breiten Kanal-
sohle verlegten Baufeldbahn ausgehoben. Neben den vier Baggern waren zehn
Dampflokomotiven mit über 80 Holzkastenkippern und Kipploren auf der Baustelle
eingesetzt.⁵⁴ Die Hauptlast der Erdarbeiten übernahmen aber weiterhin Hunderte
von Hilfs- und Gastarbeitern, die zum größten Teil aus Italien, der Schweiz und
Bayern sowie aus Pleidelsheim und Beihingen kamen.

Zu den Hauptschwierigkeiten beim Bau zählten der Grunderwerb von 3,64 ha und
der Streit um die Lage der neuen Brücken zwischen Beihingen und Pleidelsheim sowie
Pleidelsheim und Großingersheim. Andere Schwierigkeiten wie die Probleme der
Zusammenarbeit der einzelnen Gesellschafter sowie der Personalmangel durch den
Kriegsausbruch Anfang August 1914 konnten jeweils in kurzer Zeit überwunden

werden. Bis Ende Juli 1914 wurde das Kanalbett fertiggestellt. Die Turbinenmontage konnte schon im Oktober 1914 erfolgen, so dass das neue Werk an Weihnachten im Probebetrieb seinen Strom in das Leitungsnetz der Überlandzentrale einspeisen konnte.

Nach nur zwei Jahren Bauzeit war zur feierlichen Einweihung am 9. Februar 1915 König Wilhelm II. von Württemberg zu Gast, der standesgemäß in einer geschmückten Barke, »gezogen von einem kleinen Dampfboot«, auf dem neuen Kanal zum Empfang am Turbinenhaus gefahren wurde.⁵⁵ Bis heute verfügt das Kraftwerk in Pleidelsheim über eine Leistung von 4400 kW mit einer mittleren Jahresstromerzeugung von 30 Millionen kWh.

Kanal- und Kraftwerksbau, Marbach (1938-1942)

Die Nutzung der Wasserkraft zur Elektrizitätsgewinnung in der ehemaligen Oberamtsstadt Marbach am Neckar geht sogar bis in das Jahr 1900 zurück. Denn am 18. Mai 1900 konnte das erste Kraftwerk in Marbach feierlich eingeweiht werden.⁵⁶ Schon beim Bau des Kanals für dieses Kraftwerk dürfte in kleinem Umfang eine Baufeldbahn eingesetzt worden sein. Grundlegend veränderte sich in Marbach die Neckar- und Kraftwerkslandschaft jedoch erst in den Jahren 1938 bis 1941, als die Neckar AG im Zuge der Neckarkanalisierung ein Laufwasserkraftwerk mit zwei Kaplan-turbinen von zusammen drei Megawatt Leistung erbaute. Das neue Kraftwerk wurde für 99 Jahre an die Technischen Werke Stuttgart (TWS) verpachtet.⁵⁷

Beim Ausbau des Neckars als »Reichswasserstraße« war die Kanalisierung bis Heilbronn seit 1935 vollendet. Im Rahmen des weiteren Ausbaus begann man im Sommer 1938 mit der Errichtung der Staustufe Marbach. Hierzu wurde neben dem knapp 1,3 km langen Unterkanal auch ein 1 km langer Schleusenkanal mittels Bagger und Feldbahn ausgehoben.⁵⁸ Durch die parallel verlaufenden Kanäle entstand eine Insel, auf welcher der Aushub sowie die Baustoffe für das Werksgebäude gelagert und weiterverarbeitet wurden. Auch entstand dort ein Kies- und Betonwerk, von dem die Großbaustelle per Feldbahn beliefert wurde. Zur Querung des Werkkanals wurden hierzu zwei Förderbrücken für die Feldbahn errichtet. Beide aus Holz gefertigten Transportbrücken wurden von der Tiefbaufirma Julius Berger aus Stuttgart bestellt, die auch maßgeblich am Bau des Wasserkraftwerks beteiligt war. Die obere der beiden Brücken war zweigleisig angelegt und zweihundert Meter unterhalb des neuen Stauwehrrs errichtet worden. Von der Neckarinsel querte die untere eingeleisig ausgeführte Brücke auf Höhe des Eichgrabens den Werkskanal.⁵⁹

Die Feldbahn hatte neben dem Verbringen des Erdaushubs zur Verfüllung des ersten Kraftwerkskanals unterhalb der Marbacher Altstadt auch die Anlieferung der Zuschlagstoffe für die neu zu erbauenden Kraftwerksbauten als Transportaufgabe zu erledigen. Denn neben dem Laufwasserkraftwerk wurde auch ein Dampfkraftwerk mit Kohlefeuerung gebaut. Für den aufkommenden Kohletransport wurde in den Jahren 1938/39 eine normalspurige Anschlussbahn erbaut. Für den Bau dieser Bahn wurde die Feldbahn ebenfalls eingesetzt. Die neu zu errichtende Schienenverbindung war 3,9 km lang und zweigte bei Kilometer 1,49 nördlich des Bahnhofs Marbach oberhalb der Murrmündung mittels Spitzkehre von der schmalspurigen Bottwarbahn ab. Zwischen dem Bahnhof Marbach und dem erbauten Rangierbahnhof oberhalb des heutigen Gruppenklärwerks Haldenmühle war die Strecke dreischiendig für die Normal- und Schmalspur ausgebaut worden. Zu Zeiten des Baus der Kraftwerksbahn waren Begegnungen zwischen der Baufeldbahn und den Regelzügen der schmalspurigen Bottwarbahn keine Seltenheit.



Bau des Anschlussgleises für das Kraftwerk in den Weinbergen von Marbach; links die Dampflokomotive 99 683 der Bottwarbahn auf dem Weg zum Bahnhof Marbach (1938).

Nach Fertigstellung der normalspurigen Anschlussbahn wurden ab 1939 bis um die Jahrtausendwende die Kohle und das Öl für den seit 1970 im Betrieb befindlichen Block III des Kraftwerks per Bahn angeliefert. Seit Einstellung der Güterzüge erfolgt die Anlieferung der Brennstoffe ausschließlich per Schiff. Im Laufe der Zeit waren auf der Werksbahn zwei Dampfspeicherlokomotiven und zwei Diesellokomotiven eingesetzt. Als Besonderheit kann der bis zum 1. Oktober 1982 durchgeführte Dienstpersonenverkehr gesehen werden, mit dem die Werksangehörigen und Mitarbeiter der an der Strecke gelegenen Lederfabrik am Eichgraben vom stadtnahen Haltepunkt an der Schiffsanlegestelle an ihren Arbeitsplatz befördert wurden.⁶⁰ Die Gleise der Anschlussbahn liegen zwar noch, sollen aber für einen geplanten Radweg im Frühjahr 2015 entfernt werden.

Das rollende Material und die Gleise der Baufeldbahn für den Kanal- und Kraftwerksbau verschwanden ebenso wie die hölzernen Transportbrücken schon unmittelbar nach Beendigung der Baumaßnahmen zwischen April 1941 und Februar 1942. Danach kam das Material sicherlich auf anderen, nun als »kriegswichtig« eingestuft Baustellen zum Einsatz.

Autobahnbau (1935-1940)

Zwischen 1935 und 1940 wurde der Abschnitt zwischen Weinsberg und Stuttgart der heutigen Bundesautobahn 81 als Reichsautobahn Nr. 25 fertiggestellt. Ab Kilometer 550 südlich der Raststätte Wunnenstein bis zum Nordportal des Engelbergtunnels bei Kilometer 581 verläuft die Autobahn durch den heutigen Landkreis Ludwigsburg.



*Bau der Autobahn bei Geisingen: Bremsberganlage der Firma
Wölfer & Goebel (oben) und Arbeiten an der Neckarbrücke (unten; 1939).*

Beim Bau der einzelnen Abschnitte kamen auf vielfältigster Weise Baufeldbahnen zum Einsatz. Besonders zum Erdaushub und der Materialbeschaffung von Zuschlagstoffen für die Fahrbahn wurde dieses Transportmittel verwendet. Die Arbeiten wurden in der Hauptsache von württembergischen Baufirmen ausgeführt. Jede neue Strecke wurde in verschiedene Baulose aufgeteilt, für die sich die Bauunternehmen bewerben konnten. In der Ausschreibung nach Autobahnkilometer war eine genau definierte Aufgabenstellung mit Angabe der zu bewegenden Erdmengen oder abzutragenden Felsmassen beschrieben. Dabei mussten auch mehrere »Kunstabauwerke«, vorwiegend Brücken, erstellt werden. Auch die Baufirma Carl Baresel hatte für den Bau von Autobahnabschnitten rund um Stuttgart den Zuschlag erhalten. Dabei kamen besonders die sieben von der Baufirma günstig nach dem Ersten Weltkrieg aus dem Bestand der Heeresfeldbahn erworbenen vierfachgekuppelte Nassdampflokomotiven, sogenannte »Brigadelokomotiven« des Typs Dn2t, zum Einsatz.⁶¹

Beim Bau der Unterführung der Kreisstraße K 1611 zwischen Höpfigheim und Pleidelsheim bei km 555,985 wurde der zugehörige Damm auf beiden Seiten per Feldbahn aufgefüllt.⁶² Vor eine große Herausforderung wurde die Stuttgarter Baufirma Karl Kübler beim Erstellen des 308 m langen Kunstbaus über den Neckar zwischen Pleidelsheim (km 560,840) und Beihingen (km 560,532) gestellt. Nach einem Entwurf von Professor Wilhelm Tiedje wurde die fünfbojige Brücke zwischen 1938 und 1940 gebaut.⁶³ Der Bau verzögerte sich durch das mehrmalige Eintreten von Hochwasser in der Baugrube der Pfeiler. Die Feldbahn wurde zum Transport der Zuschlagstoffe vom eigens errichteten Silo zur Baustelle eingesetzt. Daneben wurden vom Transportkran die Werksteine auf Flachloren der Feldbahn geladen und von dort zum Aufmauern der Pfeiler und Gewölbe transportiert. Dammschüttung und Fundament-aushub gehörten ebenfalls zu den üblichen Transportaufgaben.

Am 2. April 1945 wurden zwei Bogen der Brücke, die den Altneckar überspannten, gesprengt. Nach Räumung 1945/1946 konnte durch den Einbau einer Behelfsbrücke (R-Gerät) die Fahrbahn Stuttgart-Heilbronn 1948 für den Verkehr wieder freigegeben werden. Die vollständige Wiederherstellung der Brücke war erst 1966 abgeschlossen. Seit 1978 gibt es ein modernes Parallelbauwerk, das im Zuge des sechsspurigen Ausbaus erstellt wurde.⁶⁴

Das gesamte Los 39, zu dem der Bau der Brücke gehörte, erstreckte sich zwischen Geisingen (km 561,445) und Pleidelsheim (km 556,665).⁶⁵ Für den Anstieg der Autobahn bei Geisingen herauf aus dem Neckartal unmittelbar nach der Brücke waren für den Einschnitt knapp 50 000 m³ Fels- und Erdmassen zu bewegen. Auf Höhe der heutigen Gemeindeverbindungsstraße über die Autobahn (km 561,445) baute die Stuttgarter Baufirma Wolfer & Goebel zum Transport des Aushubs eine orthogonal zur Fahrbahn verlaufende Bremsberganlage auf. Diese funktionierte ohne den Einsatz von elektrischer Energie mit zwei parallel verlaufenden Gleisen und Kipploren. Dabei wurden die abrollenden beladenen Wagen vom oberen Ende des Berges aus gebremst und zogen gleichzeitig über eine Doppelwinde die leeren Wagen nach oben.⁶⁶ Auch diese Feldbahnen waren nur zeitlich begrenzt bei diesem Großbauprojekt im Einsatz und fanden danach an anderer Stelle neue Verwendung.

Projekt »Stoffel«, Vaihingen an der Enz (1942-1944)

1942 wurde die deutsche Rüstungsindustrie in Vaihingen an der Enz aktiv, als im nördlich der Nebenbahn Vaihingen-Enzweihingen aufgelassenen Steinbruch der Firma Baresel Versuche mit dem Katapult des ersten militärisch eingesetzten Marsch-

flugkörpers, der Fieseler Fi 103 (»V1«), unternommen wurden.⁶⁷ Der Standort in Vaihingen fungierte dabei als Außenstelle der Forschungsanstalt Graf Zeppelin des Reichsluftfahrtministeriums, die 1941 in Stuttgart-Ruit eingerichtet worden war. Statt Flugkörper wurden von dem Katapult schwere Eisenklötze gegen die Wand des Steinbruchs verschossen. Dabei wurden Geschwindigkeit sowie Beschleunigungs- und Druckverlauf im Katapult gemessen und aufgezeichnet.

1943 war die Bombardierung der Produktionsanlagen durch die US-Luftwaffe so effektiv geworden, dass die Flugzeugproduktion Anfang 1944 auf ein Drittel der Vormonate zurückging. So wurde der am 1. März 1944 in Berlin eingerichtete »Jägerstab« damit beauftragt, die Verlagerung von Rüstungsbetrieben in unterirdische Bunkerwerke voranzutreiben. Als Standort für einen der sechs projektierten Großbunker war der gegen das Enzthal mit einer 15 Meter starken Felswand abgeriegelte Steinbruch vorgesehen, der mit einer Bunkerdecke versehen werden sollte. Auf einer Fläche von rund 80 000 m² sollten Flugzeugteile für die Firma Messerschmitt produziert werden.⁶⁸

Bereits im April begann die Einrichtung der Baustelle mit dem Decknamen »Stoffel« im Steinbruch und auf den angrenzenden Äckern durch die »Organisation Todt«. Die Ausführung der Bauarbeiten war an eine Arbeitsgemeinschaft (ArGe) übertragen worden, die aus den Stuttgarter Firmen Baresel, Karl Kübler und Beton- und Monierbau bestand. Es wurden von dieser ArGe insgesamt 545 deutsche Arbeitskräfte auf der Baustelle eingesetzt.⁶⁹ Zu Beginn der Arbeiten wurde auch das Katapult für die Marschflugkörpertests per Sprengung beseitigt. Gleichzeitig entstanden mehrere Barackenlager zur Aufnahme von Material und Arbeitsgeräten sowie von Arbeitskräften der »Organisation Todt« im Egelsee und von bis zu 1000 Fremdarbeitern im unteren Glattbachtal. Am 6. Mai erfolgte die weiträumige Sperrung des Bau- und Lagergeländes für Zivilisten.

Das ganze Umfeld des Steinbruchs wurde mit normalspurigen Ladegleisen für den Umschlag der Baustoffe durchzogen.⁷⁰ Mittels Schüttgerüsten, Schrägaufzügen und Kränen gelangten die Betriebsstoffe auf den Boden des Steinbruchs. In der Baustelle selbst waren mehrere Kilometer Feldbahngleis verlegt, die unterhalb der Bahnlinie mittels zwei Stollen den Abraum und Aushub aus der Baugrube heraushubten. Da nur zwei bis drei Feldbahnloks bei begrenztem Treibstoffvorrat vorhanden waren, wurden die Kipploren meistens im Handvershub bewegt.

Für die Masse an Arbeitern, die zu diesem Großbauwerk benötigt wurden, richtete man im abgelegenen Glattbachtal ein Konzentrationslager unter dem zynischen Decknamen »Wiesengrund« ein, das am 15. August 1944 mit 2187 Häftlingen belegt wurde.⁷¹ Sie sollten in den folgenden Monaten unter menschenunwürdigsten Verhältnissen auf der Baustelle der »Vernichtung durch Arbeit« ausgesetzt werden. Bei den Häftlingen handelte es sich ausschließlich um Juden aus dem Zwangsarbeitslager Radom. Bei unzureichendem Essen und primitivster Kleidung war der Lageralltag von überlanger Arbeit auf der Baustelle und Misshandlungen durch die Aufseher geprägt.⁷²

Im östlichen Teil der Baugrube wurden die Pfeiler bis zum oberen Grubenrand aufbetoniert, so dass dort mit dem Einziehen der Betondecke hätte begonnen werden können. Im westlichen Teil dagegen waren nur die Pfeilerfundamente fertiggestellt, als im Oktober 1944 mit vorrückender Front die Aussichtslosigkeit des Bauvorhabens deutlich wurde.⁷³ Ende Oktober wurden die Arbeiten am Projekt »Stoffel« eingestellt und das Lager in ein »SS-Kranken- und Erholungslager« umgewandelt, als das es offiziell ab 1. Dezember fungierte und in dem bis zu seiner Befreiung durch französische Truppen am 7. April 1945 fast 1500 Menschen starben. Die meisten Häftlinge

des im Herbst 1944 aufgelösten Arbeitslagers wurden auf andere Projekte nach Hesselental, Dautmergen, Bisingen und Unterriexingen verteilt.⁷⁴ Seit dem 16. April 2005 erinnert eine Gedenkstätte auf Teilen des ehemaligen Konzentrationslagers an dieses dunkelste Kapitel der Vaihinger Stadtgeschichte.⁷⁵

Nach dem Krieg wurde der Steinbruch aufgefüllt. Schon 1947 erwarb die Stadt Vaihingen das Gelände mit den normalspurigen Verladegleisen. Heute ist dieses Gebiet mit Werkshallen verschiedener Industriebetriebe im Industriegebiet Nord überbaut.⁷⁶

Wiederaufbau Enzviadukt, Bietigheim (1945-1949)

Der Enzviadukt in Bietigheim wurde als vollständig gemauerte Bogenbrücke nach drei Jahren Bauzeit zusammen mit der Westbahn am 20. September 1853 in Betrieb genommen. Durch seine Gesamtlänge von 287 Metern und eine Höhe von 33 Metern wurde er zum unübersehbaren Wahrzeichen der Stadt.

Ab Dezember 1944 wurde auch Bietigheim vermehrt das Ziel von alliierten Bombenangriffen. Vor allem die vier großen Angriffe vom 23. bis 26. März sowie vom 6. April 1945 zerstörten die Umgebung des zweigleisigen Enzviaduktes. Die durch die Luftangriffe verursachten Schäden konnten wieder ausgebessert werden. Doch beim Vormarsch der französischen Truppen wurde am 8. April 1945 von den Sprengkammern, die im Zuge des Ausbaus der Neckar-Enz-Stellung 1935 in die Pfeiler eingebaut worden waren, Gebrauch gemacht. Die fünf westlichen Pfeiler wurden gesprengt und die Enzquerung per Bahn damit unbrauchbar gemacht.



Aufbetonieren der Pfeiler des Enzviadukts in Bietigheim (1948).

Ab Juni 1945 gehörte Bietigheim zur amerikanischen Besatzungszone, was zur Konsequenz hatte, dass sich die Amerikaner intensiv mit der Wiederaufnahme des Schienenverkehrs über den Viadukt beschäftigten. So rollten bereits am 16. Juni die ersten Züge im Schrittempo eingleisig über einen aus amerikanischem Brückenbaugerät bestehenden Notviadukt. Doch schon drei Wochen später musste der Zugverkehr wegen erneuter Brückenschäden wieder eingestellt werden. Nach wiederholter behelfsmäßiger Reparatur rollte ab 30. Juli 1945 der Verkehr vorerst wieder, bis sich ein weiteres Mal größere Schäden herausstellten.⁷⁷

So wurde von der amerikanischen Militärverwaltung im November 1945 die Firma Stahlbau Rheinhausen damit beauftragt, neben dem eigentlichen Viadukt eine eingleisige Behelfsbrücke zu errichten, die dann vom November 1946 bis zum 28. August 1949 in Betrieb war.⁷⁸ Die 317 m lange Notbrücke aus Kriegsbrücken- und Pfeilergerät der Bauart Roth-Wagner entstand 15 Meter flussabwärts des Viadukts. Nach der Inbetriebnahme der Notbrücke begannen durch die Stuttgarter Firmen Wayss & Freytag sowie Wolfer & Goebel die Wiederaufbauarbeiten am eigentlichen Viadukt. Dazu galt es, die gesprengten Pfeiler aufzubetonieren und mit Naturstein aufzumauern. Enzabwärts wurde hierzu ein Lagerplatz eingerichtet, an dem die Zuschlagstoffe vor Ort zu Beton gemischt wurden. Der Beton wurde per Feldbahnkipploren zur Baustelle transportiert, wo mittels 30 m hohen fahrbaren Turmdrehkrans die kompletten Loren an Hebevorrichtungen auf die gewünschte Bauhöhe gehoben und dort direkt entleert werden konnten. Parallel dazu brachte die Feldbahn auf Flachwagen die noch brauchbaren und neu gehauenen Natursteine für das Mauerwerk zu den einzelnen Einsatzstellen. Beide Seiten der Enz waren über eine hölzerne Baubrücke mit Feldbahngleisen verbunden. Auch Erdbewegungen an den beiden Hängen neben dem Viadukt zur Stabilisierung des Bauwerks wurden mittels Löffelbagger, Raupen und Feldbahn bewältigt.

Nach Abschluss der Arbeiten konnte unter großer Anteilnahme der Bevölkerung das wiederaufgebaute Wahrzeichen Bietigheims am 28. August 1949 um 14 Uhr mit zwei Sonderzügen für den regulären Schienenverkehr wieder freigegeben werden.⁷⁹ Lediglich ein paar Pfeiler und Fundamente der Behelfsbrücke erinnern an eine der markantesten Wiederaufbaumaßnahmen nach dem Krieg im Landkreis Ludwigsburg.

Enzkraftwerk und Kanalisierung der Enz in Bietigheim (1948-1949)

Bereits am 7. Dezember 1947 konnte die wiederaufgebaute Enzbrücke flussabwärts in Sichtweite des Enzviadukts als wichtige Verkehrsverbindung für den städtischen Straßenverkehr in Bietigheim eingeweiht werden. Als nächster großer Schritt zur Verbesserung der städtischen Infrastruktur und Versorgung der Bevölkerung sollte ab Ende Juli 1948 die Stromversorgung der Stadt durch ein eigenes Flusskraftwerk sichergestellt werden. Ein weiteres Ziel dieser Baumaßnahme war die Eindämmung der Hochwasser von Enz und Metter. Oberhalb der Enzbrücke wurde damit begonnen, die Enz aufzustauen und am ehemaligen Flößerkanal am rechten Enzufer das Enzkraftwerk der Stadtwerke zu bauen.

Nachdem das »Obere Wehr« und das »Untere Wehr«, welche jeweils seit dem 16. Jahrhundert in Betrieb waren, beseitigt worden waren, begann man mit der Verbreiterung der Enz.⁸⁰ Mittels Feldbahn und Dampfbagger wurde der Fluss begradigt und der Oberlauf durch Dämme aufgeschüttet. Bei der Enzbrücke wurden lange Ufermauern errichtet. Bei diesen Maßnahmen kam auch die zweiachsige Henschel-Dampflokomotive (Fn. 20489, Bj. 1925) vom Typ »Fabian« vor Holzkastenkippern zum Einsatz.⁸¹



*Henschel-Dampflok vom Typ »Fabian« beim
Bau des Enzkraftwerks in Bietigheim (1948/49).*

Durch den gleichzeitig verlaufenden Wiederaufbau des Enzviadukts waren zum Ende der Baumaßnahmen am Kraftwerk somit an der Enz in Sichtweite zueinander zwei Baufeldbahnen in Einsatz. 1949 wurde das Kraftwerk in Betrieb genommen. Die Jahreserzeugung des damals gelieferten Drehstroms lag bei 2,5 Mio. kWh. Nach mehreren Modernisierungen liefert das Kraftwerk noch heute zuverlässig Strom für die Bürger der Stadt an Enz und Metter.

Die Korrektur der Metter im Zuge des Hochwasserschutzes erfolgte erst 1951. Da hier geringere Erdbewegungen zu erwarten waren und auch der allgemein einsetzende Wandel zu Gunsten des LKWs bei der ausführenden Baufirma schon vollzogen war, kam bei dieser das Altstadtbild prägenden Maßnahme keine Baufeldbahn mehr zum Einsatz.⁸²

3. Rollbahnen

Unter dem Begriff Rollbahn soll hier nicht die militärische Nutzung der Feldbahn, besonders im Ersten Weltkrieg, verstanden werden. In diesem Aufsatz soll der Begriff vielmehr die feldspurigen innerbetrieblichen Bahnen charakterisieren, die nicht von schweren Lokomotiven gezogen wurden und bei denen somit die Loren und Wagen nur mittels Handverschub oder vereinzelt auch Pferdekraft bewegt wurden. Gerade auf kleinen oder temporären Strecken mit leichtem Unterbau lässt sich diese Transportart ermitteln und ist durch den Vermerk in Baugesuchen und Zeichnungen verbürgt.⁸³

Sogar heute noch finden sich im Landkreis zwei verschiedene Arten von Rollbahnen im gelegentlichen Einsatz. Zum einen sei hier die unscheinbare Gruppe der Bootsschleppen mit Loren zu nennen, die für kleine Ruder- und Motorboote zur Umgehung von Staustufen eingesetzt werden. Auf einem einfachen Wagen, der im Wasser lagert, wird das Boot heraufgezogen und dann händisch an der Staustufe oder Schleuse vorbei am anderen Ende wieder ins Wasser hinabgelassen. Die Gleise lassen sich noch überall an den Schleusen und Staustufen am Neckar finden, nur die Wagen scheinen zum größten Teil für immer »untergetaucht« zu sein, so dass nun das Boot kraftaufwändig um das Hindernis herumgetragen werden muss.

Die andere Form der Rollbahn findet sich noch an zwei Kraftwerken am Neckar. In Ludwigsburg-Poppenweiler und Hessigheim dienen noch sporadisch sogenannte Geschwemmselloren dem Abtransport von Treibgut aus dem Neckar, das mittels Rechen und Greifarm zum Schutz der Turbine entfernt werden muss. Das früher an jedem Kraftwerk vorhandene System wurde in den letzten Jahrzehnten nach und nach so modernisiert, dass nun ein Kran das Treibgut direkt in einen Absetzcontainer umladen kann und somit der Abtransport mittels handverschobener Schwemmgutlore entfallen kann.

Daneben lassen sich noch vereinzelt in holzverarbeitenden Betrieben im Landkreis einfachste Loren mit rechteckigem Holzrahmen zum Transport von Holzrohstoffen zur Weiterverarbeitung finden. Auch hier wurden die meistens kurzen Bahnen durch flexiblere Stapler ersetzt. Exemplarisch für weitere ehemalige Einsatzgebiete der Rollbahnen im Kreis sollen hier drei Betriebe näher vorgestellt werden.

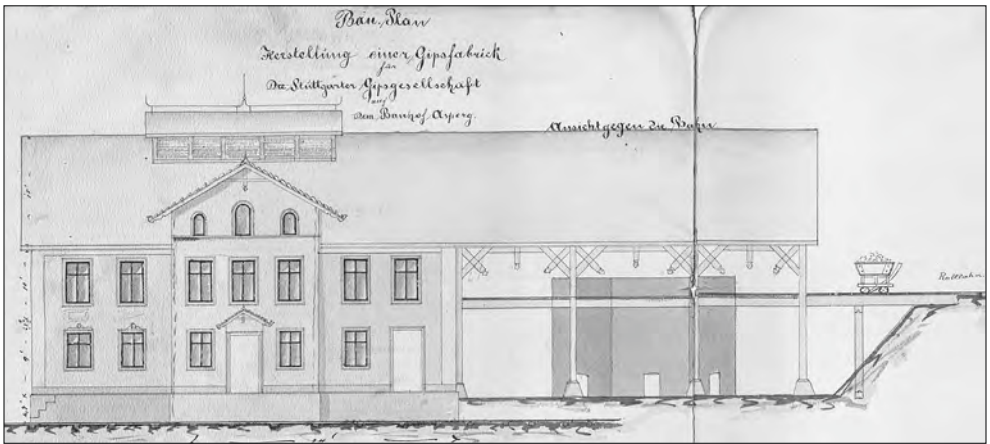
Gipsbrüche am Hohenasperg, Asperg

Im 18. und 19. Jahrhundert führte die wachsende Nachfrage nach Gips dazu, dass damit begonnen wurde, die reichen Gipslager am Fuß des Hohenaspergs, dem 355,50 m ü. M. gelegenen markanten Zeugenberg, industriell abzubauen. So waren um 1860 in Asperg bis zu 60 Arbeiter mit dem Brechen und Mahlen des Gipses beschäftigt. In neun Mühlen wurde der am Ost-, Nord- und Südhang des Berges gebrochene Gips weiterverarbeitet und als gemahlener oder gebrannter Gips bis nach Heilbronn, Ulm oder Bruchsal geliefert.⁸⁴

Ab 1847 führte die Bahnlinie Ludwigsburg-Bietigheim, ein Streckenabschnitt der »Frankenbahn«, 1,2 km östlich vom damaligen Ortskern Aspergs in großem Bogen um den Hohenasperg nach Tamm. Der Fuhrwerktransport des Gipses von den am Osthang des Berges gelegenen Gipsgruben zur Bahnstation erfolgte auf einfachsten Feldwegen und war daher äußerst aufwändig.

Unter der Leitung des Maurers und Asperger Gemeinderats Jakob Adam Burkhardt baute das von ihm mitbegründete Stuttgarter Gipsgeschäft in der Nähe des Bahnhofes im Jahr 1871 eine Gipsfabrik mit einem normalspurigen Privatanschlussgleis vom Ortsgüterbahnhof in das Werk.⁸⁵ Für den Transport der Steine konnte das Unternehmen durch Übergangsrechte und erworbene Grundstücke eine Rollbahn zum Gipsbruch in den »Schöckinger Weinbergen« einrichten.

Auch die Konkurrenten der Gipsfabrik, die Gebrüder Susset, hatten ab 1877 ein Rollbahngleis vom Steinbruch südlich des Gipshüttenweges in die nördlich vom Weg gelegene Fabrikanlage erstellt. Durch Grundstückskauf und -tausch wurde das Rollbahngleis zum Abtransport des Gipsmehls auf Flachloren über den Lehenweg bis zur Bahnlinie verlängert, so dass nun auch hier ein direktes Umladen in Normalspurgüterwagen der Königlich Württembergischen Staatseisenbahnen erfolgen konnte.⁸⁶ Nach dem um



*Aufriss der Gipsfabrik des Stuttgarter Gipsgeschäfts
in Asperg mit Rollbahn vom Gipsbruch (1871).*

1900 von der Stadt vorgenommenen Ausbau der Alleenstraße in das Gipsabbaugebiet wurde das Streckengleis der Rollbahn an den östlichen Straßenrand verlegt und verlief dabei nun teilweise parallel zur Eisenbahnlinie in Richtung Tamm. Für die Benutzung der Feldbahngleise musste fortan ein »Rollbahnzins« an die Stadt gezahlt werden.⁸⁷

Auch die letzten Asperger Gipsfabrikanten, Eugen und Erwin Weidner, hatten bis 1939 einen normalspurigen Gleisanschluss für ihre Gipsfabrik »Im Schöckinger«. Das Gleis zweigte auf Höhe des Stellwerks Nr. 2 vom Hauptgleis ab und führte parallel dazu in nördlicher Richtung, querte in einem leichten Bogen den Feldweg und endete mit zwei Abstellgleisen von 50 Metern Nutzlänge in der Nähe des östlichen Steinbruchs.

Eugen Weidner hatte 1913 die Gipsfabrik der Gebrüder Susset übernommen. Für die Fabrikation von Gipsdielen errichtete er 1926 einen einstöckigen Neubau an der Einmündung der Alleenstraße in den Gipshüttenweg, der heute den Straßennamen »Im Schöckinger« trägt. Zum Trocknen wurden die Gipsdielen auf das Gelände der ehemaligen Gipsfabrik der Stuttgarter Gips-Gesellschaft, das schon 1898 im Besitz der Gebrüder Susset war, am Bahnhof Asperg transportiert. Dabei wurden die Gipsdielen auf hölzerne Flachloren gelegt und die Loren mit Drahtseil, das über eine Winde und eine bestehende Transmission angetrieben wurde, die leichte Steigung zum Bahnhof hinauf befördert.⁸⁸

Nach 1930 sollte der Gips am Hohenasperg bergmännisch unter Tage gebrochen werden. Aufgrund fehlender finanzieller Mittel konnte die Gipsfabrik Weidner dieses Vorhaben nicht realisieren. Nach Hangrutschungen 1936 und der schlechter werdenden Qualität wurde der Gipsabbau um den Hohenasperg am 31. August 1939 endgültig eingestellt.⁸⁹

Staatliches Steinwerk, Erdmannhausen

Das staatliche Steinwerk in Erdmannhausen entstand vor dem Ersten Weltkrieg. Direkt an der 1879 eröffneten kleinen Murrbahn von Backnang nach Bietigheim zwischen den Stationen Erdmannhausen und Kirchberg an der Murr beim Bahnkilometer 10,595 gelegen, wurde von hier aus ein Teil des Bedarfs der Königlich Würt-

tembergischen Staatseisenbahnen an Bahnschotter und Vorlagesteinen gedeckt.⁹⁰ Es gab insgesamt vier Steinbruchabschnitte. Aus dem Bruch I am östlichen Ende des Areals wurden Vorlagesteine und handgeschlagener Bahnschotter in Waggons verladen, die auf einem Gleisanschluss bereitgestellt wurden. In westlicher Richtung wurden die Brüche II und III erschlossen. Mittels handverschobener Feldbahn wurden die Steine unter Verwendung eines Seilzuges in eine Brecher- und Sortieranlage zur Weiterverarbeitung gebracht. Die Gleisanlage der Rollbahn mit 600 mm Spurweite erstreckte sich fächerförmig bis an die Abbauwand. Durchbrüche wurden mit Holzbrücken überbrückt, Schrägaufzüge und gleisgebundene Drehkräne förderten das Material aus 19 Meter Tiefe zum Brecher und der Verladeanlage. Von je zwei Mann der bis zu 70 beschäftigten Arbeiter wurden die Kipploren händisch beladen.

Am Ostersonntag 1919 wurde die Brecher- und Sortieranlage ein Opfer der Flammen, als nach einer Reinigung beim Anfeuern brennende Putzwolle auf das geteerete Dach des Brecherhauses flog. An ihrer Stelle ließ die Deutsche Reichsbahn, in deren Besitz das Steinwerk mittlerweile übergegangen war, ein für den damaligen Stand der Technik modernes Schotterwerk mit Waschanlage errichten. Gleichzeitig blieb die Reichsbahn der Hauptabnehmer für den hier gewonnenen Bahn- und Betonierschotter. Ab 1925 wurde das Werk von dem privaten Unternehmer Fritz Probst pachtweise übernommen. Aus dem am Westende des Geländes gelegenen Bruch IV förderte Hermann Kraus als Akkordant hauptsächlich Vorlagesteine, die direkt in Waggons verladen wurden.

Nach 1929 traten vermehrt wirtschaftliche Schwierigkeiten im Steinwerk auf. So verdrängte der härtere Basalt den dort gewonnenen Muschelkalk als Bahnschotter. Der damals noch gebräuchliche Schotter zum Betonieren wurde durch Kies ersetzt. So verkaufte die Reichsbahn 1934/35 die Anlage an eine Baufirma. Trotz der nun zusätzlich errichteten Makadam-Mischanlage wurde das Werk 1936 endgültig geschlossen, die Maschinenanlage abgebaut, die Gebäude abgebrochen und der Steinbruch verfüllt.

Unabhängig von diesem Werk gab es im Jahr 1920 direkt am damals noch als Erdmannhausen-Rielingshausen bezeichneten Bahnhof kurzzeitig eine niveaugleiche Kreuzung einer Baufeldbahn mit der Murrbahn. Die Feldbahn befand sich im seitlichen Planum der heutigen Bahnhofstraße und sollte Auffüllmaterial des Steinwerks Dora, das am damaligen Ortsrand südlich des Bahnhofs am Bahnkilometer 11,267 gelegen war, transportieren. Hierzu bestand Lokbetrieb mit einer B-gekuppelten Dampflok, welche die Gleise der Staatsbahn kreuzen durfte. Nach Ende der Auffüllmaßnahmen wurden die Gleise wieder restlos aus der Bahnhofstraße entfernt.⁹¹

Kalkwerk von Reischach, Vaibingen-Riet

Im Frühjahr 1912 gründete Gräfin Elisabeth von Reischach ein Kalkwerk am Heulenberg in Riet. Das Werk beschäftigte sechs bis acht Arbeiter. Es wurde Kalk für Dünger und als Baumaterial hergestellt. Das Rohmaterial wurde im direkt hinter dem Werk gelegenen Steinbruch abgebaut.⁹² Per Kipplore wurde der Rohstoff händisch auf eine hölzerne Sturzbühne geschoben und von dort in eine weitere, ca. drei Meter tiefer stehende Kipplore geschüttet, welche auf einer knapp 15 Meter langen Holzbrücke, die einen Feldweg überbrückte, direkt den Ofen des neben der heutigen Markgröninger Straße gelegenen Kalkwerks beschickte. Mehr als drei bis vier Kipploren an Rollmaterial dürften nicht vorhanden gewesen sein.

Die schwarzen und weißen Kalksteine wurden getrennt verarbeitet. Das benötigte Wasser wurde vom nahegelegenen Strudelbach per Pferdefuhrwerk herangekarrt. Ebenso gelangte die benötigte Kohle per Straße ins Kalkwerk. Das gesamte Werks-
gelände mit Steinbruch hatte eine Größe von 7 ha. In einem 1913 ausgestellten Gut-
achten wird der Betrieb als zweckmäßige, terrassenförmige Anlage beschrieben. Ein
Elektromotor treibe die Kugelmühle mit automatischer Sackfüllung an, wodurch
täglich bis zu 300 Zentner produziert werden könnten. Der Wert der Fabrik wurde
damals mit 74 000 Mark angegeben.⁹³

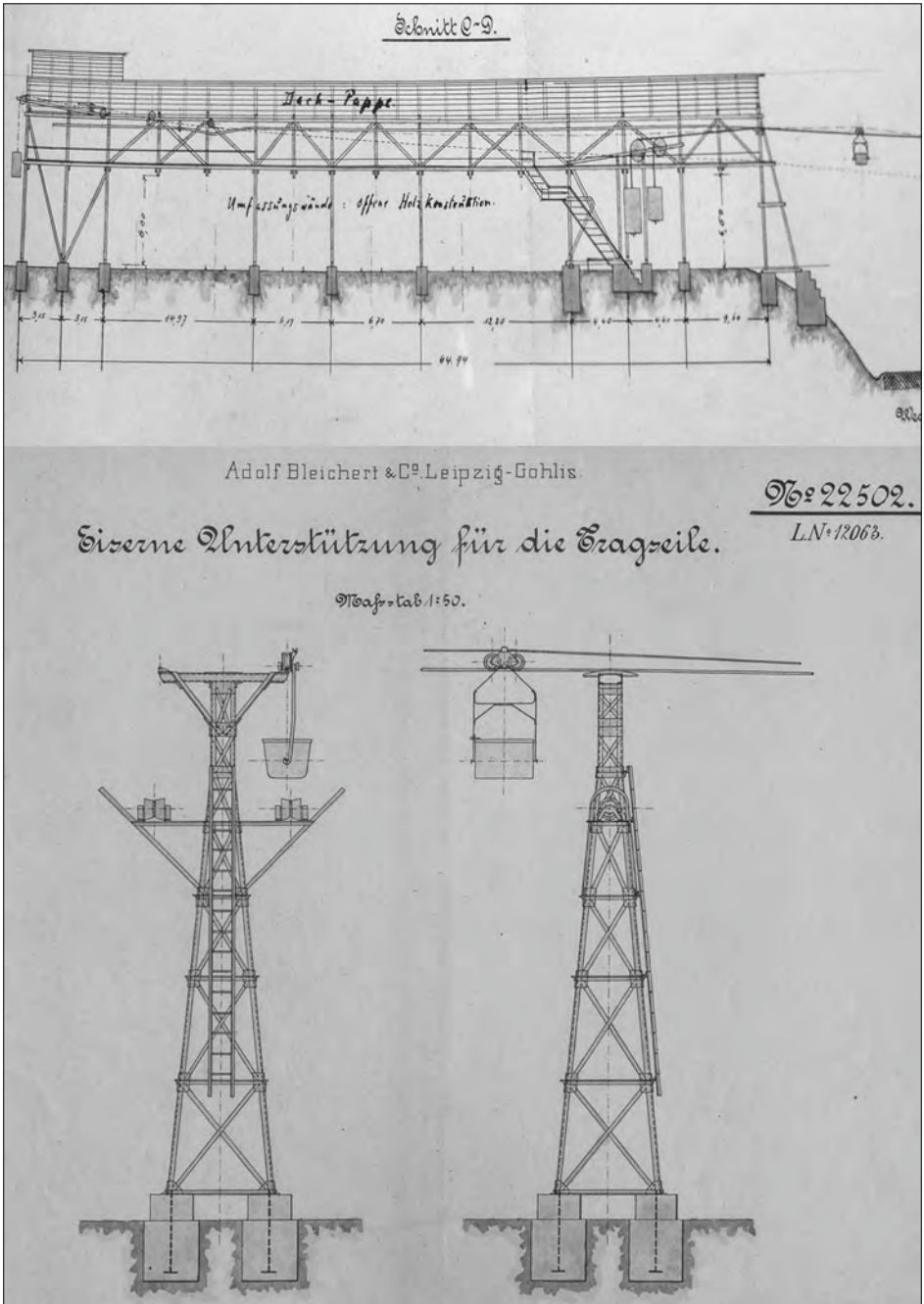
Der schlechten Verkehrsanbindung Riets versuchte die Gemeinde schon ab 1874
mit der Beteiligung an verschiedenen Eisenbahnprojekten entgegenzuwirken. Die ur-
sprünglich von Sersheim bzw. Kleinglattbach über Vaihingen, Enzweihingen, Riet
bis Ditzingen geplante Nebenbahn wurde 1904 als Stichbahn durch die Württem-
bergische Eisenbahngesellschaft bis Enzweihingen realisiert. Eine Verlängerung der
Strecke bis zum Kalkwerk in Riet war geplant, kam aber nicht zustande.⁹⁴ Dem über-
regionalen Absatz der Kalkerzeugnisse waren durch die fehlende Infrastruktur also
Grenzen gesetzt.

Nach mehrfachem Besitzerwechsel wurde das Kalkwerk im September 1939 still-
gelegt. 1958 ordnete das Landratsamt den Abriss der baufälligen Gebäude an. Auf
dem Gelände sind heute so gut wie keine Zeugnisse der Kalkverarbeitung mehr zu
finden.⁹⁵

Exkurs I: Die Drahtseilbahn der Kies- und Sandwerke Nanz in Freiberg am Neckar

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts setzte bei fast allen geschiebeführenden Flüssen
die maschinelle Förderung von Kies und Sand ein, da der Bedarf an Baustoffen in
der Bauwirtschaft sprunghaft zunahm. 1904/05 wurde vom Stuttgarter Bauunter-
nehmer Karl Nanz die noch unerschlossene Neckarstrecke zwischen Beihingen und
Pleidelsheim/Groß- und Kleiningersheim für die Kiesbaggerei von den Gemeinden
gepachtet. In diesem Flussabschnitt wurde bis dato nur mit Hand geräumt. Da zu
diesem Zeitpunkt die Entwicklung von schnellen und kostengünstigen Motorlast-
wagen erst begann, war das größte Problem, die Rohstoffmassen in das Bedarfs-
zentrum nach Stuttgart zu befördern. Aber »mit einem klugen Kunstgriff und unter
Ausnutzung der damals vorhandenen Transportmittel« verstand es Karl Nanz, »die
nachteilige Verkehrslage der ins Auge gefassten Flussstrecke im wahrsten Sinne des
Wortes zu überbrücken«.⁹⁶

Mit einer Kübelschwebbahn vom Neckarufer zum nahegelegenen Bahnhof
Beihingen-Heutingsheim, dem heutigen Bahnhof Freiberg, sollte der Kies auf die
Eisenbahnwaggons umgeladen und kostengünstig auf dem damals schnellsten Weg
nach Stuttgart transportiert werden. Innerhalb eines Jahres gelang es ihm und seinem
Teilhaber, dem örtlich bekannten Hirschwirt Ernst Stroh häcker aus Großingersheim,
alle behördlichen Genehmigungen zu erlangen sowie die nötigen Grunderwerb-
verhandlungen abzuschließen. Als bedeutender zukünftiger Wirtschaftsfaktor lag
den Gemeinden und Bürgern vieles daran, die mechanisch und maschinell betriebene
Kiesbaggerei auf diesem Neckarabschnitt zu etablieren. Im März 1905 konnten
daher die Planfertigungen der ausführenden Firma Adolf Bleichert u. Co. aus Leipzig
bei den Oberämtern Ludwigsburg und Marbach zur Genehmigung eingereicht
werden.⁹⁷



Aus dem Baugesuch der Kies- und Sandwerke Nanz von 1905: Entladestation der Seilbahn am Bahnhof Beihingen-Heutingsheim und Zeichnung des Seilbahnmastens.

Laut Baubeschreibung war die Materialeilbahn 2125 Meter lang und sollte mit Hilfe von 20 eisernen, knapp zehn Meter hohen Gittermasten den Kies von der auf der Pleidelsheimer Uferseite gelegenen Beladestation am Neckar in Hängekübeln zur Entladestation am Bahnhof in offene Eisenbahnwaggons transportieren. Hölzerne Schutzbrücken mussten bei der Überquerung von Wegen zur Sicherheit der Verkehrsteilnehmer vor möglichem herabfallenden Kübelinhalt gebaut werden. Entgegen der ursprünglichen Planung wurden auch alle vier Bahnstrecken mittels Schutzbrücke durch die Seilbahn überquert, da man zur Entladung südlich des Bahnkörpers neben der Ziegelei die beiden neu gebauten Güter- und Rangiergleise 4 und 5 nutzte. Auf dem Weg hinauf zum Bahnhof mussten von den insgesamt 60 Hängekübeln mit einem Füllgewicht von 250 kg insgesamt 70 Höhenmeter überwunden werden. So betrug die stündliche Leistung der Seilbahn 10 m³ oder 15 Tonnen. Laut der Firma Bleichert hätten 10 PS als Antriebskraft hierfür ausgereicht. Die Firma Nanz beschaffte aber ein 30 PS starkes Dampflokomobil, da an der Beladestation neben der Seilbahn auch noch der Kran und das Brecherwerk sowie weitere Maschinen angetrieben werden sollten.⁹⁸

Mit der Genehmigung zur Erstellung der Beladestation und der Überquerung des Neckars durch das Oberamt Marbach hätte ab August 1905 die Seilbahn in Betrieb gehen können. Doch frühestens 1906 wurden ihre Kübel mit Kies beladen, der mit einem Dampfseilketten-Schwimmbagger von Orenstein & Koppel aus dem Neckar gewonnen wurde. Durch eine seitliche Schüttrinne gelangte der Kies vom Schwimmbagger in den Rumpf der Lastkähne, die per Pferd zum Silo an der Seilbahnbeladestelle getreidelt wurden. Mittels Kran wurden die Kähne entladen, und das Fördergut gelangte in die Silos, bis es weiterverarbeitet oder direkt in die Hängekübel zum Abtransport verladen wurde.⁹⁹

Mit dem Bau des unmittelbar zur Kiesentnahmestelle im Neckar verlaufenden Kraftwerkkanals für das Kraftwerk Altwürttemberg in Pleidelsheim ab 1913 begann der Rückgang der Kiesförderung, der dann durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs noch verstärkt wurde. Der Betrieb kam ins Stocken und wurde 1918 sogar ganz eingestellt. Mit dem Wehrbruch den neuen Wehrs der Ingersheimer Mühle am 21. Mai 1922 sank der Mittelwasserstand so weit ab, dass eine Kiesförderung per Schiff nicht mehr möglich war. Da ein neues Wehr nicht mehr hergestellt werden sollte, ging somit nach 16 Jahren die erste maschinelle Kiesentnahme aus dem Neckar und der Kiestransport mit einer Materialeilbahn vom Pleidelsheimer Ufer zum Bahnhof Beihingen-Heutingsheim zu Ende. 1923/24 wurden das Werk und die Drahtseilbahn abgebaut.¹⁰⁰ Der massive, erst 1911 erstellte Betonsilo mit schrägem Boden zum Abrutschen des Siebgutes neben der Seilbahnbeladestation stand jahrelang versteckt hinter hohen Bäumen am Ufer des Altneckars. Erst Ende der 1990er Jahre wurde dieses markante Zeugnis der Kiesbaggerei abgetragen.

Exkurs II: Der Versuchsstollen der Schwäbischen Gipsverkaufsstelle in Korntal

Dass der Gips heutzutage ein baustatisches Problem darstellt, ist auch an den Gebäuden am Saalplatz in Korntal spürbar. Lange Zeit zuvor war er dort aber auch eine gewerbliche Einnahmequelle.¹⁰¹ Mehrere Gipsmüller, die zu den ersten Siedler Korntals zählten, bauten ebenso wie ab 1890 die Brüdergemeinde auf der Südseite des Dorfes die gipsführenden Schichten ab. Der meist unter Eigenregie erfolgte Abbau erfuhr



Gipsfabrik Korntal: Bremsberg zur Gipsgrube (1931).



Gipsfabrik Korntal: Blick in die Gipsgrube (1931).

ab 1910 eine Professionalisierung durch die Schwäbische Gipsverkaufsstelle GmbH Stuttgart, die das Gelände pachtete und ihre Gipsfabrik darauf errichtete. Im Steinbruch wurden auf einer Länge von etwa 280 m und einer Breite von 50 bis 110 m die Gipsschichten abgetragen. In Kipploren mit 1 bis 1,25 m³ Fassungsvermögen wurde der abgebaute Rohstoff im Handverschub und mittels Seilzuganlagen über Rampen ins nahegelegene Werksgebäude zur Weiterverarbeitung gebracht.

In den 1920er Jahren legte man im Rahmen eines unterirdischen Versuchsabbaus ein 520 m langes Stollensystem an, das nach Einstellung des Betriebs verfüllt wurde.¹⁰² Mit Zunahme der Luftangriffe auf Stuttgart wurde eine Untertage-Verlagerung in diesen Probestollen in Erwägung gezogen. So sollte die Firma Hirth Motoren GmbH aus Stuttgart-Zuffenhausen ihre Kolbenmotorenproduktion nach dem 23. Februar 1945 unter Tage verlegen.¹⁰³ Über eine tatsächliche »U-Verlagerung« ist aber bisher nichts bekannt.

Nach dem Krieg fand die Herdfabrik Aichelin aus Stuttgart im seit 1940 aufgelassenen Gipswerk ein geeignetes Gelände. Vom einstigen Steinbruch ist heute nichts mehr zu sehen. Auf dem verfüllten Gelände südlich der Lembergstraße befinden sich heute ein Spielplatz und eine Schrebergartenanlage.

Übersicht über die ermittelten Triebfahrzeuge

Hersteller	Fabriknummer/ Baujahr	Typ	Bemerkungen
??	?/19xx		B-dim, 600 mm; neu an ?; 1951 an Ziegelwerk Hubele, Besigheim; zwischen 1965 und 1970 verschrottet.
b) Diema	2118/ 1958	DL6	B-dim, 600 mm; neu 29.01.1958 an Ziegelwerk Schmid, Bönnigheim (neue Angabe; neu an Ziegelwerk Dörr & Eggenberger, Heilbronn-Böckingen; 19xx an Ziegelwerk Schmid, Bönnigheim); 07.1981 zurück an Diema, Diepholz; Einbau des Rahmens in Diema DTL 10/1.1 (4510/ 1981); 18.09.1981 an Bolsa de Aguas de Tenerife SA, Santa Cruz de Tenerife.
b) Diema	3074/ 1969	DS 11/3	B-dim, 600 mm; neu 09.09.1969 an Max Hohl (Händler), Stuttgart, für Ziegelwerk Schmid, Bönnigheim; um 1980 Firma Holz-Hertel, Rastatt; 199x Firma Stauch, Hatten (F); 2003 Privat, Fredenbeck-Wedel, im Einsatz.
c) Deutz	8823/ 1928	PME 117 F	B, 600 mm; 22.12.1928 an Martin Kallmann (Händler), Mannheim, für Ziegelwerk Ditzingen; vermutlich n. 1970 verschrottet.
c) Deutz	21363/ 1937	MLH 714 F	B, 600 mm; 19.11.1937 an Martin Kallmann (Händler), Mannheim, für Ziegelwerk Ditzingen; vermutlich n. 1970 verschrottet.
c) Diema	1385/ 1950	DS 12	B-dim, 600 mm; 23.10.1950 an Vereinigte Ziegel- und Betonwerke K. E. Hinz, Ditzingen; vermutlich n. 1970 verschrottet.
d) Deutz	6828/ 1925	ML128 F	B, 500 mm; 08.09.1925 Ziegelwerke Ludwigsburg AG.
d) Deutz	9708/ 1930	MLH322 F	B, 500 mm; 28.03.1930 Martin Kallmann (Händler), Mannheim, für Ziegelwerke Ludwigsburg AG.
d) Deutz	18369/ 1937	MLH714 F	B, 500 mm; 01.04.1937 Martin Kallmann (Händler), Mannheim, für Ziegelwerke Ludwigsburg AG.
d) Deutz	22874/ 1939	MLH714 F	B, 500 mm; 03.04.1939 Ziegelwerke Ludwigsburg AG.
d) Gmeinder	973/ 1934	15/18 PS	B-dim, 600 mm; 13.02.1934 neu an Baumernehmung Wilhelm Weidler, Urbach (Württ.); ca. 1950 Ziegelwerke Ludwigsburg; 22.08.1974 Privat, Ludwigsburg; 12.10.1986 Feldbahnmuseum Freiland/Österreich.
d) Gmeinder	1388/ 193x	15/18 PS	B-dim, 600 mm; neu an ?; 19xx Ziegelwerke Ludwigsburg; vermutlich um 1973/74 verschrottet.
d) Gmeinder	2325/ 193x	15/18 PS	B-dim, 600 mm; neu an ?; 19xx Ziegelwerke Ludwigsburg; vermutlich um 1973/74 verschrottet.
d) Gmeinder	4557/ 194x	15/18 PS	B-dim, 600 mm; neu an ?; 19xx Ziegelwerke Ludwigsburg; vermutlich um 1973/74 verschrottet.
d) Gmeinder	4558/ 194x	15/18 PS	B-dim, 600 mm; neu an ?; 19xx Ziegelwerke Ludwigsburg; vermutlich um 1973/74 verschrottet.
d) Diema	1383/ 1950	DS 30	B-dim, 600 mm; 13.10.1950 für Breidenbach, Mannheim; an Franz, Besatzungsbehörde, Idar-Oberstein; 19xx Ziegelwerke Ludwigsburg; vermutlich um 1973/74 verschrottet.
e) Jung	6169/ 1935	EL 105	B-dim, 600 mm; 05.08.1935 an Walther Weiß, München; 19xx Ziegelwerk Layher, Markgröningen; 1994 IG Feldbahn, Murrhardt-Fornsbach; 2009 Privat, Marbach (Standort Murrhardt).
e) Jung	8040/ 1938	EL 105	B-dim, 600 mm; 29.03.1938 an Herrmann Hald (Händler), Sluttgart; 19xx Ziegelwerk Layher, Markgröningen; 1994 Privat Landkreis Böblingen; 09.2014 betriebsfähig.
e) Jung	11848/ 1953	EL 105	B-dim, 600 mm; neu an Ziegelei Gebr. Layher KG, Markgröningen (04.1976 abg. vnd.); Motorblechteile 1994 an IG Feldbahn, Murrhardt-Fornsbach; 2000 Rahmen und Motor in Markgröningen vhd.; Verbleib unbekannt.
f) Gmeinder	1595/ 1936	11/12 PS	B-dim, 600 mm; neu an ?; Ziegelei Blättert KG, Murr (04.1977 vhd.); 1982 Privat, Marbach-Rielsinghausen.
f) Gmeinder	2869/ 1940	15/18 PS	B-dim, 600 mm; neu an ?; norddeutscher Steinbruch; 19xx Ziegelei Blättert KG, Murr (04.1977 vhd.); 1983 Privat, Holzgerlingen; 1986 Privat, Ehningen.
f) Gmeinder	4460/ 1948	10/12 PS	B-dim, 600 mm; neu an ?; Ziegelei Blättert KG, Murr (04.1977 vhd.); 1983 Privat, Holzgerlingen; 1983 Privat, Spiegelberg.
g) ??	?/ 19xx		B-dim, 600 mm; neu an ?; 19xx an Ziegelei Trostel, Enzweilingen; um 1968 verschrottet.
h) Deutz	17085/ 1936	OMZ 117 F	B, 600 mm; 11.08.1936 an Martin Kallmann (Händler), Mannheim, für Valet & Ott, Kieswerk, Geisingen.
h) Deutz	21153/ 1937	OMZ 117 F	B, 600 mm; an Martin Kallmann (Händler), Mannheim, für Valet & Ott, Kieswerk, Geisingen (1957 neuer Motor Typ A2L514).
h) Deutz	23457/ 1938	OMZ 117 F	B, 600 mm; 22.11.1938 an Martin Kallmann (Händler), Mannheim, für Valet & Ott, Geisingen.
h) Deutz	42884/ 1941	OMZ 117 F	B, 600 mm; Glaser & Pflaum (Händler), Berlin, für Kriegsmarinewerft, Trondheim; 194x im Krieg nach Norwegen; 19xx Kieswerk Valet & Ott, Geisingen (1959 neuer Motor Typ A3L514).

j)	Gmeinder	s187/ 19xx	10/12 PS sm	B-dm, 600 mm; neu 19xx an Karl Sammet, Sandwerke, Steinheim/Murr.
i)	O&K Nordhausen	5646/ 1934	MD	B-dm, 600 mm; neu am 14.12.1934 an Karl Sammet, Sandwerke, Steinheim/Murr.
j)	O&K Nordhausen	7316/ 1936	RL 1 c	B-dm, 600 mm; neu am 25.11.1936 an Karl Sammet, Sandwerke, Steinheim/Murr.
j)	Gmeinder	1353/ 1935	20/22 PS	B-dm, 600 mm; neu an ?; 19xx C. Baresel AG, Stuttgart (1954 Umbau in 1435 mm); um 1977 Schrothhandel W. Neuss; Vaihingen-Nord »44«; 1988 verschrottet.
j)	Jung	10543/ 1941	ZL 114	B-dm, ? mm; 25.03.1941 an Ing. Alexander Holzner, Wien, für Gunitram Moosbrugger, Andelsbuch, Station Braz/ Vorarlberg; 19xx C. Baresel AG, Vaihingen/Enz; vermutlich verschrottet.
j)	Deutz	11058/ 1933	OME 117 F	B, 600 mm; 11.11.1933 an Martin Kallmann (Händler), Mannheim, für C. Baresel AG, Stuttgart »3« (09.1988 abg. vhd. in Vaihingen – als Denkmal vorgesehen); Verbleib unbekannt.
j)	SIG	802757/ 1982	ATS 100	Bo-Akkukol, 600 mm; für Engelberg-Tunnel bei Leonberg; 09.1988 abg. vhd.; Verbleib unbekannt.
k)	Deutz	13506/ 1935	OME 117 F	B, 600 mm; 12.02.1935 an Martin Kallmann (Händler), Mannheim, für G. Schüle, Baugeschäft, Ludwigsburg; um 1960 verschrottet.
j)	Deutz	11601/ 1933	OME 117 F	B, 600 mm; 16.12.1933 an Martin Kallmann (Händler), Mannheim, für Martin Klotz, Ludwigsburg.
j)	Deutz	13506/ 1935	OME 117 F	B, 600 mm; 16.12.1933 an Martin Kallmann (Händler), Mannheim, für Martin Klotz, Ludwigsburg.
l)	Gmeinder	2039/ 1938	15/18	B-dm, 600 mm; neu an ?; 19xx Bauunternehmung Eugen & Emil Klotz; 1993 Denkmal Wiesbauer, Blietgheim-Bissingen; 200x Privat, Bad Rappenau; 2002 Privat f. Museums- und Traditionsfeldbahn Chemnitz e.V., Chemnitz-Hilbersdorf; z.Zt. im Einsatz bei der »Seppelbahn«, Delitzsch.
l)	Gmeinder	2201/ 1938	15/18	B-dm, 600 mm; neu an ?; 19xx Bauunternehmung Eugen & Emil Klotz, Ludwigsburg; um 01.2010 an Privat, Ludwigsburg; 09.2014 in Aufarbeitung.
l)	Jung	4287/ 1928	MS 13- Plattform	B-dm, 600 mm; 23.08.1928 an Dolberg, Berlin, für Martin Klotz, Baugeschäft, Ludwigsburg.
m)	Eigenbau	- / 19xx	B-dm	750 mm, Rangiertraktor auf Basis eines ehemaligen schmalspurigen Güterwagens der Gattung Osm mit Normalspurpuffer, 1968 verschrottet.
n)	MGH	393/ 1900	Bn2t	720 mm; neu an König, Württ. Saline Friedrichshall/Jagstfeld I; ca. 1940 Zement- und Elektrizitätswerk AG Heilbronn, für Württembergischer Portland Cement, Lauffen II (600 mm); 1961 Spielplatz, Besigheim; 1986 Dampfbahn Rhein-Main DRM, Frankfurt/Main, Frankfurter Feldbahnmuseum, Lok 1 »Besigheim«. 09.2014 betriebsfähig.
n)	Jung	8783/ 1939	EL 110	B-dm, 600 mm; 23.03.1939 an Hermann Hald, Stuttgart, für Carl Woz, Heilbronn; 19xx Hald, Mannheim; 19xx Bauunternehmung Maier, Sinnmozhelm (1989 abg. vhd., als Denkmal vorgesehen); 19xx Schaal & Müller, Ditzingen (ab 1996 Denkmal); Privat, Leonberg, 09.2014 vhd.
n)	Deutz	11611/ 1933	OME 117 F	B-dm, 600 mm; 16.12.1933 an Martin Kallmann (Händler), Mannheim, für Heinrich Lepple, Blietgheim; Verbleib unbekannt.
n)	Henschel	20489/ 1925	Fabian	Bn2t, 600 mm; neu an H. Elias & Co., Berlin (1948/49 im Einsatz beim Bau des Enzkraftwerks in Blietgheim).

a) = Ziegelwerk Besigheim Nestrali GmbH, Besigheim; b) = Ziegelwerk Schmid, Bönnigheim; c) = Vereinigte Ziegel- und Stahlbetonwerke K.E. Hinz, Ditzingen; d) = Ziegelwerke Ludwigsburg AG, Ludwigsburg; e) = Ziegelwerk Layher KG, Markgröningen; f) = Ziegelwerk Blatter KG, Murr an der Murr; g) = Ziegelei Trostel, Vaihingen-Enzweihingen; h) = Valet u. Ott GmbH & Co. KG Beton-, Kies- und Splittwerke, Freiberg am Neckar; i) = Sand- und Kieswerk Sammet, Steinheim an der Murr; j) = Baufirma Carl Baresel AG, Vaihingen an der Enz (Auswahl); k) = Bauunternehmen Gustav Schüle, Ludwigsburg; l) = Bauunternehmen Eugen und Emil Klotz, Ludwigsburg; m) = Holzmehlfabrik Zinsser, Murr an der Murr; n) = sonstige Lokomotiven mit Bezug zum Landkreis Ludwigsburg

Abkürzungen:

19xx = bisher unbekannte Jahresangabe; abg. = abgestellt; B-dm = zweiachsige dieselmekanische Lokomotive; Bn2t = zweiachsige Nassdampf-Tenderlokomotive;

Dn2t = vierachsige Nassdampf-Tenderlokomotive; vhd. = vorhanden

Lokhersteller:

Deutz = Klockner-Humboldt-Deutz AG, Köln (heute Deutz AG, Köln); Diema = Diepholzer Maschinenfabrik Fritz Schöttler GmbH, Diepholz

Gmeinder = Gmeinder & Co., Mosbach/Baden (heute Gmeinder Lokomotiven GmbH), Jung = Arnold Jung Lokomotivfabrik GmbH, Jungenthal bei Kirchen/Sieg

Henschel = Henschel & Sohn, Kassel; MGH = Maschinenbau-Gesellschaft Hellbronn, Hellbronn; O&K = Orenstein & Koppel AG Berlin; hier: Orenstein & Koppel AG [Werk] - Nordhausen

SIG = Schweizer Industrie-Gesellschaft AG, Neuhausen am Rheintal

Weitere Betriebe mit Feldbahnen (Auswahl)

Ort	Betrieb	Spurweite	Bemerkung
Aldingen	Neckar-Schleuse (km 171,99)	600 mm	Bootsschleppe mit Lore
Besigheim	Neckar-Schleuse (km 136,23)	600 mm	Bootsschleppe mit Lore
Bietigheim-Bissingen	Gaswerk	600 mm	stillgelegt
Bietigheim-Bissingen	Steinbruch Fink	600 mm	Lokbetrieb?, stillgelegt, Kipploren-Denkmal
Bönnigheim	Gaswerk	600 mm	stillgelegt
Großbottwar	Sägewerk Lorenz	600 mm	Handvershub, aktiv?
Hessigheim	Staustufe	1000 mm	Geschwemmsellore
Hessigheim	Neckar-Schleuse (km 143,01)	600 mm	Bootsschleppe mit Lore
Marbach	Filiale der Zichorienfabrik Franck, Rollbahn	600 mm	Sturzgerüst mit Umladung auf Normalspur, stillgelegt
Marbach	Neckar-Schleuse (km 157,63)	600 mm	Bootsschleppe mit Lore
Marbach	Sitzmöbelfabrik Bock & Feil, Rollbahnen	600 mm	im Werkshof und am Lagerplatz, stillgelegt
Pleidelsheim	Neckar-Schleuse (km 150,11)	600 mm	Bootsschleppe mit Lore
Poppenweiler	Staustufe	> 1435 mm	gleisgebundener Container
Poppenweiler	Neckar-Schleuse (km 165,00)	600 mm	Bootsschleppe mit Lore
Remseck	Steinbruch Epple	600 mm	stillgelegt
Sachsenheim	Sägewerk u. Holzhandlung Tenta	600 mm	Handvershub
Sachsenheim	Schotterwerk Christian Ziegler	600 mm	Förderbahn über die Metter, stillgelegt
Schwieberdingen	Steinbruch Fahrion	600 mm	stillgelegt
Steinheim an der Murr	Möbelfabrik Geiger, Rollbahnen	600 mm	ausgedehntes Gleisnetz, stillgelegt
Steinheim an der Murr	Sägewerk Eugen Haller an der Bottwar, Rollbahn (hist. Mühlrad vorhanden)	600 mm	ausgedehntes Gleisnetz auf dem Holzlagerplatz, stillgelegt
Vaihingen-Enzweihingen	Steinbruch Auweder	600 mm	mit Schrägaufzug, stillgelegt
Vaihingen-Roßwag	Steinbruch Zimmermann	600 mm	stillgelegt

Zusammenfassung

Die Hochzeit der Feldbahnen im Landkreis Ludwigsburg lag analog zur allgemeinen Entwicklung dieses Gütertransportmittels zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die frühen 1960er Jahre. In der Zeit des Wirtschaftswunders und der maschinellen Modernisierung in den Betrieben hatte für diese effektiv nutzbare, umweltfreundliche, platzsparende gleisgebundene Fördertechnik die »Totenglocke« geschlagen. Der letzte lokbespannte Kipplorenzug verließ die Grube der Ziegelei Blattert in Murr am letzten Tag des Jahres 1981. Damit endete die Ära der Feldbahnbetriebe im Landkreis Ludwigsburg.

Zum Glück erkannten früh einige Firmenbesitzer und enthusiastische Feldbahnfreunde den historischen Wert der Fahrzeuge und retteten einige Exemplare vor der Verschrottung. So laden heute bei Museen im In- und Ausland sowie bei Privatsammlungen diverse Feldbahnlokomotiven aus dem Kreisgebiet in fahrfähigem, teils restaurierten, teils im »letzten Betriebszustand« gehaltenen Erscheinungen zu einer Rundfahrt ein. Daneben zeugen an Ort und Stelle die ehemaligen Gruben, Gebäudekomplexe oder sogar Kipploren-Denkmäler von der einstigen Bedeutung der Feldbahn für die Entwicklung des jeweiligen Betriebes.

Für den Bau des Boßlertunnels am Alaufstieg für die Schnellbahnstrecke Stuttgart-Ulm soll es zwar zum temporären Einsatz von Gruben- und Feldbahnmaterial kommen.¹⁰⁴ Doch seit 2005, mit der Einstellung des Feldbahnbetriebs in der Ziegelei Neuschwander in Brackenheim, sucht man in Baden-Württemberg vergeblich einen aktiven Feldbahnbetrieb. Erst wieder in Bayern lassen sich einige Feldbahnbetriebe aufspüren und diese einmaligen Betriebsabläufe auf Schienen erleben.¹⁰⁵

Die Feldbahnen im Landkreis Ludwigsburg sind stets ihrer Transportaufgabe gerecht geworden und haben damit ihren speziellen, durchaus nicht unerheblichen Beitrag zum wirtschaftlichen Aufschwung des Kreises geleistet. Daher gilt es, die Erinnerung an dieses Kapitel schienengebundener Fördertechnik und Wirtschaftsgeschichte durch Dokumentation und Erhalt der letzten Zeugnisse wachzuhalten.

Verzeichnis der benutzten Archive

Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Q 3/58 Bü 21, 62, 64, 76

Kreisarchiv Ludwigsburg (KrALB)

121.11 Dampfkesselanlagen 1855–1939 (Vorderamt Leonberg)

Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL)

E 79 II Bü 198, 502

E 168 Bü 968

E 169 b Bü 243

EL 75 VI a Nr. 5826, 5970, 5984, 6068, 6083, 6084, 6085

F 181 III Bü 123, 138, 146, 171, 550

F 209 II Bü 211

F 229 Bü 32, 46, 54

FL 20/12 I Bü 15753, 15997

FL 20/12 II Bü 213, 433

PL 431 B 6

Stadtarchiv Bietigheim-Bissingen

Fotosammlung, Enzviadukt, Enzbrücke, Enzkorrektur

- Stadtarchiv Ditzingen
 Katalog des Ziegelwerks Ditzingen, o.J.
 Fotosammlung, Ziegelwerk Ditzingen GmbH
- Stadtarchiv Freiberg
 Bauakte 3101
- Stadtarchiv Korntal-Münchingen
 KA Bü 103
 KA Bü 192
 KME 1512, 1513, 1514, 1516
- Stadtarchiv Ludwigsburg
 Fotosammlung, Ziegelwerk Ludwigsburg
- Stadtarchiv Marbach
 Straßen-Bauakten (Bahnhofstraße; Rielingshäuser Straße)
 Fotosammlung, Kraftwerk
- Stadtarchiv Markgröningen (StAMark)
 M 17 Bü 118, 160
 M 10 Bü 232
- Stadtarchiv Vaihingen
 Fotosammlung Baustelle »Stoffel«

Anmerkungen

- 1 Hans-Joachim Knupfer: Wechsel einer Epoche. Der »Gelbe Klassiker« tritt ab. Sonderbeilage in: Über Berg und Tal, Nr. 68, Stuttgart 2007, S. 1–3.
- 2 Schmalspurbahnen in Württemberg: 106,39 km Meterspur (1000 mm), 135,83 km Engspur (750 mm).
- 3 Otto Hirschfeld, Carl Zangemeister u.a. (Hg.): Corpus inscriptionum latinarum, Vol. XIII. Inscriptiones trium Galliarum et Germaniarum Latinae, Berlin 1907, Nr. 6458.
- 4 Joachim Pansin: Das Ziegelwerk Besigheim. Ein Beitrag zur Industriegeschichte der Stadt, Besigheim 1998 (Besigheimer Geschichtsblätter 18), S. 6.
- 5 Claudia Papp: Sachsenheim, Erfurt 2006, S. 74.
- 6 StAL F 181 III Bü 138.
- 7 Alfred Gruber: Kleiner Ortsführer durch Münchingen, Münchingen 1993, S. 37.
- 8 Alexander Brunotte: Leben und Sterben des Wehrmannes Jakob Hönes aus Münchingen. Archäologie des Ersten Weltkriegs und ihre Folgen, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 62 (2008) S. 143–156, hier S. 148.
- 9 StAL FL 20/12 II Bü 213.
- 10 Pansin (wie Anm. 4) S. 30. 11 Ebd. S. 41.
- 12 Persönlicher Bericht von Frau Nestrail.
- 13 Die wechselvolle Geschichte einer Ganerbenstadt, Bönnigheim 1984, S. 91.
- 14 Josef Bühn: Kultur- und Wirtschaftschronik Kreis Ludwigsburg, München [1965], S. 117 f.
- 15 Kurt Sartorius: Bönnigheim damals und heute, Bönnigheim 1993, S. 54–56.
- 16 Ebd. S. 94 f.
- 17 Homepage des Ziegelwerks Schmid, aufgerufen am 12.06.2014; Claus Schubert: Feldbahnen in Süddeutschland, Köln 1989, S. 35.
- 18 KrALB 121.11, Ziegelwerk Schaible. 1898–1935.
- 19 KrALB 121.11, Ziegelwerk Schaible. 1934–1937.
- 20 Tonindustrie-Zeitung und Keramische Rundschau 90 (1928) S. 1789.
- 21 Ebd. S. 1790.
- 22 Firmenprospekt von 1930, S. 2 f.
- 23 Ludwigsburger Kreiszeitung 28.4.1975.
- 24 StAMark M 17 Bü 160; Az. 044.452, Schreiben vom 19.03.2014.

- 25 StAMark M 17 Bü 118.
27 StAMark M 10 Bü 232.
29 Schubert (wie Anm. 17) S. 43.
30 Heinz Trautwein: Das Leben in Murr 1940–1990, Murr 2006, S. 117.
31 Gudrun Aker: Die Geschichte Enzweihingens, in: Enzweihingen 1152–2002, Vaihingen 2002, S. 13–156, hier S. 101.
32 Ebd. S. 115.
33 Persönlicher Bericht von Familie Trostel.
34 Fritz Bürkle: Der Neckar und Freiberg im Wandel der Zeit, Freiberg 1989, S. 236.
35 Ebd. S. 237.
37 Ebd. S. 243 f.
38 Hans-Joachim Knapfer: Die Bottwartalbahn, Schweinfurt 2002, S. 95, 102, 107 f.
39 Hans Dietl: Steinheim an der Murr. Bilder unserer Heimat, Horb 1994, S. 13.
40 Karl Dietrich Adam: Das Urmensch-Museum Steinheim an der Murr, Steinheim 1981, S. 19–21.
41 Ebd. S. 22.
42 StAL FL 20/12 I Bü 15997.
43 Persönlicher Bericht von Matthias Gustav Schüle.
44 Seit 2013 ist diese Lok in ihrer einzigartigen Farbgebung als Großserienmodell der Firma Busch im H0-Maßstab für den Einsatz auf der heimischen Modellfeldbahn im gut sortierten Fachhandel erhältlich (Busch Artikel-Nr. 12111: Diesel-Lok Gmeinder 15/18 gelb/rot, Spur H0f).
45 Jubiläumsbroschüre: Noe – Jakob Noe Nachfolger 1911–2011.
46 StAL E 168 Bü 968: 7 vierachsige Dampfloks, 16 zweiachsige Dampfloks, 10 zweiachsige Dieselloks, 140 Kippwagen (Holzkasten- und Betonrundkipper), 713 Kipploren, 102 Förderwagen, ca. 21 km Gleismaterial, 133 Rechtsweichen, 129 Linksweichen, alles in Spurweite 600 mm.
47 Knapfer (wie Anm. 38) S 20.
48 Thomas Schulz: Die Mühlen im Landkreis Ludwigsburg, Remshalden 1999 (Mühlenatlas Baden-Württemberg Bd. 3), S. 222.
49 Rainer Allmendinger: 125 Jahre Feuerwehr 1878–2003, Murr 2003, S. 32.
50 Knapfer (wie Anm. 38) S. 74, 76.
51 StAL F 229 Bü 32, Bü 46; Hans Dietl: Steinheim an der Murr in alten Ansichten, Zaltbommel 1985, Bild 5.
52 StAL F 229 Bü 54; Ernst Schedler: Oberstenfeld – Gronau – Prevorst in alten Aufnahmen, Horb 1984, S. 29.
53 Bürkle (wie Anm. 34) S. 292; Werkskanal zwischen Flusskilometer 153,10 und 148,60.
54 Ebd. S. 302.
55 Ebd. S. 307–309.
56 Albrecht Gühring: »... dass man suchen sollte, sich eine Wasserkraft zu sichern«. Stuttgarter Kraftwerke in Marbach, Stuttgart 1996, S. 82.
57 Ebd. S. 154.
58 Werkskanal zwischen Flusskilometer 158,93 und 157,63.
59 StAL FL 20/12 II Bü 433.
61 StAL E 168 Bü 968; EL 75 VI a Nr. 5826.
62 StAL EL 75 VI a Nr. 5970.
64 StAL EL 75 VI a Nr. 6068.
63 StAL EL 75 VI a Nr. 5984.
65 Elke Schabet: Der Bau der Autobahn, in: Pleidelsheimer Heimatbuch, Horb 1994, S. 149–154, hier S. 149.
66 StAL EL 75 VI a Nr. 6083, 6084, 6085.
67 Manfred Scheck: Unter dem Diktat der Weltgeschichte. Vaihingen im 20. Jahrhundert, in: Geschichte der Stadt Vaihingen an der Enz, Vaihingen 2001, S. 457–634, hier S. 547.
68 Ebd. S. 545; Bernd Martin: Das Konzentrationslager »Wiesengrund«, in: Schriftenreihe der Stadt Vaihingen an der Enz 4 (1985) S. 135–178, hier S. 157.
69 Manfred Scheck: Zwangsarbeit und Massensterben. Politische Gefangene, Fremdarbeiter und KZ-Häftlinge in Vaihingen an der Enz, Berlin 2014, S. 73.
70 Scheck (wie Anm. 67) S. 547 f.
71 Martin (wie Anm. 68) S. 140; Scheck (wie Anm. 69) S. 13.

- 72 Martin (wie Anm. 68) S. 156–160. 73 Scheck (wie Anm. 69) S. 86–89.
- 74 Von Unterriexingen aus mussten sie unter schlimmsten Bedingungen ein bis zu 421 m langes und 8 m hohes Stollenwerk für die geplante Auslagerung der Daimler-Benz-Produktionsanlagen aus Mannheim unterhalb von Großsachsenheim in den Berg hauen (Deckname »Galenit«); vgl. Herbert Ade-Thurow: Zur Geschichte des Militärstandorts Sachsenheim 1939–1994. Teil 1. Der Wehrmachtsflugplatz 1939–1945, Sachsenheim 2013 (Die Mörin, Heft 74), S. 25 f.
- 75 Manfred Scheck: Das KZ vor der Haustüre. Augenzeugen berichten über das Lager »Wiesengrund« bei Vaihingen an der Enz. Beihefte zur Schriftenreihe der Stadt Vaihingen an der Enz. Heft 4, Vaihingen 2005, S. 14–19.
- 76 Scheck (wie Anm. 69) S. 90.
- 77 Bietigheim 789–1989. Beiträge zur Geschichte von Siedlung, Dorf und Stadt, Bietigheim-Bissingen 1989, S. 689–694.
- 78 Bietigheimer Zeitung vom 4. März 1976.
- 79 Bietigheim (wie Anm. 77) S. 740.
- 80 Ebd. S. 741.
- 81 Stadtarchiv Bietigheim-Bissingen Foto Nr. Acc 11.564/88.
- 82 Bietigheim (wie Anm. 77) S. 741.
- 83 StAL F 181 III Bü 123, FL 20/12 I Bü 15753.
- 84 Gertrud Bolay: Zweihundert Jahre Gipsabbau am Hohenasperg. Ein Beitrag zur Asperger Industriegeschichte, Asperg 2005, S. 16.
- 85 StAL F 181 III Bü 123.
- 86 Bolay (wie Anm. 84) S. 68. 87 Ebd. S. 69.
- 88 Ebd. S. 101. 89 Ebd. S. 106.
- 90 Georg Wennrich: Erdmannhausen, Horb 1986, S. 54–58.
- 91 StAL E 79 II Bü 198.
- 92 Otto-Heinrich Elias: Riet im Königreich Württemberg 1806 bis 1918, in: Riet in Geschichte und Gegenwart, Vaihingen 2012, S. 137–270, hier S. 210.
- 93 Ebd. S. 210 f.
- 94 StAL PL 431 B 6.
- 95 Manfred Scheck: Riet im 20. Jahrhundert, in: Riet in Geschichte und Gegenwart, Vaihingen 2012, S. 271–382, hier S. 315 f. und 356.
- 96 Bürkle (wie Anm. 34) S. 208.
- 97 StAL F 181 III Bü 550.
- 98 Bürkle (wie Anm. 34) S. 211–213.
- 99 Ebd. S. 218. 100 Ebd. S. 229.
- 101 Alexander Brunotte: Zeitsprünge Korntal-Münchingen, Erfurt 2006, S. 95.
- 102 StAL E 169 b Bü 243.
- 103 Hans Walter Wichert: Decknamenverzeichnisse deutscher unterirdischer Bauten des Zweiten Weltkriegs, Marsberg 1999, S. 93.
- 104 Homepage der Deutschen Bahn zum Bahnprojekt Stuttgart-Ulm, aufgerufen am 07.09.2014.
- 105 Betonwerk Pfeleiderer in Neumarkt in der Oberpfalz; Torfwerk Feilnbach in Bad Feilnbach; Inn-Staustufen in Feldkirchen, Teufelsbruck, Gars, Ering, Egglfing; Ziegelei Anton Hanrieder, Harland (seit 2013 eingestellt).

Besonderer Dank gilt den Damen und Herren Frank Bolay, Peter Bosch, Stephan Braun, Hans Brenner, Hans Dietl, Heinz Essig, Gerald Gunzenhäuser, Michael Jaiser, Manfred Kirsammer, Hans-Joachim Knupfer, Horst W. Kurdiovsky, Jens Merte, Siegfried Müller, Heide Nestrasil, Wolfgang Neubacher, Jürgen Ranger, Dieter Resinger, Frank Richter-Ernst, Heidi Sammet-Herter, Marc Sammet, Manfred Scheck, Ernst Schedler, Matthias Gustav Schüle, Jürgen Sigrist, Reiner Trostel, Heiner Weiß, Sabine Weyrauch und Peter Ziegenfuß, die ihre privaten Dokumente und persönlichen Informationen großzügig für die Erstellung dieses Aufsatzes zur Verfügung gestellt haben.

Berichte und Notizen

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2013/2014

I. Die Vorträge im Winterhalbjahr 2013/14 im Staatsarchiv Ludwigsburg

1. Donnerstag, 10. Oktober 2013: Kreisarchivar Dr. Thomas Schulz referierte über die »Entstehung des Großkreises Ludwigsburg. Bemerkungen zur Kreisreform von 1973«. Dieser Vortrag ist im Heft 67/2013 der Geschichtsblätter abgedruckt.

2. Donnerstag, 14. November 2013: Ulrich Krüger, der frühere Verwalter des Schlosses Ludwigsburg, referierte über »63 Jahre im Residenzschloss Ludwigsburg – Erlebnisse und Begebenheiten«.

Der Referent, seit kurzem im Ruhestand als Schlossverwalter, lockte mit kurzweiligen »Plaudereien« über sein Leben und seine Arbeit im Ludwigsburger Residenzschloss besonders viele Besucher in den Vortragsaal des Staatsarchivs. Krüger war erst drei Monate alt, als die Familie in die Dienstwohnung im östlichen Kavalierebau zog. Der Vater war Leiter der Schlossbauverwaltung und hatte daher »Residenzpflicht«. Der Sohn genoss die Winterfreuden im Schlossgarten und lieferte sich, zusammen mit seinen Brüdern, heiße Kämpfe mit den »Talesbanditen«.

Leiter der Schlossverwaltung zu werden, das war nie das Ziel von Ulrich Krüger gewesen. Aber statt Bürgermeister wurde er Nachfolger seines Vaters, für dessen Stelle sich kein anderer Bewerber fand. Mit 22 Jahren war er damit bereits »Boss im Schloss«. Er fand ein »Behördenschloss« vor, belegt von Staatsarchiv, Flurbereinigungsamt und Staatsgalerie. Erst Jahre später konnte die Devise »Verwaltung raus – Kultur rein« umgesetzt werden. Davor existierten zum Teil skurrile Nutzungskonzepte für das Schloss, die vom Olympiastützpunkt für die Dressurreiter bis zum Spielcasino reichten. Aber auch große private Kunstsammlungen, von Thyssen bis Guggenheim, waren am Schloss interessiert. Es bedurfte der Sanierung der gesamten Bausubstanz, um die heutige Nutzung zu ermöglichen. Die rückläufigen Besucherzahlen der Anfangszeit haben sich längst in einen breiten Strom von Besuchern gewandelt.

Dies bedeutete nicht nur viel Arbeit, sondern auch vielfältige Erlebnisse und Begebenheiten. Dazu gehörten die Besuche gekrönter und ungekrönter Staatsoberhäupter, von kleinen Ländern, wie Liechtenstein, bis zu Großmächten, wie Russland oder China. Der Schlosshof war die »gute Stube« der in Ludwigsburg stationierten Streitkräfte und für hochkarätige Musikereignisse. Manch peinliche oder kuriose Situation hatte Ulrich Krüger in den vergangenen Jahrzehnten als Schlossverwalter zu bewältigen, bevor er nun im kommenden Jahr endgültig Abschied vom Residenzschloss nimmt. *ev*

3. Donnerstag, 12. Dezember 2013: Die Leiterin des Ludwigsburg Museums, Dr. Alke Hollwedel, informierte im letzten Vortrag des Jahres über »Das Ludwigsburg Museum im Wandel«.

Mit zahlreichen Bildern stellte Alke Hollwedel das im Mai 2013 (wieder)eröffnete Museum vor. Die Standortwahl für das neue Stadtmuseum zog sich über Jahre hin,

bis die Entscheidung zugunsten der Eberhardstraße fiel, wo es sich die Räume mit der Touristinformation und dem Kunstverein teilt. Außen fällt die vornehme Fassadengestaltung durch die weiße Farbe auf, statt des gewohnten Gelbtönen der Ludwigsburger Barockhäuser. Die Umbaumaßnahmen nach Plänen des Architekturbüros Lederer+Ragnarddóttir+Oei erforderten im Innern massive Eingriffe in die beschädigte historische (Bau-)Substanz. Der Besucher erhält durch ein Leitsystem Hinweise auf die historische Nutzung der Räume.

Die Referentin nahm die Zuhörer mit zu einem Rundgang durch die vom Museums-gestalter HG Merz entwickelte Dauerausstellung, beginnend mit einer Zeitschleife von der Gegenwart bis zur Grundsteinlegung des Schlosses, und durch die sechs Themenräume: »Guter Fürst«, »Idealstadt«, »Musensitz«, »Neuerfindung«, »Soldatenstadt« und »Bürgerstadt«.

Der Rückblick auf die Museumsgeschichte zeigt, dass die Wurzeln des heutigen Ludwigsburg Museum weit zurückreichen, angefangen bei den Lesegesellschaften des 18. Jahrhunderts: Wie diese will auch das neue Ludwigsburg Museum ein Treffpunkt des geistigen Austausches sein. Ein Ausblick auf das künftige Museumsprogramm beschloss den Vortrag. *ev*

4. Donnerstag, 9. Januar 2014: Der Marbacher Stadtarchivar Albrecht Gühring sprach im ersten Vortrag des neuen Jahres über »Treulose und aufrührerische Bösewichter? Der Bauernaufstand des Armen Konrad in Marbach und Umgebung vor 500 Jahren«.

2014 ist ein Jahr der Jubiläen: 100 Jahre Ausbruch des Ersten Weltkriegs und 25 Jahre Mauerfall. Ein wichtiges Jubiläum der Landesgeschichte ist der Aufstand des »Armen Konrad« vor 500 Jahren. In Württemberg herrschte Herzog Ulrich, ein selbstherrlicher Regent. Seine maßlose und verschwenderische Hofhaltung brachten ihn in finanzielle Schwierigkeiten, die er mit Steuererhöhungen und Verminderung von Maßen und Gewichten zu bekämpfen suchte. Die Untertanen waren darüber aufgebracht und verärgert. Zur Kirchweih strömten am 3. Mai 1514 zahlreiche Menschen nach Marbach. Mehrere Redner stachelten die Menschenmenge auf. Teile der bürgerlichen Oberschicht der kleineren Städte schlossen sich den Unzufriedenen an.

Am 7. Juni 1514 trat der Marbacher Städtetag zusammen. 41 Beschwerdepunkte wurden formuliert. Einige Beschwerden betrafen direkt Marbacher Verhältnisse, besonders das »Rennhaus«, ein Renaissance-Schlösschen, und die damit verbundenen Kosten und Unannehmlichkeiten. Verfasser der 41 Artikel war vermutlich der Marbacher Arzt Dr. Alexander Seitz. Bei einer zweiten, größeren Versammlung in Stuttgart wurden die Marbacher Artikel überarbeitet. Auf einer dritten Versammlung entstand daraus der Tübinger Vertrag, das erste Staatsgrundgesetz Württembergs. Gewinner war die Ehrbarkeit, Verlierer waren die kleinen Leute. Unruhen, die im Remstal ausbrachen, wurden militärisch niedergeschlagen. Die Anführer flohen ins Ausland, z.B. Dr. Seitz in die Schweiz. Insgesamt aber war der »Arme Konrad« eine Aufstandsbewegung, die ohne großes Blutvergießen niedergeschlagen werden konnte. Er war aber nur das Vorspiel für den großen Bauernkrieg von 1525. *ev*

5. Donnerstag, 13. Februar 2014: Der Ludwigsburger Journalist und Geschäftsführer Jochen Faber sprach in seinem Vortrag über »Schlechte Zeiten für Menschlichkeit und Toleranz in Ludwigsburg – wie Menschen in der Stadt nach 1933 in Not gerieten«. Dieser Vortrag ist im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter abgedruckt.

6. Donnerstag, 13. März 2014: Nach der unter Leitung der Vorsitzenden in gewohnt zügiger Weise durchgeführten Mitgliederversammlung ging der Ditzinger

Stadtarchivar Dr. Herbert Hoffmann in seinem Vortrag »... sehr vorsichtig allem Neuen gegenüber« auf die Geschichte Schöckingens aus Anlass seiner 1200-Jahr-Feier ein. Dieser Vortrag ist ebenfalls im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter abgedruckt.

II. Sonderveranstaltung im Staatsarchiv Ludwigsburg

Mittwoch, 16. Juli 2014: Im Rahmen einer Sonderveranstaltung in Zusammenarbeit mit der Militärgeschichtlichen Gesellschaft Ludwigsburg e.V. aus Anlass des Beginns des Ersten Weltkriegs vor 100 Jahren hielt Dr. Gerhard Hirschfeld, Professor für Neuere Geschichte am Historischen Institut der Universität Stuttgart, einen Vortrag über die »Julikrise 1914: Wie kam es zum Ersten Weltkrieg«.

Der Erste Weltkrieg, das Initialereignis des 20. Jahrhunderts, begann mit einem Akt staatlich motivierter Gewalt. Dennoch war das Attentat der bosnisch-serbischen Attentäter auf den österreichisch-ungarischen Thronfolger und dessen Gattin weder der eigentliche Auslöser noch die Ursache des nachfolgenden Krieges. In der Julikrise entluden sich bereits seit längerer Zeit vorhandene Konflikte und Spannungen zwischen den europäischen Mächten. Die daraus resultierende Instabilität des internationalen Systems beeinträchtigte die ohnehin reduzierte Handlungs- und Reaktionsfähigkeit der verantwortlichen Staatsmänner, Politiker und Militärs. Dennoch waren sie weder »Schlafwandler« (Christopher Clark) noch Amokläufer. Warum sich die zumeist überalterten Führungseliten entschlossen, den verhängnisvollen »Sprung ins Dunkle« (Bethmann Hollweg) zu wagen, ist nach wie vor umstritten. Der Vortrag des renommierten Stuttgarter Historikers versuchte hierauf Antwort zu geben.

III. Die Sommerfahrten 2014

1. Samstag, 24. Mai 2014: Museum Ludwigsburg.

Der Besuch der Sonderausstellung »Richard Francks Weltkriegsbücherei. Dokumente aus den Jahren 1914–1918« mit der Kuratorin Margrit Röder und der Museumsleiterin Dr. Alke Hollwedel ermöglichte einen interessanten und ungewöhnlichen Blick auf die Ereignisse des Ersten Weltkrieges. Zugleich war dies der erste offizielle Besuch der Mitglieder und Freunde des Historischen Vereins im neuen Museum Ludwigsburg, das seinen Anfang mit den Sammlungsbeständen des Historischen Vereins nahm.

Wie viele seiner Zeitgenossen nahm der Ludwigsburger Industrielle Richard Franck (1871–1931) den Ersten Weltkrieg als einschneidendes historisches Ereignis wahr. Er begann systematisch alles zu sammeln, was mit dem Krieg in Verbindung stand. Als Teilhaber der Kaffeemittelfirma Heinrich Franck Söhne konnte er für sein Vorhaben die Netzwerke und Ressourcen des Ludwigsburger Stammsitzes und der Niederlassungen weltweit nutzen. In kürzester Zeit sammelte Richard Franck am Berliner Firmenstandort große Mengen an Büchern, Zeitungen und Zeitschriften, aber auch Plakate, Inflationsgeld, Lebensmittelmarken, Fotos, Briefe, Tagebücher und Kriegsandenken.

Richard Francks »Weltkriegsbücherei« sollte alle während des Krieges hergestellten Druckerzeugnisse lückenlos dokumentieren. Angesichts der Flut von Veröffentlichungen war dies eine Illusion. Trotzdem wuchs die Weltkriegsbücherei bald zu einer

der umfangreichsten Kriegssammlungen in Deutschland. Diesen Erfolg hatte er auch der Unterstützung durch seine Angestellten zu verdanken, die schwer zugängliche Flugblätter, Maueranschläge oder Grabenzeitungen aus dem Feld an die Adresse der Weltkriegsbücherei schickten.

Ein Blick auf einzelne Dokumente und die erläuternden Ausführungen der Kuratorin Margrit Röder zeigten verschiedene Perspektiven auf den »Großen Krieg« und das Kaffeemittel-Unternehmen in Zeiten der Kriegswirtschaft. Die Gelegenheit zum anschließenden Gespräch mit der Kuratorin und der Museumsleiterin beim Weißwurst-Frühstück im »Café Zichorie« wurde von den meisten Teilnehmern mit Freude wahrgenommen. *ek*

2. Samstag, 13. September 2014: La Solitude – ein Schösserkosmos en miniature. Schloss Solitude zählt zu den aufwändigsten, umfangreichsten und zugleich legendärsten Schöpfungen des 18. Jahrhunderts. Der Kunsthistoriker Michael Wenger – Autor des offiziellen Schlossführers – stimmte schon auf der Anfahrt auf den Bauherrn, Herzog Karl Eugen von Württemberg, und seine vielgestaltige Bauwelt ein. Es gelang ihm an diesem Tag, dass sich alle Teilnehmer gedanklich den vielgliedrigen Schösserkosmos »La Solitude« von einst vollständig vorstellen konnten.

Bei den Besichtigungen des Bärenschlössles, der Kapelle, des Schlosses und eines Teils des ehemaligen Gartens wird rasch deutlich, dass das, was heute unter Schloss Solitude verstanden wird – der Hauptbau mit Flügeln und den sog. Kavaliershäuschen – nur das Fragment einer ausgedehnten Gesamtkonzeption ist. Herzog Karl Eugen hatte die Einsamkeit zwar vordergründig gesucht, schnell aber trat sein Bedürfnis nach Prachtentfaltung wieder hervor. Zwischen 1764 und 1772 entstand so die weitläufige Schlossanlage mit zahllosen Nebengebäuden, Gartenpavillons und Attraktionen im Nahbereich. »Ausflugziele« wurden in den umgebenden Wäldern geschaffen, die durch ein geradliniges Netz von Achsen und Sternen miteinander verbunden wurden und so zugleich die Jagdwälder und Tiergärten erschlossen. Und zu guter Letzt trat die Militärakademie mit schließlich dreihundert Eleven auf den Plan.

Unzählige Facetten machten das höfische Leben auf der Solitude aus: völlige Isolation des Herzogs mit seinen Getreuen wechselte sich ab mit pompösen Spektakeln, Privatheit mit Staatsrepräsentation, tändelndes Rokoko mit inniger Empfindsamkeit. Ein faszinierendes Kapitel der württembergischen Kunst-Geschichte wurde wieder lebendig.

Die informative Fahrt fand bei einem gemütlichen Beisammensein im Restaurant »Schillerhöhe« in Gerlingen ihren Abschluss, wo unser Ehrenvorsitzender Dr. Wolfgang Bollacher in gekonnt amüsanter Weise den Tag lyrisch Revue passieren ließ. *ek*

Der Jahresbericht fußt auf den (Zeitungs-)Berichten von Dr. Erich Viehöfer (*ev*), Elfriede Krüger (*ek*) und dem Programm des Historischen Vereins. *Wolfgang Läßle*

Buchbesprechungen

Ernst Kranich: Eberdingen. Ein Dorf im Wandel der Zeit. Eberdingen 2012, 576 S., Abb., Tabellen, Pläne

Ein spannendes Kapitel der jüngeren Landesgeschichte könnte mit gutem Recht die Überschrift »Gemeindereform« tragen. Mit dem Abschluss dieser Reform im Jahr 1975 endete für zwei Drittel aller baden-württembergischen Gemeinden die Zeit der Selbständigkeit. Auch Eberdingen, das zentrale Dorf im Strudelbachtal, erlitt am 19. September 1975 durch den Zusammenschluss mit Hochdorf an der Enz und Nussdorf zur Einheitsgemeinde Eberdingen das Schicksal des Verlustes der Unabhängigkeit. Mit diesem Tag endet die Geschichte der Gemeinde und mit dem Kapitel »Gemeindereform« endet deshalb auch das Eberdinger »Heimatbuch«.

Wobei der im Vorwort verwendete Begriff »Heimatbuch« eine äußerst bescheidene Umschreibung dessen ist, was Ernst Kranich als Autor und letzter Bürgermeister des alten Eberdingen auf fast 600 Seiten alles über die Geschichte Eberdingens und seiner Bewohner fachkundig zusammengetragen und anschaulich dargestellt hat. Er sichtete die Akten und Protokolle des örtlichen Gemeinde- und Kirchenarchivs genauso wie die Eberdingen betreffenden Unterlagen in den Staatsarchiven und ergänzte seine Recherchen durch Gespräche mit Zeitzeugen und die Sammlung historischer Fotos, um dann aus den verschiedenen Einzelergebnissen die spannende Geschichte und Entwicklung Eberdingens von einem typischen Bauerndorf zu einer attraktiven Wohngemeinde in der Region herauszuarbeiten.

Der erste Teil des Buches ist der Geschichte des Dorfes gewidmet, angefangen mit dem Keltenfürst von Hochdorf, über die erste urkundliche Erwähnung um 1100 im »Hirsauer Codex« und die unterschiedlichen Grundherrschaften bis zur NS-Zeit und dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Im zweiten Teil beschäftigt sich der Autor ausführlich und kenntnisreich mit seinem ehemaligen Arbeitsgebiet, mit der Gemeinde Eberdingen, ihrer Struktur und Verwaltung, ihren Einrichtungen und Aufgaben. Kirche und Schule sind das Thema des dritten Teils. Die wirtschaftliche Entwicklung des Ortes steht im Mittelpunkt des vierten Teils. Das örtliche Handwerk und die Landwirtschaft nehmen dabei eine wichtige Rolle ein, ebenso der Weinbau; immerhin schmückt eine Weintraube das Ortswappen. Im fünften Teil kommen die Vereine und Bewohner Eberdingens zu Wort, die »Spinnstubengeschichten« aus der Vergangenheit, aber auch der unermüdliche Einsatz von Richard Beck für die Verkehrssicherheit. Der sechste Teil führt den Leser in die jüngste Geschichte, die, wie schon erwähnt, mit dem Abschluss der Gemeindereform 1975 endet.

Über 200 historische Schwarz-Weiß-Fotos demonstrieren eindrucksvoll den Wandel des Dorfes im Laufe der Zeit. Ein Anhang u.a. mit Literatur- und Quellenangaben, einem Glossar und einer Zusammenstellung alter Maßeinheiten vermittelt nützliche Hintergrundinformationen. Daneben verweisen Fußnoten auf die jeweils verwendeten Quellen und fett gedruckte Begriffe im laufenden Text erleichtern

die Orientierung. Das umfangreiche Inhaltsverzeichnis am Anfang des Buches gliedert die sechs Hauptteile detailliert und übersichtlich, so dass das Fehlen eines Sach- und Personenverzeichnisses fast nicht mehr ins Gewicht fällt. *Günther Bergan*

Herbert Hoffmann: Schöckingen 814–2014. Ditzingen 2014, 144 S., Abb.

Mit der ersten urkundlichen Erwähnung im »Lorscher Codex« betrat Schöckingen, noch unter dem Namen »Skeckinga«, vor 1200 Jahren am 4. Juni 814 die Bühne der Geschichte. Für den Ditzinger Stadtarchivar Herbert Hoffmann Anlass, den alteingesessenen wie den neu zugezogenen Schöckingern die Geschichte ihres Ortes näher zu bringen. So ist ein abwechslungsreich gestaltetes Buch zur 1200-Jahr-Feier entstanden, das dem Leser durch den gut verständlichen Text und die zahlreichen historischen und aktuellen Fotografien einen problemlosen Zugang zur Ortsgeschichte ermöglicht.

Erste Siedlungsspuren im Schöckinger Raum gehen auf das Neolithikum vor rund 7500 Jahren zurück. Über die Zeit der Kelten, Römer und Alamannen geht es auf 20 Seiten in einem Parforce-Ritt durch die Geschichte weiter bis ins Mittelalter zu den Herren von Nippenburg, die 1485 das letzte Viertel der Ortsherrschaft erwarben. Schuld an dem Tempo hat allerdings nicht der Autor, sondern die ausgesprochen dünne Aktenlage. Die Freiherren von Gaisberg übernahmen ab 1660 die Lehensherrschaft von Schloss und Dorf Schöckingen. Die Überlieferung wird ab jetzt dichter und die Berichterstattung lässt keine Wünsche mehr offen. Ausführlich behandelt Hoffmann vor allem die jüngere Geschichte, sprich das 19. und 20. Jahrhundert: die Zeit der napoleonischen Kriege, die Revolution von 1848, den Aufbruch Schöckingens ins 20. Jahrhundert, die Jahre zwischen den beiden Weltkriegen, vor allem dabei die Zeit des NS-Regimes, den Neuanfang nach 1945 und schließlich die Eingliederung von Schöckingen nach Ditzingen.

In farblich vom Text abgesetzten »Kästen« werden dem Leser ergänzende Hintergrundinformationen vermittelt, u.a. über das Pfarrhaus, in dem Christoph Dionysius Seeger, der geistige Vater der Hohen Carlsschule, geboren wurde. Martin Benz berichtet von der berühmtesten Schöckingerin und erklärt, was ein gewilderter Hirsch mit der Einführung der Reformation in Schöckingen zu tun hat. Die »Kästen« gewähren auch Einblicke in Schöckinger Gerichtsprotokolle oder in den Kaufvertrag des »Großen Hauses« aus dem Jahr 1811. Friedrich Freiherr von Gaisberg-Schöckingen beschließt das Buch mit einer Schilderung des harten Bauernlebens im Strohgäu um 1900.

Abschließend sei festgestellt, dass Herbert Hoffmann kein Ortsbuch im herkömmlichen Sinn mit der Vorstellung sämtlicher Vereine, Bürgermeister und Pfarrer vorgelegt hat, vielmehr ein Geschichtsbuch, das neugierig und Appetit auf mehr machen will. Vielleicht wurde auch deshalb auf detaillierte Literatur-, Quellen- und Bildnachweise verzichtet. Dass allerdings an einem Inhalts- und auch an einem Stichwortverzeichnis gespart wurde, erschwerte die Suche und Orientierung in dem Buch doch erheblich. Schade! *Günther Bergan*

Alke Hollwedel: Ludwigsburg Museum. Stuttgart 2014, 240 S., Abb.

Um es vorab gleich auf den Punkt zu bringen: Wer im neuen Ludwigsburg Museum die Dauerausstellung »Planstadt Ludwigsburg« besuchen möchte und dazu einen Führer sucht, besorge sich am Empfang die erläuternden Faltblätter, die kompetent durch die sechs Kabinette der Ausstellung führen.

Das hier zu besprechende Buch ist viel mehr als ein reiner Museumsführer, es ist die Visitenkarte des Museums, es atmet den Geist des Gebäudes und strahlt vornehm zurückhaltende Noblesse aus. Überschriften, Vorsatz- und Zwischenblätter sind in Gold gehalten, von kühler, artifizieller Eleganz die fotografischen Innenansichten des Gebäudes, mal menschenleer, mal von zwei Tänzern der Tanz- und Theaterwerkstatt schemenhaft belebt. Der grob strukturierte Einband ist ein Hinweis auf die teilweise unverputzten Wände der Innenräume und gleichzeitig der erste Eindruck des Buches wie auch der erste Eindruck beim Betreten des Gebäudes.

Im ersten Drittel des Buches stellen Arno Lederer, federführender Architekt, HG Merz und Pablo von Frankenberg, Ausstellungsgestalter, sowie Alke Hollwedel als Museumsleiterin die Idee und das exponatbasierte Gestaltungskonzept des MIK – Museum, Information, Kunst vor. »Eigentlich handelt es sich um einen Gemischtwarenladen.« Mit diesem überraschenden Satz beginnt Arno Lederer seinen Beitrag, in dem er in sachlich nüchternen Sätzen die Probleme, Erwartungen und Aufgaben schildert, die ein Architekt beim Umbau eines barocken Gebäudes in einen modernen Zweckbau zwischen Denkmal- und Brandschutz zu lösen hatte. HG Merz und Pablo von Falkenberg glaubten offensichtlich, ihre Intensionen bei der chronothematischen Gestaltung der Dauerausstellung in den offenen Räumen des Gebäudes und in den Kabinetten des Museums in intellektuell höheren Sphären ansiedeln zu müssen. So stellen sie eingangs ihres Beitrags folgerichtig fest: »Museumsdinge sind dekontextualisierte Dinge, die in einer Ausstellung rekontextualisiert und auratisiert werden, was mit einer De- und Resimiotisierung einhergeht.« Nur gut, dass Alke Hollwedel bei ihrem »Ausstellungsrundgang« und ihrer »Gebrauchsanweisung der Ausstellung« den Leser wieder auf den Boden der Realität zurückführt.

Der größere Teil des Buches beschäftigt sich ab Seite 79 mit der Dauerausstellung »Planstadt Ludwigsburg«. Er ist eine im Text und Inhalt stellenweise gekürzte, dafür aber bebilderte Version der anfangs erwähnten Falblätter. Zu bemerken bliebe noch, dass alle Texte, Bildunterschriften und Anmerkungen seitenweise, quasi simultan, ins Englische übersetzt wurden.

Günther Bergan

Joachim Hennze: 500 Jahre Weinberghaus in Heilbronn. Heilbronn 2013, 42 S., Abb.

Sie werden sich fragen, was eine Festschrift anlässlich des 500-jährigen Bestehens eines Heilbronner Weinberghauses am Wartberg mit Ludwigsburg oder zumindest mit dem Kreis Ludwigsburg zu tun hat. Im Grund eigentlich gar nichts, wenn der Autor in seine Abhandlung nicht ein allgemeines Kapitel mit dem Titel »Weinberghaus, Belvedere, Gesellschaftshaus – Entwicklung eines Bautyps und Beispiele aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts« eingeschoben hätte. Darin vergleicht er u.a. den Pavillon im Ludwigsburger Ratskeller-Garten und das Weinberghaus von Thouret im Ostgarten des Schlosses mit verwandten Gebäuden ähnlichen Bautyps aus deutschen Weinbau-Regionen. Dabei spannt sich der Bogen von einem Gesellschaftshaus in Trier und einem Weinberghaus am Gundelsheimer Michaelsberg über einen Pavillon von Balthasar Neumann in Randersacker am Main und ein Gartenhaus am Bamberger Friedrichsbrunnen bis zu Goethes Gartenhaus in Weimar und dem Weinberghaus von Novalis in Roßbach bei Naumburg. Allen Freunden von Garten- und Weinberghäusern, egal ob sie am Neckar in Heilbronn, am Main, der Ilm oder an der Mosel stehen, sei die kleine Broschüre wärmstens empfohlen.

Günther Bergan

Inken Gaukel, Roland Müller: Carl von Etzel und die Anfänge der Eisenbahn in Württemberg. Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 110. Stuttgart 2013, 160 S., Abb.

Viele Millionen sind schon auf der von ihm ausgetüftelten und geplanten Eisenbahntrasse über den Brenner in den Süden nach Italien gefahren. Moderne ICEs und TGVs, aber auch Güterzüge meistern mit seiner Hilfe mühelos die Auffahrt auf die Schwäbische Alb hinter Geislingen. S-Bahnen und Regionalzüge fahren noch heute durch die von ihm in der Region gebauten Tunnel. Die Rede ist von Carl von Etzel, dem bedeutenden, weit über die Grenzen seines württembergischen Heimatlandes hinaus geschätzten und gefragten Eisenbahn-Pionier. Er plante und baute nicht nur die bereits erwähnte Brennerbahn und die Geislinger Steige, sondern auch Strecken in der Schweiz von Olten nach Bern bzw. von Basel nach Olten mit dem Viadukt bei Rümelingen, an dem auch der Ludwigsburger Baumeister Friedrich Baumgärtner d. J. maßgeblich mitwirkte. Carl von Etzel entwarf 1844 den ersten Stuttgarter Bahnhof in der Bolzstraße, er baute den Prag- und den ersten Rosensteintunnel, die Tunnel bei Maulbronn und Kirchheim/N., vor allem aber sein auffälligstes Bauwerk in der Region, das Enztalviadukt in Bietigheim, dessen 150-jähriges Jubiläum 2003 gefeiert wurde. Die Planung der heute vielbefahrenen Neuen Weinsteige in Stuttgart stammt allerdings von seinem Vater, Eberhard von Etzel.

Aus Anlass des 200. Geburtstages von Carl von Etzel im Januar 2012 organisierte das Stadtarchiv Stuttgart in seinen neuen Räumen in Bad Cannstatt eine Ausstellung über das Werk des heute fast vergessenen Ingenieurs und Verkehrsplaners. Mehrere Vorträge kompetenter Referenten ergänzten die Ausstellung im Rahmen eines Begleitprogramms. Die vorliegende Publikation versteht sich zum einen als retrospektiver Katalog und zum anderen als gestalterische Fortführung der Ausstellung. Der erste Teil ist, ausführlich bebildert und knapp kommentiert, den einzelnen Themenschwerpunkten der Ausstellung gewidmet: die Familie Etzel, die Anfänge der Eisenbahn in Württemberg, der Stuttgarter Bahnhof, die Eisenbahnbauten in Württemberg und im Ausland, Etzels architektonisches Schaffen. Im zweiten Teil sind zur Vertiefung der Ausstellungsinhalte die fünf wissenschaftlichen Vorträge des Rahmenprogramms mit ergänzendem Bildmaterial wiedergegeben. Das Leben und vielseitige Werk Etzels in Stuttgart, Württemberg, in der Schweiz und Österreich stehen im Mittelpunkt von drei Vorträgen. Interessant der Beitrag über die Rolle und Stellung Etzels im technikgeschichtlichen Umfeld des Eisenbahnbaus um 1845. Mit dem allgemeinen Thema Eisenbahn und Industrialisierung befasst sich der abschließende Beitrag.

Freunde der Eisenbahngeschichte werden sicher ihr Vergnügen an der inhaltlich wie optisch gelungenen Veröffentlichung des Stadtarchivs Stuttgart haben.

Günther Bergan

Irmgard Sedler, Martin Burkhardt: Im Zeichen des Salamander. Firmengeschichte in Selbstzeugnissen. Stuttgart 2014, 408 S., Abb.

Firmengeschichten zeichnen sich im Allgemeinen, bedingt durch die beschriebene Materie, durch eine gewisse spröde Trockenheit aus. Verkaufszahlen, Neugründungen, richtungsweisende Erfindungen, Verdienste des Firmengründers im sozialen Bereich, Jubiläen, Umsatzsteigerungen werden anhand der in den Firmenarchiven vorhandenen Materialien möglichst objektiv dargestellt. Die subjektive

Darstellung dagegen verfolgt einen anderen Weg. In Selbstzeugnissen wie Briefen, Tagebuchaufzeichnungen oder Lebenserinnerungen berichten Zeitzeugen authentisch aus ihrer Sicht über die Geschichte, z.B. einer Firma. Irmgard Sedler, Leiterin des Kornwestheimer Museums, und Martin Burkhardt vom Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg in Hohenheim verfolgen bei der Darstellung der Geschichte der Schuhfabrik Salamander in Kornwestheim den zweiten, spannenderen und kurzweiligeren Weg. Er bietet neben den sachlichen Zusammenhängen vor allem die Möglichkeit, auch Blicke hinter die Kulissen zu werfen oder kleine, aber charakteristische Geschichten am Rande zu erfahren. In einem ersten Quellenband zur Firmengeschichte haben die Autoren deshalb drei einschlägige Zeitdokumente zusammengestellt.

Den Anfang bilden in einem sog. Kopierbuch erhaltene Briefe von Ernst Gottlob Sigle, die er während eines Aufenthalts in Amerika zwischen 1896 und 1897 an seinen älteren Bruder und Firmengründer Johann Jakob Sigle geschrieben hat. Technisch begabt und interessiert berichtet er darin sachkundig und detailliert anhand von zahllosen Skizzen von seinen Besuchen, Erfahrungen und Anregungen in den führenden Schuhfabriken Nordamerikas. Eine Art Werksspionage oder auch Technologietransfer in die noch junge Schuhfabrik des Bruders. Der zweite Quellentext »Lebenserinnerungen« stammt ebenfalls von Ernst Sigle. Der autobiographische Text, Ende der 1930er Jahre verfasst, schildert seine persönliche und berufliche Entwicklung in der Firma vom Gesellen zum technischen Direktor und späteren Vorsitzenden des Aufsichtsrats.

Ausschnitte aus den über 1800 Seiten umfassenden »Erinnerungen aus meinem Leben« von Rudolf Moos, dem aus Buchau am Federsee stammenden Berliner Schuhgroßhändler und Geschäftspartner von Jakob Sigle, lassen die Geschichte des Hauses Salamander aus einem anderen Blickwinkel erscheinen. Zwei subjektive Darstellungen, die von Ernst Sigle und Rudolf Moos, stehen einander gegenüber, ermöglichen Vergleiche und dienen der Kontrolle und Ergänzung bekannter archivischer Quellen. Der Leser erlebt das Wachsen eines internationalen Schuhimperiums und den Aufstieg einer kleinen Schuhfabrik zum Marktführer in Europa. Er lernt aber auch Jakob Sigle als dominanten Bruder kennen, der den elf Jahre jüngeren Ernst nicht nur wegen der Technik, sondern auch wegen einer unpassenden Liebschaft kurzerhand nach Amerika schickte und drei Jahre nach seiner Rückkehr auch noch die Hochzeit mit der Tochter eines Schuhfabrikanten einfädelt. Über »Lurchi« erfährt man nichts, dafür aber ist es interessant zu lesen, dass der Name Salamander ursprünglich gar nicht für Schuhe, sondern von Rudolf Moos zunächst für Schuhputzmittel und erst später für Schuhe als Warenzeichen geschützt wurde. Amüsant die Geschichte, wie Max Levi, der aus Stuttgart stammende kaufmännische Partner von Jakob Sigle, das erste Mal Rudolf Moos in Berlin die Siglesche Kollektion vorstellte und dieser auf schwäbisch bemerkte: »Dös sind Muschter für die oberschwäbische Baurä und net für die Friedrichstraß in Berlin.« Vor dem Leser entwickelt sich so keine vollständig durchgehende, dafür aber eine äußerst lebendige Geschichte im Zeichen des Salamanders.

Kurzbiographien der Hauptakteure von Salamander, ein nützliches Glossar zur Schuhtechnik (wer kennt heute noch den Unterschied zwischen einer Biesen- und einer Bestechnaht oder weiß etwas mit einem Strupfen anzufangen) sowie ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis vervollständigen den Band.

Günther Bergan

Angelika Baumeister-Lützelshwab, Britta Slusar: Damals daheim – Die 50er Jahre. Der Kreis Ludwigsburg in alten Aufnahmen aus den Jahren 1950–1959. Ludwigsburg 2012, 136 S., Abb.

Die 50er Jahre – die Zeit des Wirtschaftswunders, das erste eigene Auto, der neue Roller, Urlaub in Italien, Tanzstunde im weißen Kleid mit Petticoat und Konfirmation im züchtigen Schwarzen, Fußballweltmeisterschaft noch ohne eigenen Fernseher, Nierentische und Tütenlampen, keine Parkplatzprobleme usw., insgesamt eine wichtige und deshalb auch spannende Zeit, die gerade eine nostalgische Renaissance erlebt. Der vorliegende Bildband greift das Thema auf, als Fortsetzung eines ersten, 2011 in gleicher Aufmachung bei Ungeheuer + Ulmer erschienenen Bandes über die Zeit bis 1950 (Rezension in den Geschichtsblättern Heft 66/2012).

Redakteure der Ludwigsburger Kreiszeitung haben dieses Zeitdokument für Jung und Alt zusammengestellt, wobei es sicher keine leichte Aufgabe war, aus den zahlreich eingesendeten privaten Fotos von Lesern eine aussagekräftige und abwechslungsreiche Auswahl zu treffen. Im Gegensatz zum ersten Band, bei dessen Gestaltung dies sehr gut gelungen war, bewahrheitet sich hier jedoch die alte Weisheit, dass weniger oft mehr ist. Auffällig sind die häufigen Wiederholungen. Fast 30 Gruppenaufnahmen in Reih und Glied, etwa 20 Festumzüge und über 50 Kinderbilder mit und ohne stromlinienförmigen Korbwagen wirken auf die Dauer ermüdend und verdecken den Reiz der anderen, teilweise originellen und auch historisch interessanten Aufnahmen, beispielsweise ein Winteridyll in der Abelstraße in Ludwigsburg, den Brückenbau in Neckarrems, einen Hausmetzger in Kleiningersheim oder die Fähre zwischen Mundelsheim und Hessigheim. Viele Aufnahmen stammen zwar aus der Zeit, sind aber trotzdem nicht zeittypisch, wie ein Neugeborenes auf dem Wickeltisch oder ein mosttrinkender Opa in der Küche. Kurze, meist sehr persönlich gehaltene Bildunterschriften mit voller Namensnennung der Abgebildeten erläutern wie in einem Familienalbum die Fotos. Die Einsender wird's freuen. *Günther Bergan*

Manfred Scheck: Zwangsarbeit und Massensterben. Politische Gefangene, Fremdarbeiter und KZ-Häftlinge in Vaihingen an der Enz 1933 bis 1945. Berlin 2014, 295 S., Abb.

Am Beispiel seiner Heimatstadt Vaihingen beschäftigt sich der Autor mit dem dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte. Durch die Art seiner Darstellung gelingt es ihm, das Schreckliche, das an sich Unbegreifliche, auf der Grundlage nüchterner Fakten ein Stück weit begreifbar zu machen – als ein Lehrstück, wie Barbarei, unvorstellbares Leid und schlimmste Verbrechen nicht nur irgendwo weit entfernt, sondern unmittelbar vor unserer Haustür geschehen konnten.

Auf beeindruckende und zugleich bedrückende Weise erfährt der Leser, wie die alte württembergische Oberamts- und Kreisstadt unterm Kaltenstein »vom ersten bis zum letzten Tag des Dritten Reiches in das Unrechtssystem des NS-Staates einbezogen« war. Es begann im März 1933, als das Schloss Kaltenstein zur Durchgangsstation für politische Gefangene auf dem Weg ins KZ Heuberg wurde. Es endete am 7. April 1945, als ein Minenräumtrupp der französischen Armee das KZ Vaihingen entdeckte und die rund 650 Überlebenden befreite. Fast 1500 Menschen sind in dem zynisch als »SS-Kranken- und Erholungslager« bezeichneten KZ unter den grausamsten Umständen gestorben oder umgebracht worden. Vaihingen war während des Krieges außerdem Aufenthaltsort für Tausende, die für kürzere oder aber auch längere Zeit

unfreiwillig hier sein mussten: polnische und französische Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen als Arbeitskräfte für die heimischen Betriebe oder für das Rüstungsprojekt »Stoffel«.

Die Darstellung endet jedoch nicht mit dem April 1945. Manfred Scheck geht auch auf das weitere Schicksal der Opfer und Opfergruppen ein, und unter der Überschrift »Suche nach Gerechtigkeit« geht er ausführlich der Frage nach, was mit den Leuten geschehen ist, die für die Verbrechen verantwortlich waren. Breiten Raum nimmt auch die Geschichte der Erinnerungskultur ein: von der Anlage des KZ-Friedhofs bis zur Errichtung der Gedenkstätte im Jahr 2005. Ein eigenständiger Abschnitt über das KZ Unterriexingen, das faktisch als »Unterkommando« von Vaihingen aus geführt wurde, ein Anhang mit exemplarischen Dokumenten, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Register schließen das Buch ab.

Das Buch macht ohne Zweifel betroffen. Im Blick auf sein Thema kann dies auch gar nicht anders sein. Dem Autor ist jedoch zu danken, dass es ihm gelungen ist, das sicherlich schwierigste Kapitel der Stadtgeschichte auf gleichermaßen informative wie sensible Weise aufzuarbeiten.

Thomas Schulz

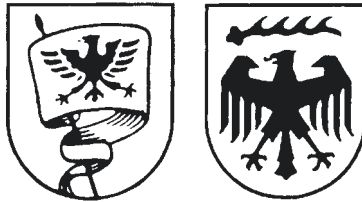
Bildnachweis

- Archiv des Hauses Württemberg: S. 105, 107, 130
Archiv Förderverein Synagogenplatz Ludwigsburg: S. 189 (li.)
Archiv Stolperstein-Initiative Ludwigsburg: S. 185, 187
Archiv VVN/BdA: S. 182
Günther Bergan, Ludwigsburg: S. 137, 141 (u.)
Frank Bolay: S. 200
Sammlung Stephan Braun: S. 213
Hans Brenner: S. 209
Evangelisches Landeskirchliches Archiv Berlin: S. 78
Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz: S. 74
Gerald Gunzenhäuser: S. 203
Hauptstaatsarchiv Stuttgart: S. 76, 208
Kreisarchiv Ludwigsburg: S. 12, 27, 36, 102, Umschlagbild
Kreismedienzentrum Ludwigsburg: S. 217
Landesmedienzentrum Baden-Württemberg: S. 101, 108, 112, 115, 117, 122, 125, 127
Landesmuseum Württemberg: S. 61
Wolfgang Neubacher (FIM): S. 195
Familie Sammet: S. 205
Daniel Schulz: S. 64, 69, 70, 80
Manfred Simons, Markgröningen: S. 30, 34
Staatsarchiv Ludwigsburg: S. 214, 221, 224 (u.)
Stadtarchiv Bietigheim-Bissingen: S. 87, 89, 219
Stadtarchiv Ditzingen: S. 8, 10, 13, 16, 19, 22
Stadtarchiv Esslingen: S. 52
Stadtarchiv Freiberg a. N.: S. 224 (o.)
Stadtarchiv Korntal-Münchingen: S. 226, 227
Stadtarchiv Ludwigsburg: S. 140, 141 (o.), 143, 144, 145 (o.), 148–152, 154, 157, 186, 189 (re.), 190
Stadtarchiv Marbach a. N.: S. 164, 168, 171, 175, 177, 211
Stadtarchiv Markgröningen: S. 32, 37, 40, 42, 44, 48
Stiftung Stadtmuseum Berlin: S. 79
Universitätsbibliothek Tübingen: S. 92–97
Michael Weyrauch: S. 199
Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg, Stuttgart: S. 145 (u.), 147, 181

»Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900–2014

Heft	Jahr	Seiten	Heft	Jahr	Seiten
Redaktion Christian Belschner:			Redaktion Dr. Wolfgang Schmierer:		
1	1900	87	35	1983	180
2	1901	100	36	1984	242
3	1903	106	37	1985	245
4	1905	186	38	1985	196
5	1909	115	39	1986	224
6	1911	88	40	1987	252
7	1913	57	41	1988	200
8	1916	48	42	1988	224
9	1923	119	43	1989	188
10	1926	107	44	1990	232
11	1930	133	45	1991	236
12	1939	46	46	1992	232
			47	1993	168
			48	1994	196
			49	1995	264
			50	1996	200
			51	1997	244
Redaktion Dr. Oscar Paret:			Redaktion Dr. Thomas Schulz:		
13	1957	140	52	1998	240
14	1960	66	53	1999	228
			54	2000	220
			55	2001	256
			56	2002	204
			57	2003	200
			58	2004	296
			59	2005	216
			60	2006	224
			61	2007	216
			62	2008	220
			63	2009	204
			64	2010	248
			65	2011	232
			66	2012	240
			67	2013	228
			68	2014	248
Redaktion Heinrich Gaese:			Hefte 1–4, 11, 13, 26 und 28 vergiffen, alle anderen lieferbar.		
15	1963	162			
16	1964	203			
17	1965	207			
18	1966	192			
19	1967	164			
20	1968	196			
Redaktion Dr. Willi Müller:			Ebenfalls noch lieferbar ist der 1997 vom Historischen Verein zu seinem 100-jährigen Jubiläum herausgegebene Sammel- band »Ludwigsburg. Erinnerungen aus Stadt und Kreis 1897–1997«.		
21	1969	92			
22	1970	116			
23	1971	195			
24	1972	272			
25	1973	141			
26	1974	141			
27	1975	199			
28	1976	161			
29	1977	179			
Redaktion Dr. Paul Sauer:					
30	1978	128			
Redaktion Dr. Wolfgang Schmierer:					
31	1979	148			
32	1980	188			
33	1981	256			
34	1982	176			

Bestellungen: Buchhandlung Aigner, Arsenalstraße 8, 71638 Ludwigsburg



Stadt und Kreis Ludwigsburg